



EX BIBLIOTHECA  
CAR. MORGENSTERN.

4245.

Wilhelm Meisters

Wanderjahre.



Dritter Theil.

---

Quedlinburg und Leipzig 1822,  
bei Gottfried Basse.



Wilhelm Meisters

W a n d e r j a h r

---

D r i t t e s   B u c h .

## Erstes Capitel.

---

Es dämmerte. Die Morgenluft regte sich in den hohen Zweigen und die Pfade wurden kenntlicher. Zwischen den Bäumen durch brannte ein reines Roth vom östlichen Himmelrande auf gegen die nächtliche Bläue des Westens.

Die beiden Freunde waren bisher still neben einander hingeritten. Sie schienen

Beide gleich sehr das Reden zu fürchten und die Gedanken, die sie beschäftigten, ungern missen zu wollen.

Wilhelmen besonders war, so lange die Dunkelheit ihn umgab, sehr ängstlich zu Muthе gewesen. Er war die erste Strecke des Weges gleichsam bewußtlos und wider Willen fortgezogen worden. Es lag ihm schwer auf dem Herzen, daß er von den Menschen, die ihn am reinsten achteten, am uneigennützigsten liebten, bereits geschieden sey; daß nun Monate, vielleicht Jahre zwischen dem Jetzt und dem Wiedersehen genußlos und quälend, wie ihm schien, sich ausdehnten. Wie? hatte er gedacht, und mußte es denn seyn, daß ich sie verließ? Mußte ich in die Ferne ziehen, auch dann noch, wenn mein eige-

nes Herz mich nicht mehr zu ihr hinaus-  
treibt, wenn es mir deutlich sagt, daß hin-  
ter mir sein Glück liege und nicht mehr  
nach vorn?

Er verlor sich in den trüben Gedan-  
ken, ja man dürfte sagen, er wollte sich  
darin verlieren, er suchte gar nicht, sie zu  
bannen oder wenigstens zu ordnen. Es  
gefiel ihm die Stärke seines Gefühles, ob-  
wohl sie ihn schmerzte.

„Könnte es wieder so werden, wie es  
war!“ sagte er leise in sich hinein. „Könnte  
ich gleich jetzt umkehren, auf alles Reisen  
verzichten, bei ihnen bleiben, mich ankau-  
fen.“ — Die Phantasie riß ihn fort; er  
hielt ihre Vorspiegelung einige Augenblicke  
für ein unvermuthet gefundenes Mittel, um

Er konnte das Lied nicht vollenden. Denn in ungezählten Wiederholungen schwebten die Vorstellungen dieser wenigen Zeilen ihm vor der Seele. Die rechte Wehmuth kann und mag für ihre Lieder keinen Schlußgedanken haben. Sie will und sie muß sich selber nähren und vernichten, und nur die Zeit, die sich in der Wiederholung, nicht die Gedankenwelt, die sich in einem geordneten Schluß ausspricht, hat einige Hoffnung, sie zu überwinden.

Die wachsende Tagesröthe ermunterte ihn endlich. Als die Sonne über den Himmelsrand hervorblitzte, war es ihm, als ob er erwache. Er athmete tief auf und wendete sich zu seinem Gefährten.

„Guten Morgen!“ sagte dieser, indem

sich aller Schmerzen zu entledigen. Der Rückweg war so kurz. In der Unruhe des auf heute einfallenden Festes war die kleine Beschämung, die in den ersten Fragen der Zurückgebliebenen liegen mußte, so leicht zu überwinden. Schon ritt er langsamer; schon malte er sich die Austritte des Wiederfindens in allen Einzelheiten aus. Aber wie alles, was man sich an Gestalten und Bildern aus den Wolken herausgedacht hat, von einem einzigen Windstoß vernichtet wird, der die neblichten Formen zerweht, so verschwanden ihm seine traumähnlichen Gedanken vor der wiederkehrenden hellern Besinnung. „Es ist vorüber!“ sagte er schmerzlich; „und ich will es nur gleich recht fest denken, mir recht lebendig vorstellen, daß das alles nun ganz und gar vorüber ist! Herz, sey stille!“ sprach er, indem er



die rechte Hand, wie um es zu fassen, darüber legte und seinen starken Schlag fühlte. „Armes Herz,“ sagte er wehmüthig, „es ist ja doch vergebens, es ist ja doch alles vorüber — ich will, oder wenigstens ich wollte und du mußt nun.“

Um seine traurigen Gedanken zu mildern, ohne sie hart von sich zu stoßen, bildete er sie in die Formen des Wohllautes. Folgende Verse blieben noch lange darnach in seinem Gedächtniß:

Einsam durch die Nacht dahin  
 Treibt's den Jüngling in die Ferne;  
 Nebel durch den Busen ziehn,  
 Dämmern bleich die kalten Sterne.  
 Schlägt sein Herz umsonst zurück,  
 Kann den eignen Schmerz nicht fassen,  
 Will das schon verlorne Glück  
 Immer noch nicht von sich lassen.

er ihm die Hand drückte; „wie steht's?“ Die bekannte Freundesstimme that ihm wohl. So hatte er doch noch Einen von den Geliebten bei sich, und dieser Eine, wenn er zurückkehrte, konnte doch unmöglich fremd aufgenommen werden. Das hatte für ihn etwas Tröstliches. In solcher Gesellschaft mußte man doch auch ihn einst wieder freundlich begrüßen, man konnte nicht kalt gegen ihn seyn, wie die Furcht es ihm so ängstlich wahrscheinlich gemacht hatte. Er hielt die Hand des Freundes fest. Die Verbindung mit ihm schien der Faden seyn zu müssen, an welchem er durch das Labyrinth der Ferne zu dem heitern Sonnenscheine der verschwundenen Tage sich zurückzufinden habe.

Es war ihm nun Bedürfniß, seinem



Herzen in Neben Lust zu machen, und der Freund kam ihm darin entgegen. Wilhelm sprach viel. Alle kleinen Begebenheiten der letzten Wochen kamen in dem ernst-lieblichen Gewande der Erinnerungen in seine Seele, wie um Abschied zu nehmen und Lebewohl zu sagen, und er ließ sie alle vor dem Auge des Freundes sichtbar werden. Dieser gab sich gar keine Mühe, ihn davon abzuziehen und alles, was Meister erzählte, war auch von der Art, daß es nicht mißbilligt werden konnte.

Zulezt aber ging Wilhelm wieder zu seinen Klagen über. „Wenn ich einst kehre,“ sagte er, „so ist Alles anders! Dann sind es nicht mehr die gewohnten Zimmer, in die ich zum Gruße hinein trete. Die Geräthe sind andere, oder sie haben sich in

eine andere Ordnung finden müssen. Es ist nicht mehr der nämliche Garten, oder er hat doch nicht mehr dieselbe Frühlingsgestalt, nicht dieselben Stauden, Blüthen und Blumen, es wird doch in den Gängen und Gebüschern vieles ein ganz fremdes Aussehen tragen. Im Dorfe wird nicht mehr diese trauliche Fröhlichkeit des Sinnes auf den meisten Gesichtern zu lesen seyn. Sie werden sich unter dem neuen Herrn und seinen ungewohnten Einrichtungen gedrückt fühlen. Wenigstens werden die guten Leute mich nicht mehr so bekannt, so schalkhaft grüßen, wie in den vergangenen Tagen, wenn ich mit dem Baron, mit der Gräfin oder mit Mathilden ihnen begegnete. Ach und vielleicht sind auch diese nicht mehr dieselben; vielleicht mühen sie sich mit fühlbarem ängstlichen Streben, sich

in den alten lieben Umgangston zurückzufinden, und es ist ihnen doch unmöglich. Es sind doch andere Worte, in denen sie reden, es ist ein kälterer Ton, der die Worte trägt, ein unsicherer Blick, der sie begleitet und erklärt."

„Zum Theil scheint mir Ihre Furcht grundlos," versetzte der Hauptmann. „Die Veränderungen des Leblosen, alles was sich in Haus, Garten und Park fremd ausnehmen mag, werden Ihnen kaum das erste Mal auffallen. Von der Lage der Dorfbewohner erwarte ich das Beste. Ein reines religiöses Leben macht überall glücklich, und die Einwirkung der Gräfin wie des thätigen Predigers wird das Schrofne, Aengstliche und Nachgeahmte größtentheils entfernen, das die Plane des Grafen ur-

sprünglich wohl mit den ähnlichen Ideen jedes Laien gemein haben mögen. Er erzählte, daß der Graf ihm den Auftrag gegeben, Menschen aller Classen und Stände, die er für geeignet halten würde, unter den vortheilhaftesten Bedingungen zu ihm einzuladen. Gerade dadurch hoffe er zu einem wirklich besseren Zustande der ganzen Gegend thätig mitwirken zu können. „Sie werden,“ fuhr er fort, „diese neuen Ansiedler auf unserer Reise zum Theil selbst kennen lernen. Es wird Ihnen lieb seyn, wenn Sie dieselben einst bei Ihrer Rückkehr als lebendige Erinnerungen an unsere gemeinschaftliche Fahrt wieder finden. Daß der Graf, vielleicht auch der Baron alsdann Ihnen etwas anders erscheinen, ist gewiß nicht gegen Ihren Wunsch. Daß aber die Gräfin gegen Sie die nämliche, warme

Freundin seyn werde, das kann ich verbürgen. Ihr frommes Herz kann den Dank für die Ueberlassung des Kindes nie erledigt halten: nach Jahren wird er noch lebhaft, wie gestern seyn. Der Fromme ist in einer Schule, wo das Gefühl der Verpflichtung durchaus bleibend wird."

„Und Mathilde?“ fragte Wilhelm, „warum schweigen Sie von der? Wird Sie dann auch noch früh am Tage in den Garten hinaustreten? wird der Blick der blauen Augen dann noch so arglos vertrauend bis ans Herz gehen? Ach nein, er ist dann gewiß unsicherer, blöder geworden. Gewiß hat eine falsche Vorstellung von jungfräulicher Sprödigkeit sie schüchterner, unfreier gemacht. Sie hat ihr Herz dann vielleicht an einen Andern verloren, und da muß es



wohl anders lauten, wenn sie mich begrüßt, als noch vor einigen Stunden.“

„Mathilde wird freilich ihr äußeres Benehmen gegen Sie dann etwas umformen müssen,“ sagte der Freund, „aber es ist doch nicht noth, daß sie sich deshalb Ihrem Herzen entfremde. Billig können Sie das nicht anders erwarten. Treten Sie doch selbst bald nach Ihrer Rückkehr in eine bleibende Verbindung mit einem Andern.“

Wilhelm erröthete vor sich selber; des Hauptmanns Worte trafen ihn wie Pfeile. Er erinnerte sich nicht, an diesem Morgen seiner Verlobten nur Einmal lebhaft gedacht zu haben. Zugleich gestand er sich, daß der letzte Abschied ihm ungleich schwerer gewor-

den sey, als jeder frühere. Unwillkürlich,  
aber fast tonlos sagte er: „Natalie!“

Der Hauptmann sah ihm ins Auge,  
schwieg aber und schien in Gedanken zu  
versinken.

## Zweites Capitel.

---

Gegen Mittag nahen unsre Freunde sich einer kleinen Landstadt, die sehr anmuthig zwischen zwei bewaldeten Hügeln lag. Von dem Kirchthurme tönten die Glocken in langsamen, dumpfen Klängen herüber.

„Es ist eine Leiche im Ort,“ sagte der Reitknecht anhaltend, „und es ist eine unglückliche Vorbedeutung, daß wir gerade dazu treffen. Wenn wir nicht so nahe wä-



ren, könnte es besser seyn, daß wir uns seitwärts schlügen. Es läuft noch eine Straße links durch die Wiesen und Dörfer; ich kenne sie recht wohl, denn meine Eltern wohnen dort in der Nähe.“

„Reite nur vorwärts!“ sagte der Hauptmann.

Der Bursche gehorchte schweigend. Als das Geläute vernehmlicher wurde, hub er an, in melancholischen Tönen ein Lied zu singen, von dem Wilhelm nur die mehrmals wiederkehrenden Worte verstand:

War denn ihr Leben schön,  
Daß die Glocken so traurig gehn?

Sie machten ihn auf das Ganze des

Liedes begierig; aber er mochte den Sänger mit keiner Frage stören, um wenigstens die treffende Melodie zu behalten.

Innerhalb der Thore war Alles in Bewegung. Männer und Frauen, Mädchen, Bursche und Kinder standen gruppenweise in ernstern Gesprächen zusammen, oder gingen auch dem Zuge entgegen, der in der Ferne sichtbar wurde. Blasinstrumente vom Kirchthurm begannen eine feierliche Choralmelodie und der bisher stille Zug schloß sich mit Gesange an. Da lös'ten sich Vielen die Thränen aus den Augen.

Unsere Freunde waren abgestiegen und hatten die Pferde dem Reitknecht übergeben, der sie schnell in den ihm bekannten Gasthof brachte.

Der Kirchhof war nahe; unter einigen alten Lindenbäumen harrte das offene Grab, um das sich der stille Zug versammelte. Die Träger setzten ab und entblößten das Haupt. Ein dumpfes Schweigen machte die kleinste Bewegung hörbar. Als sie ihr letztes Geschäft begannen, wurde der Anfang des gesungenen Liedes wiederholt:

Selig sind die Lebensmüden,  
 Die eingegangen in den Frieden  
 Und ihre Bürde abgelegt;  
 Selig die gebrochenen Herzen,  
 Wenn Gottes Engel aus den Schmerzen  
 Sie an die Brust des Vaters trägt!  
 Sie rangen hier so schwer,  
 Nun bluten sie nicht mehr  
 Und sind stille.  
 Sie schlafen ein  
 Und jede Pein  
 Flieht vor dem Himmelsboten fort.

Das Grab wurde geschlossen und über

demselben um ein frohes Auferstehen gebetet. Die Gemeinde sammelte sich in der Kirche. Unsere Freunde kehrten mit Wenigen von dem Gottesacker um.

Ein Bürger erzählte ihnen, daß man die Leiche eines jungen Mädchens zur Ruhe bestattet habe, das aus Gram über die Untreue seines Verlobten gestorben sey. Der Mensch treibe sich jetzt in der weiten Welt herum, aber das böse Gewissen werde er wohl überall mit hin nehmen. Denn bloß wegen ihrer Armuth habe er der Braut sein Wort gebrochen.

Vor dem Gasthose erwartete sie der Reitknecht mit einem roth geweinten Gesichte. Er erzählte schluchzend, daß er das Mädchen recht wohl gekannt und daß man

die Elsbeth wegen ihrer Sittsamkeit allgemein geliebt und geehrt habe. Sie sey nicht aus der Stadt, sondern aus einem ganz nahe liegenden Dorfe. Er bat inständig um die Erlaubniß, zurückreiten zu dürfen, und versprach, noch während der Nacht wieder auf seinem Platze zu seyn. Es kam heraus, daß er ein Mädchen zurückgelassen und bei dem schnellen Ausbruch vom Schlosse keine Zeit gefunden hatte, ihr seine Treue nochmals bündig zu versichern. Bei der traurigen Geschichte war es ihm auf's Herz gefallen, daß sie auch vielleicht an ihm irre werden, aus Gram erkranken und sterben könne. Es war ihm, als ob er schon die schwarz bekleideten Bekannten über ihrem Grabe singen und die Todtenglocke dabei läuten hörte. Der Wirth trat dazu, der ebenfalls dem Geleite zur Gruft gefolgt



war. Ein großer, ernst-einfacher Mann, dessen Mienen noch eine gewisse, jetzt selten gewordene, sichere Zufriedenheit aussprachen. Er erbot sich sogleich, dem Burschen eines seiner eigenen Pferde zu leihen, wenn er es zu schonen gelobe. Man verschob die weitere Reise bis zum dritten Tage; denn auch beiden Freunden lag daran, vor der größeren Entfernung erst sichere Nachrichten über die in Verwirrung zurückgelassene Familie zu erhalten.

Sie warfen noch schnell einige herzliche Grüße an die Verschiedenen auf's Papier. Wilhelm zauberte, indem er an Mathilden schreiben wollte. Was, und in welcher Näherung oder in welchem Abstände sollte er zu ihr reden? Zulezt glaubte er, sein ängstliches Räthsel ziemlich gut gelöst zu

haben, indem er von seinem eigenen Herzen schwieg und nur die so eben erlebten Auftritte mit einigen eingeflochtenen Betrachtungen erzählte. Er kam ins Weitzläufige, bis er bemerkte, daß Richard vor Ungeduld zitternd an seiner Seite stand. Da überwand er sich, grüßte die Andern nur beiläufig und schloß, indem er sich als ewig treuen Bruder unterzeichnete. Der Bursche eilte in den Sattel zu kommen. Erst als er aufsaß, wurde er ruhiger, versprach alles auf's beste zu verrichten und dem Herrn Romanus, insbesondere, sein Pferd mit aller Sorgfalt in Obacht und Pflege zu nehmen.

Mehrere Bürger aus dem Dertchen kamen zu Tische. Die Tochter des Wirthes, ein sinniges Mädchen, deren Gesicht die

Züge des Vaters in weiblichen, jugendlichen  
 Formen wiederholte, kehrte aus der Kirche  
 zurück. Auch trafen noch zwei Fremde ein,  
 deren einer sich Herr von Dttwalt, der  
 andere Professor Heidenstein nannte.  
 Die Tagesbegebenheit wurde umständlich  
 erzählt. Darnach mußte die Tochter dem  
 Vater über die Predigt Auskunft geben.  
 Die Bürger fanden sich von ihrem einfachen  
 Berichte sehr erbaut und äußerten einige  
 treffende Bemerkungen. Der Wirth ur-  
 theilte, daß man ungleich weniger Treu-  
 brüchigkeit unter den Menschen finden  
 möchte, wenn die Kinder nicht so jung  
 confirmirt würden. Denn jetzt fingen die  
 Meisten damit an, ihren allerersten Eid zu  
 vergessen und zu brechen, und die Treulo-  
 sigkeit gegen Gott mache jeder andern  
 Bahn.



Im Fortgange des Gespräches äußerte Coucy: „Jeder Mensch von rechtem Sinne macht sein Herz zu der Gesetztafel, die er sich selber durch Gelübde mit Geboten beschreibt. Die Zeiten, wo ein Gelübde in der Brust empfangen wird, sind nicht willführlich herbeizuführen: wir stehen da unter einem höheren, aber guten Einfluß. Und es ist eine heilige Stunde, ein hohes Fest unsers Lebens, wenn wir nun klar erkennen, was in uns arbeitete und zum Bestehen rang, und besonnen, aber begeistert in unser eigenes Herz das Gebot einschreiben, indem wir das Gelübde deutlich in uns aussprechen. Wie sie bei jedem Einzelnen heißen, das vermag Keiner vorzuschreiben, Niemand zu sagen, wie viel ihrer seyn müssen. Der eine hat ihrer mehr, der andre weniger. Wo aber nicht Leichtsinn oder

Willkühr nachäffte, wo das, was der Mensch sich zum Gesetz der Ewigkeit macht, wirklich im Innern von einem heiligen Wesen empfangen und einem geheiligten geboren wurde: da ist äußere Anerkennung bei aller Schein-Verschiedenheit, innere Freiheit bei dem unverbrüchlichsten Gehorsam. Und das ist nach meinem Glauben die ächte, einfach-große Treue, die von der reinen Ehre wie vom Umkreise der Mittelpunkt, wie von einer Glorie der Verklärte umgeben wird."

Der Professor meinte, es bleibe doch aber möglich, daß uns solche Gelübde verleidet würden.

„Wo sie rechter Art sind, wohl nicht,“ versetzte Coucy. „Die Treue hat nicht allein

Würde, sie fühlt dieselbe auch. Das wahre Ehrgefühl kann nichts anders seyn, als die Klarheit, mit der sich ein Mensch seines Gelübdes und seiner Treue bewußt ist."

Der neuere Mißverstand des Wortes Ehre veranlaßte hier manche Bemerkung. Einige wollten die Verwirrung und Herabwürdigung des Begriffs den Fürsten, andre den Beamten, noch andere dem Militair zur Last legen. Der Hauptmann war geneigt, sie dem Charakter des ganzen Zeitalters beizumessen, das sich von allen Gelübden in seiner Schwäche gern entbinden möchte.

„In der deutschen Vorzeit," sagte er, „war jeder freie Stand, der bürgerliche und geistliche sowohl wie der ritterliche, an feste

Gelübde gehalten. So hatte jeder mit der Treue seine Würde, mit der Würde seine Ehre. Im ganzen Umfange des Vaterlandes war kein freier Mann zu finden, den nicht, gleichviel, ob bei den ersten Rittersporen, oder bei der Einkleidung, oder beim Eintritt in eine Zunft heilig geachtete Gelübde erwartet hätten. Und mit diesen, die bestimmt gefaßt und erst bei reifern Jahren vorgelegt wurden, bekam das Leben sein Gepräge, die Freiheit ihr Gesetz. Nur den Unfreien band kein Gelübde; ihn zügelte der äußere Zwang, wie den Freien die selbst anerkannte innere Regel. Jetzt giebt es wohl noch Rangunterschiede; aber die Weisheit der alten Zeiten, wo deutsches Wort und deutsche Treue so hoch geachtet wurden, hat man so gänzlich vergessen, daß kaum noch Jemand begreift, wie gerade das

innere Gesetz, das selbst übernommene Gelübde die Bürgschaft der Freiheit sey. Im Mißverständniß der Zügellosigkeit sucht man sich aller Gelübde als eines Zwanges zu entledigen, der äußerlichen des Standes sowohl wie der innern für das persönliche Leben, und gerade dadurch verlieren Stände und Menschen immer mehr ihren Charakter und statt der wahren, die Treue begleitenden Ehre haben wir nur noch die kahle, verschrumpfte äußere, um deren Fesseln sich Macht und Reichthum zanken.“

„Nur das weibliche Geschlecht,“ sagte Wilhelm, „hat noch wohl solche von der Sitte aufgelegte Gelübde.“ Er meinte die der reinen Jungfräulichkeit und der ehelichen Unbescholtenheit. — „Leider,“ versetzte sein Freund, „dringt die alle schönen Lebensfor-



men zerstörende Zügellosigkeit auch schon in die Familien. Sie wissen, wie die deutsche Poesie daran arbeitet, um auch die von Ihnen gemeinten Gelübde zu beseitigen. Der Anfang ist, daß man den Werth derselben verdächtig mache, daß man ihre Bedenklichkeiten hervorhebe, ihre traurigen Folgen bei einem mattherzigen, lusternen Sinne beredt als Anklage benutze. Wenn dann die Leidenschaft gewonnen und der deutsche Widerwille gegen Treulosigkeit und Liederlichkeit gebrochen ist, dann gilt es nur noch die gleißende Lüge, die das Unwürdige als das Schönere hervorzuheben sucht, und der Deutsche opfert den letzten, theuersten Rest seines hohen, freien, edlen Volkslebens dem Modegeschmack der falschen Bildung."

„Ihre Urtheile,“ bemerkte Ottwalt,

„möchten aber auch vielleicht der wahren Bildung entgegen stehen. Wenigstens sind die Werke des ersten deutschen Dichters, Göthe's, Ihren Forderungen gar nicht entsprechend.“

„Göthen eben,“ sagte der Hauptmann, „beschuldige ich mehr als alle Andere, daß er das eigentlich deutsche Wesen verkennet, daß er nur Repräsentant der schlechten, formlosen, zügellosen neuern Zeit, nicht aber des deutschen ursprünglichen Sinnes sey. Was Treue sey, das hat er nie begriffen; selbst sein Götz bricht das ritterliche Wort, und alle seine Helden haben weder äußerlich noch innerlich etwas, das sie mit germanischer Treue heilig fest hielten. Wer von ihnen gesagt hat, daß irgend einer von allen Charakter habe, der hat zu-

verläßlich selbst keinen; denn er verwechselt die kenntliche Abzeichnung eines haltlosen Gemüthes mit seinem innern, festen Kern. Und nicht bloß den Personen, nein es fehlt auch allen Ständen in seinen Schriften an der durch das Gelübde bezeichneten Grundform. Nur das treu- und ehrlose Zwitterleben, das die Ungebundenheit führt, versteht er mit lebendigen Farben zu malen; das ist der Reiz, der seine ersten Werke, den Götz und Werther, wie seine letzten, seine Schauspiele wie seine Lieder, seine Biographie wie seine Romane dem Kitzel der Entarteten so wunderbar macht. In dem einzigen Werke, wo er sich davon enthält, in der Iphigenie, sind doch sein König, sein Held, sein Freund, seine Priesterin, sein Diener dem Stande wie der Zeit nach so rein charakterlos, daß ich nicht



wüßte, was uns im Lesen stören sollte, wenn wir mit den bloß außerwesentlichen Veränderungen alle Personen umtauschen und die Scene in die neueste Zeit, etwa nach Weimar, setzen. Nicht zufrieden aber, in dieser Charakterlosigkeit die neudeutsche Untreue zu repräsentiren, ist er es auch vornämlich, der das alte deutsche Familienheiligthum mit seinen Gelübden zu profaniren sucht. Fast alle seine Werke sind darauf angelegt, den Werth der Jungfräulichkeit und der Ehe seinen Lesern zweifelhaft zu machen. Wo er nur kann, sucht er die Unmöglichkeit, den ehelichen Schwur zu halten, die Gefahren eines ewigen Gelübdes, die Unbequemlichkeiten der Gebundenheit auf's beredteste und von immer andern Seiten darzustellen. Und dagegen hat er keine Personen fleißiger bearbeitet, keine

mehr zu empfehlen gesucht, als eben die Mädchen, die das innere Gelübde der vollsten Jungfräulichkeit, und die Frauen, die das Heiligthum der Ehe nicht kennen. Gerade die Ottilien sind es, die er kanonisiert, gerade die Klärchen, welche die Glorie umgiebt, gerade die Bajaderen, welche der Gott zu sich emporhebt."

Wir haben uns hier, wie öfter, die Freiheit genommen, des Hauptmanns Gedanken ohne Bemerkung der unterbrechenden Zwischenreden mitzutheilen. — „Sind nicht die Bücher, welche Dir der Stadtschreiber geliehen hat, von Göthe?“ fragte der Wirth seine Tochter. Sie antwortete bejahend, und nannte ihre Namen. „Du sollst sie nicht lesen,“ sagte der Vater; „ich habe sie angesehen und für's erste in mei-

nen Schrank verschlossen. Wenn er kommt, kannst Du sie ihm wieder geben."

Er erzählte nun seinen Gästen, daß er in den Abendstunden erst alle Bücher selbst lese, ehe er sie seiner Tochter zugestehe. Und nun folgte aus seinem Munde eine solche Kritik der vom Stadtschreiber geliehenen Bände, wie wir sie hier mitzutheilen Anstand nehmen. Das Volk kritisiert nicht nach der Philosophie, sondern nach dem Glauben; es billigt nicht nach der vorwärts schweifenden Lust, sondern nach der rückwärts blickenden Erfahrung; es empfindet nicht mit einem faulenden Herzen, sondern mit einem gesunden. Und es nennt alles mit so geraden, kernigen Namen, ohne sich auf die feinen Unterschiede des kultivirten Jesuitismus einzulassen, wie sein Luther.

Aber sein Urtheil ist auch freilich nach gegenwärtiger Lage der Kunst unpoetisch; denn es verlangt, daß die Poesie zu seinen Grundsätzen herüberkommen, das heißt national werden soll, ohne Lust zu haben, seine Grundsätze verlassend sich zu der ausländisch geformten Poesie hinüber zu bemühen.

„Ueberhaupt, Kind,“ schloß er seine Rezension gegen die Tochter gewendet, „sag dem Stadtschreiber nur, daß er seine Bücher behalte, und Sorge Du, daß Du einst ein braves Weib werdest und Deinem Mann das Leben leicht machest. Singe, spiele, lies meinetwegen so viel Du willst; liebe Gott, Deinen Vater, Deinen Mann, Deine Kinder von ganzem Herzen. Nur die Gottesfurcht und Zucht sollst Du mir nicht ver-

gessen. Was bei Liebeleien herauskommt, haben wir noch heute gesehen. Gott habe sie selig, es war sonst ein braves Mädchen."

Er stand auf und ging hinaus. Die Tischgenossen erhoben sich ebenfalls, indem sie Kennchens beschämte Wangen gutmüthig belächelten. Die Einheimischen entfernten sich.

„Der Vater ist sehr strenge,“ sagte sie blöde zu Wilhelm; „ich bekomme wenig zu lesen. Gegen die meisten Bücher hat er Einwendungen.“

Er tröstete die Kleine und versprach, ihr aus der Nähe solche Bücher zu besorgen, gegen welche der Vater gewiß nichts

einzuwenden haben würde. Es war seine Absicht, Mathilden zu bitten, daß sie eine passende Auswahl treffen und sich des mit glücklichen Anlagen ausgestatteten Mädchens annehmen möchte. Das führte er auch aus, und der Verkehr Mathildens mit der gelehrigen Schülerin währte so lange schriftlich, bis die größere Nähe ihn überflüssig machte.

---



### D r i t t e s C a p i t e l .

---

Der Stadtschreiber kam herein; ein kleiner Mann, etwas über die Universitätsjahre hinaus, mit einer spizen Nase und grünlichen Augen. Er trug eine lange Pfeife mit Troddeln und grüßte die Tochter vom Hause sehr zutraulich. Seine erste Frage war, wie ihr die geliehenen Bücher gefallen. Sie erzählte, was die übrigen Anwesenden schon wußten, und brachte dadurch den kleinen Mann in einen übel verhehlten Aerger.

„So ist es gegenwärtig in den kleinen Städten!“ wandte er sich gegen die Gesellschaft. „Man verlangt nach der Bildung der höheren Stände, und doch sind die Leute nicht von den Vorurtheilen, die sie daran hindern, abzubringen.“

„Vorhin,“ sagte Ottwalt lachend, „haben wir aus des Wirthes Munde eine Beurtheilung Göthescher Werke gehört, wie sie mir so ergötzlich noch nicht vorgekommen ist. Vollkommen wie ein paar Alltagsgeschichten wurden die Plane und Entwicklungen der Stücke kritisirt.“

„Das ist's eben!“ versetzte der Stadtschreiber. „Als heute das Mädchen begraben wurde, da weinte, was vielleicht seit Jahren nicht geweint hatte. Wenn aber

ein Werther, eine Ottilie stirbt, wenn eine Margarethe oder Märchen jammert, da sind die Leute wie Stöcke. Welch ein himmelweiter Unterschied zwischen einer Ottilie und einer Elsbeth sey, das läßt sich ihnen durch kein mögliches Mittel begreiflich machen. Ich bin fest überzeugt, wenn jene mit dem Baron Eduard hier oder in einer andern kleinen deutschen Stadt gelebt hätte, sie wäre nicht über die Straßen gegangen, ohne daß die ehrbaren Bürgerfamilien ihr als einer Ehestörerin nachgesucht hätten. Und statt sie heilig zu sprechen, hätte man ihr, als einer Selbstmörderin, kaum einen Platz in der Ecke des Kirchhofs gegönnt. Auf dem Lande ist es überall noch schlimmer. Was liebt, das soll auch heirathen, und was geheirathet hat, das soll für alle andern Reize so blind seyn, wie sie selber."

„Unser Volk,“ sagte Ottwalt, „kennt das Poetische gar nicht mehr. Es hatte einst, wie Schlegel richtig bemerkt, eine eigene Literatur an seinen Volksbüchern und Volksliedern. Da ist noch Freiheit, südliche Wärme und offene Natur. Aber gegenwärtig steht es gerade in dem Gegenschein der Poesie, und ich wollte wetten, daß von allen Exemplaren des Wunderhorns auch nicht ein einziges unter das Volk gekommen ist.“

Der Professor äußerte den Wunsch, daß der Stadtschreiber seine Ansichten mit denen des Hauptmanns messen möge, der sich stark auf die Seite des Wirthes zu neigen scheine.

Coucy war nicht gegenwärtig. „Mit

Leuten," sagte der Stadtschreiber hinfahrend, „welche die altfränkische Pedanterie der Sitten in Schutz nehmen, ist überall schwer anzubinden.“

„Erinnern Sie sich," bemerkte Wilhelm, „daß das Altfränkische, welches sie tadeln, dem wahren Sinn nach eben nichts andres ist, als das Romantische, welches Sie loben.“

Der Stadtschreiber wurde verwirrt und erblüht. Der Professor und Ditwalt gaben Meisters Bemerkung Beifall. Indesß waren sie doch der Meinung, daß eine größere Freiheit in den Grundsätzen sinnlicher Liebe, der Dichtkunst wie dem Sinne für dieselbe, überhaupt der poetischen Ausbildung des Lebens zuträglicher sey, als die strenge Re-

gelmäßigkeit. Wilhelm dagegen erklärte, daß ihm die ächte altfränkische oder altdeutsche Strenge ungleich schöner und poetischer erscheine, als ihre neufränkische oder deutschgroßstädtische Zügellosigkeit und er suchte den Beweis zu führen, daß er dabei die größten Dichter aller Völker und Zeiten auf seiner Seite gehabt habe.

Zuerst vertheidigte er mit Glück, daß die altfränkische oder altdeutsche Sitte keineswegs jene Unzucht begünstigt habe, die man in einigen Volksliedern, kaum aber in irgend einem Volksbuche finde. Ganz im Gegentheil scheine zu keiner Zeit ein strengeres Gesetz der Liebe, eine höhere Vorstellung von Liebestreue geherrscht zu haben, als in dem berühmten ritterlichen Mittelalter. Der deutsche Stamm habe diese



Zucht also nicht erst im Protestantismus billigen lernen; er habe sie nicht einmal durch die christliche Religion sich angeeignet, sondern schon zu einer Zeit gehabt, wo diese seinen Gränzen noch ganz ferne war. Fouqué habe das richtiger bemerkt, als Tieck, Schlegel, Novalis und ihre Nachfolger. Das Volk mit seinen strengen Anforderungen und Urtheilen ruhe also auf dem seit der ältesten Zeit eigenthümlichen Grunde, und es sey keine neuere Verbildung, es sey reines Nationalurtheil, wenn es jetzt Göthe hinter Schiller, wie früher Gleim hinter Gellert zurückweise.

„Mag unser Volk seit Anfang her unpoetisch gesinnt gewesen seyn,“ sagte der Stadtschreiber, „die Kunst ist von Süden her eingewandert. Sie gleicht dem Obste,

das im Norden nicht eigentlich einheimisch ist und darum am besten von der südlichen Heimath her immer wieder veredelt wird. Nicht im deutschen Eichenwalde, jenseit der Pyrenäen und Alpen wurde die Poesie jung."

„Es steht schlimm um die Geltung einer Kunst," sagte Wilhelm, „die weder aus dem allgemein menschlichen Wesen nothwendig hervorwächst, noch auch der nordischen Sitte sich anfügen kann. Die Nationalität Ihrer Ansicht haben Sie schon aufgegeben; lassen Sie uns denn die italienische und spanische Kunst näher in ihren größten Meistern ansehen. Voraus rechne ich darauf, daß wir die komische Poesie eines Ariost oder Gozzi ausschließen, weil sie schon durch ihre Darstellung die Zügel-

lofigkeit mißbilligt, welche sie schildert. Aber haben Dante, Petrarck, Tasso, Guarini, Metastasio, haben Cervantes, Lope de Vega und Calderon, oder welchen berühmten ernstesten Dichter Italiens und Spaniens sie etwa noch nennen möchten, jene Zügellosigkeit in der Liebe für so poetisch gehalten, wie Göthe? Ist ihre Poesie hier nicht eine ganz und durchaus andere? Sucht irgend einer die Ideen von jungfräulicher und weiblicher Zucht und der Treue in der Liebe nur von weitem so durch den hervorgehobenen Gegensatz zu verdunkeln, durch geflissentliche Schilderungen zu verdächtigen, als der Deutsche? Nein, sie theilen den Glauben unsers Klopstock, Schiller, Richter und Fouqué, daß die Regel, die Zucht, die Treue in der Liebe schöner, idealer, der Darstellung des Künstlers würdiger sey,

als ihr Gegentheil.“ — „Gothe muß gar nicht als christlicher Dichter gewürdigt werden,“ sagte Ottwalt, „man hat ihn mit Recht einen neuern Griechen genannt.“

„Meinetwegen mag er's seyn,“ entgegnete Wilhelm; „ich streite nicht wider ihn, sondern die von ihm getheilte, durch ihn verbreitete Behandlung der Liebe in der Poesie. Geben Sie zu, daß dieselbe nicht bloß dem deutschen Nationalurtheil, sondern auch dem Geist unsrer Religion widerstreite: so werden Sie schwerlich mehr durchführen können, daß sie für unsre Kunst die passendere sey.“

„Indeß irren Sie sich,“ sagte der Professor gegen Ottwalt und den Stadtschreiber gewendet, „wenn Sie gerade in diesem

Punkte Göthen durch die Griechen unterstützen wollen.“ Er nahm jetzt Meisters Parthei und setzte dessen Beweisführung in einer Literatur fort, die unserm Freunde noch mehrentheils fremd war. Indem er den Aristophanes als Komiker ausschied, nannte er den Aeschylus, Sophokles, Euripides, Pindar und die bessern Stücke der Anthologie, als die Repräsentanten der eigentlichen Kunstblüthe Griechenlands. „Alle,“ sagte er, „ehren die Zucht und Treue gleich den von Herrn Meister genannten neuern Dichtern und beweisen damit, daß wohl das Leben, aber nicht die Poesie jener Zeit die Ungebundenheit in der Liebe begünstigt habe.“

„Aber im Homer,“ sagte Ottwalt, „findet sich doch etwas, das für unsre



anfängliche Behauptung zu sprechen scheint.“  
 — „Er gehört eigentlich nicht in die Blüthenzeit der griechischen Kunst,“ bemerkte der Professor. „Sieht man aber von einzelnen komischen Parthien und naiven Ausdrücken weg, um auf den Hauptinhalt der beiden homerischen Werke zu achten, so sind gerade diese Zeugnisse für Herrn Meister und wider uns. Ganz Griechenland erhob sich, um die Entheiligung der Ehe zu rächen! das lehrt die Ilias. Und Penelope's beinahe phantastische Treue, die nicht etwa endlich gebrochen, sondern von den Göttern geschützt und belohnt wird, ist der Gesang der Odyssee.“

„Es ist doch spaßhaft,“ sagte Stüwartz lachend, „daß wir etwas aus der Geschichte beweisen wollten, das näher betrachtet, gar



keinen geschichtlichen Grund hat. Denn jetzt fällt es mir selber bei, daß auch Ossian, Spencer, Shakspeare, Milton unter den Engländern, Racine und Corneille unter den Franzosen, ja sogar Kalidas unter den Indiern und die Verfasser der Schirin in Persien unsere Ansichten durchaus nicht getheilt haben.“

„Geschichtlichen Grund hat die freiere Ansicht von der Liebe allerdings,“ versetzte der Professor. „Es sind nur nicht die Griechen, es sind die Römer, Horaz, Ovid, Propertius, Catull, Petron und selbst Tibull, welche sie vorzugsweise aufnahmen. Wenn Schlegel die Idee vom einzigen Rom für die eigenthümlich bezeichnende der römischen Dichtkunst hält, so ist also wohl die Idee der Liebe in ihrer ungebundneren Ge-

stalt mit noch mehr Zug daneben zu nennen.“

„Was ein entartetes, nie rein künstlerisch gebildetes Volk im Gegensatz gegen alle andern Völker in's Reich der Poesie einschwarzte,“ sagte Wilhelm, „das sollte man doch billig mit Mißtrauen ansehen. Wie ein fauler Körper in einer ihm feindlichen Natur, so ist diese Sinnlichkeit zuweilen in spätern Zeiten wieder aufgegehren, aber die neueste Kunst hat sie erst von neuem recht breit und empfehlend hervorgehoben. Rousseau mit seiner Heloise scheint dazu den Anstoß gegeben zu haben, Wieland war einer seiner ersten Nachfolger; doch zeigt er wenigstens noch eine ironische Mißbilligung. Göthe aber hat es übernommen, die Sache der römischen Liebe gegen die deutsche, der

Herzensschwäche gegen die Treue als ein geschickter Anwalt zu vertheidigen. Und hier wenigstens hat er sich nicht von der Zeit fortführen lassen, sondern entschieden auf ihre neuere Kunst eingewirkt. Er leitet hier die Opposition, welche diese gegen das Urtheil des Volkes behauptet."

„Bei dem bedeutenden Range,“ sagte der Professor, „den die Liebe in der neueren Poesie behauptet, so daß von ihr wie von einem Favoriten beinahe die ganze Lage des Reiches abhängt, sollte man sich also wohl sehr bestimmt wider Göthen erklären müssen, wenn die deutsche Kunst nicht zu der römischen gewiesen und von jeder andern geschieden werden soll.“

„Sie brücken sich, wie mir scheint,

sehr treffend aus," entgegnete Meister. „Es kommt auch mir vor, als ob die Geschlechts-  
 liebe ihren Rang in unsrer Poesie mehr als  
 ein Günstling, denn als nach Verdienst und  
 Recht erhalten habe. Bei uns ist alles von  
 ihr abhängig geworden; ohne sie kein Dra-  
 ma, kein Roman, kein idyllisches oder rit-  
 terliches Epos, kaum eine kleine Novelle.  
 Ich möchte wohl, daß man ihren Einfluß  
 wieder minderte. Je größer er aber fürerst  
 noch ist, desto mehr muß man wenigstens  
 sorgen, daß er nicht in sich verderblich  
 werde, daß er die Freundschaft, Selbststän-  
 digkeit, Treue, Männlichkeit und alles,  
 was die Verhältnisse der Liebe zu adeln  
 vermag, nicht nach Laune proferibire. Und  
 darum ist es auch meine Ueberzeugung wor-  
 den, daß Jeder, dem deutsche Kunst noch  
 werth ist, der göthescen Poesie beharrlicher

Feind seyn müsse.“ — Der Stadtschreiber wollte sich noch nicht geben und rüstete sich, gegen alle aus der Kunstgeschichte der Völker abgezogenen Beweise aufzustehen. Da es ihm an allgemeinen Sentenzen, die seit Anfang des Jahrhunderts in Journalen und Rezensionswerken cirkuliren, nicht fehlen konnte, so griff er sogleich wieder eine auf. „Wahrheit und Natur,“ rief er, „das ist der Quell, aus dem die Göthesche Poesie hervorgeflossen, und sie wird so lange mit dem Volksgeschmack ringen, bis das durch willkürlich aufgebürdeten Sittenzwang verschrobene deutsche Volk wenigstens in seinen edelsten Gliedern und mit seiner Poesie zur Wahrheit und Natur zurückkehrt!“

Wilhelm machte ihm aber begreiflich, daß seine Behauptung ohne Sinn sey, wenn



man nicht zwischen einer Natur, welche sich schön äußere und einer, welche wider das reine Gefühl verstoße, unterscheide. Natürlich sey beides, das was das Volksurtheil, wie das was die moderne Kunst vorziehe; schön aber nur das erstere, wie das Vorbild fast aller großen Dichter aller Völker zeige.

Der Stadtschreiber blieb nicht lange mehr da. „Er scheint der Heidenapostel der Kunst hier im Dertchen zu seyn,“ bemerkten die Fremden und erzählten scherzend, wie sie auf ihrer Reise fast in jeder kleinen Stadt, in jedem Flecken einen jungen Mann gefunden hätten, der die neueren Kunstansichten zunächst den vornehmern Bürger- und Beamten-Töchtern mitzutheilen bemüht sey. Da Erfahrung sie gelehrt



habe, daß sie durch diese poetischen Seelenhirten, die so regelmäßig als die Pfarrer vertheilt seyen, am leichtesten in angenehme Verbindungen kämen, so suchten sie dieselben gern auf. Den Namen Heidenapostel hätten sie ihnen aber darum gegeben, weil fast Alle über den verstockten, ungläubigen Sinn des Volkes bittere Klagen führten.

---

#### Viertes Capitel.

---

Man sammelte sich Abends um das Clavier. Ottwalt spielte den Gesang unsers Schiller vom Ritter Toggenburg. Der Adel der reinen Treue bei der hoffnungslosen Liebe ist nirgendwo schöner hervorgehoben, als in der Einfachheit dieses Liedes. Jeder fühlte sich durch die Begebenheiten und Gespräche des Tages in der Leichtig-

keit, mitzuempfinden, Niemand aber mehr als unser Freund Wilhelm.

Ottwalt meinte, es sey doch einige Aehnlichkeit der Personen mit dem Baron Eduard und der Ottilie zu bemerken. Beide Männer trügen eine Liebe zu Wesen, die ihnen nur eine geschwisterliche Neigung erwidern könnten; Beide zögen in den Kampf, ohne ihr Herz zu überwinden; Beide stürben der verschwundenen Hoffnung nach.

„Die Vergleichung ist weder unpassend noch unbillig,“ versetzte Coucy. „Das Lieb vom Toggenburg giebt, wie eine Stimmgabel, den reinen Ton an, welchen die entsagende Liebe fodert und daneben hört auch das ungeübtere Ohr schärfer, wie weit die in den Wahlverwandtschaften gegriffenen

Töne verstimmt und unrein sind." — „Der sophistische Seneka hat hier einmal Recht," rief der Professor. „Die Götter selber freuen sich über die Größe des Menschen, der als ein Held leidet:"

Wilhelm war noch in Gedanken. Auch er hatte den reinen Ton der Stimmgabel gehört, im Resonanzboden seiner Brust hallte er lange nach, und die unreinen Töne der Laute, mit welcher Bürger das menschliche Herz vergleicht, wurden ihm scharf bemerklich. Es war nicht das moralische, es war das oft noch feinere ästhetische Gewissen, welches in ihm ansprach. Es war die Schönheit, die er in Toggenburgs hoffnungsloser, wie anspruchloser Treue fühlte, welche sein eigenes Herz überwand. — Auch die Tochter vom Hause sollte einen Beitrag

zur Unterhaltung liefern. Sie schlug vor:  
 legen ihr Notenbuch auf und blätterte lange,  
 um nichts Unpassendes zu wählen. Den  
 König von Thule mochte der Vater nicht  
 hören; er meinte nach seiner Weise, ein  
 Mensch, der jederzeit gerade beim Essen  
 anfangt zu weinen, sey eben so verkehrt,  
 als ein Fürst, der die Städte seines Rei-  
 ches erst beim Schluß seines Regiments,  
 statt gleich zu Anfang zähle, und wenn ja  
 seltsamer Weise seine Frau ihm gar kein  
 anderes Andenken hinterlassen habe, als  
 gerade auf dem Todesbette ein Weinglas,  
 so hätte er Unrecht gethan, es dem Kinde  
 nicht zu gönnen. Die Tochter unterbrach  
 den Fortgang seiner Bemerkungen; sie hatte  
 endlich ein Lied gefunden: es war Mari-  
 anne von Gleim. Die Romanze, eine der  
 allerersten unsrer neuern deutschen Poesie,



aber noch immer nicht veraltet, erzählt auch von einer ungetreuen Marianne und dem Schmerze des treuen Liebhabers um sie. Das Mädchen trug den Gesang mit natürlichem, reinen Gefühle vor. Wilhelm fuhr wie aus tiefen Träumen auf, als der Name Marianne in sein Ohr klang. In der ersten Verwirrung glaubte er seine eigene Jugendgeschichte etwas eingekleidet aus dem Liede wieder zu hören. Es schien ihm ganz seine Marianne; es war dieselbe einst geliebte Ungetreue, die ihn an den Rand des Grabes gebracht hatte, in welches sie selbst hinabgegangen war. Wie drang der einfache, rührende Ausdruck der Worte und Töne an sein Herz! Wie bewegte es ihn, daß er gerade jetzt, wo er auf glückliche Liebe beinahe verzichtete, daran erinnert wurde, wie er einst geliebt hatte!

Er entfernte sich mit einer leichten Entschuldigung wegen des beinahe vierzigstündigen Wachens. Denn er konnte seine Bewegung nicht unterdrücken, seine Gefühle nicht beschwichtigen; das Zusammentreffen von Poesie und Leben griff zu stark in seine Brust. Er verlangte ein Licht und ging im Dunkeln voraus nach seinem Zimmer. Auf einem großen Vorsaale stellte er sich an ein geöffnetes Fenster und sah hinauf gegen die Sterne und hinaus nach Nordwesten, dahin, wo er noch in der letzten Nacht gewesen war.

Kennchen kam ihm nach, um das Licht zu bringen. Seine Bewegung war ihr nicht entgangen. Sie fragte theilnehmend nach seinem Befinden; denn sie fürchtete, es möchte ihm ein Uebel zugestoßen seyn.

Er dankte dem guten Kinde und kam bald mit ihr in ein freundschaftlich ernstes Gespräch.

Sie erzählte manches von ihrem Vater und der verstorbenen Mutter, daß ihm die Tochter eben sowohl liebenswürdiger machte, als beide Eltern. Bei dieser Gelegenheit erwähnte sie eines Malers Rudolf mit einer Art, die einen starken Antheil des Herzens vermuthen ließ. Er hatte, da er als Fremder vorgekehrt, ihrer kranken Mutter als ein Sohn gewartet, sich Wochen lang verzögert und sie noch nach dem Tode für die Familie gemalt. „Denn die Mutter war sehr schön,“ setzte sie hinzu, „und für uns besonders.“ Jetzt hielt sich der junge Mann in einer Entfernung von dreißig Meilen auf, was ihr unermess-

lich vorkam. — „Werden Sie nie eine Marianne, liebes Kind,“ sagte Wilhelm aus seinen Gedanken heraus. Sie schwieg. „Der Stadtschreiber gefällt mir nicht,“ erläuterte er. „Mir gewiß auch nicht,“ sagte KENNCHEN.

„Sehen Sie,“ hub sie an und deutete auf den nicht sehr entfernten Gottesacker. Er blickte hin. Einige Leute schienen mit einer Laterne einen weißen Leichenstein unter den Linden zu beleuchten.

„Das ist der Elisabeth Grabstein,“ sagte KENNCHEN, „der heute Abend gesetzt worden ist. Man hat mir gesagt, es sey eine Rose darauf eingehauen, mit den Worten darunter: So war sie.“ — „Wehe dem, der die Rose geknickt hat, und wohl ihr selber,“

sagte Wilhelm. Er versprach, wegen der armen Elisabeth Tod ein Lied zum Claviere zu machen; denn es reizte ihn der Versuch, ob die unglückliche Treue in niedrigen Verhältnissen wirklich so untauglich zur dichterischen Darstellung sey, wie der Stadtschreiber behauptet hatte. Sie dankte ihm vorläufig und erinnerte ihn nochmals an sein Versprechen, ihr Bücher zu besorgen. „Ist das Fräulein Ihre Schwester?“ fragte sie.

„Nein,“ sagte Wilhelm, „aber sie nennt sich so und ich habe sie lieb, wie ein Bruder; meine Verlobte aber ist eine Andere. Sie halten es doch nicht für unmöglich, Kennen, daß ein edles, gutes Mädchen einen jungen Mann als Schwester liebe?“

„Es steht ja im Liede vom Ritter Tog-



genburg," versetzte sie. Als Wilhelm darauf in Gedanken versank, fügte sie entschuldigend bei: „aber ich halte Sie nur von der Ihnen so nöthigen Ruhe zurück; möchten Sie sich morgen wieder recht munter fühlen.“

„Es steht ja im Liede vom Ritter Tögenburg," sagte Wilhelm sinnend, als sie hinausgegangen war und er zu seiner Schlafstube ging. „Da steht's freilich gleich zu Anfang, ob aber auch das Ganze bis zum Ende hin paßt?" Der Gesang kam ihm wie ein Räthsel vor, das auf sein eigenes Leben deute.

Ermüdung ließ ihn bald einschlafen. Aber seine Gedankenbilder schlüpfen in seine Träume zu ihm hinüber. Er sah den Rit-

ter Toggenburg zum heiligen Grabe ziehen; ihm war, als ob er zurückbleibend demselben nachblicke, bis sich die Gestalt in einem Walde verlor. Jetzt wandte er sich um, und sah zwei Frauen sich zur Seite stehen, die ebenfalls dem Kreuzfahrer nachgeblickt hatten. Es waren Natalie und Mathilde. Eine davon war Toggenburgs Geliebte, er wußte aber nicht welche. Jetzt kam es ihm in den Sinn, dem Ritter nachzuziehen, und er kniete nieder, um, wie dieser, Abschied nehmend, ewige Treue zu schwören. Er schwor, und wußte nicht, welcher? Er hörte die Antwort, die ihm treue Schwesterliebe zusagte und konnte doch nicht sagen, ob Natalie, ob Mathilde die Worte gesprochen. Es klang wie Nataliens Stimme, aber Mathilde hatte die Lippen bewegt. Er suchte in den Augen zu lesen, welche ihn

eigentlich mit warmer Liebe anblicke; aber sie umarmten sich und ein Glanz, wie ein Lichtflor, wob sich um ihre nahen Häupter und verhinderte alle Unterscheidung. Da war ihm, als ob er ohnmächtig werde, und in diesem Zustande hörte er die Glocken läuten. Er sah nichts mehr, aber er vernahm ein Geräusch, wie von vielen, durch einander redenden Menschen. Deutlich hörte er daraus die Worte:

war denn sein Leben schön,  
daß die Glocken so traurig gehn?

und als ob er durch die fest verschlossenen Augen sehen könne, bemerkte er jetzt einen Andern, der an einem Leichensteine lehnte und auf die Rose deutend antwortete: so war es.

Hier wurde er wach. Ihm dünkte,

als höre er noch im Aufwachen den letzten Glockenton. Seine Repetiruhr sagte ihm, daß es so eben Mitternacht gewesen. Unbehaglich suchte er sich aller Gedanken zu ent schlagen, aber vergeblich. Die Lebhaftigkeit des Traumes hatte ihn vollkommen ermuntert. Die Gestalten des Ritters, Nataliens und Mathildens wollten nicht verschwinden. In der tiefen Dämmerung der Sommernacht glaubte er sie auch im Waschen noch vor sich zu sehen,

Er sprang verwirrt von dem heißen Lager auf und wusch, um sich zu fühlen, Hände und Gesicht in dem bereit stehenden Becken. Aber die Glut war in ihm. Je mehr er sich ermunterte, um desto besser begriff er, was der Traum ihm verrathen hatte, die vollkommene Theilung seines Her-

zens, die Unmöglichkeit, sich mit der an dem ritterlichen Vorbilde bewunderten Treue nur einer von den zwei Traumgestalten zu eigen zu schwören. Je begeisterter er den Adel in eines Toggenburg Liebe empfunden, je ungetheilter er derselben seine ganze Billigung gegeben, je herzlicher er sich ein ähnliches, würdiges Benehmen vorgesetzt hatte: um desto tiefer kränkte ihn nun der offene Blick in sein eigenes Gemüth, desto lebhafter wurde seine Furcht, durch frühere Charakterlosigkeit sich jede Selbstzufriedenheit unmöglich gemacht zu haben. Thränen des Unmuths kamen ihm in die Augen, wie es ihm immer deutlicher wurde, daß er zwischen einer Treue gegen das ausgesprochene verlobende Wort und einer Treue gegen die Stimme der Liebe in seinem Herzen nur allein die bittere Wahl habe, und daß jener



eben so sehr das Glück, als dieser die Billigung fehle. Nur in den früheren Jahren, nur in seinem Verhältniß zu Mariannen hatte er reine Treue im Herzen gehabt. Was auch die alte Barbara ihm vorwerfen, wie er auch seine Leidenschaft gegen das leichtsinnige, nie zu entschuldigende Mädchen jetzt selbst mißbilligen mochte: die Stimme des Vorwurfs schwieg.

Spät erst fand er den Schlaf wieder. Lassen wir ihn ruhen! Unmuthig glühend, wie er daliegt, den nervigen Arm zuckend unter dem braunlockigen Haupte, ist er doch schon glücklicher zu preisen, als in dem wachen Schlafe seiner früheren Tage. Denn ohne Schmerzen wird die Kraft von der Schwäche nie geboren.

---

## Fünftes Capitel.

---

Der höhere unter den beiden Hügeln, welche das Städtchen zwischen sich einschlossen, gehörte dem Herrn Romanus zu eigen. Auf seiner obern Fläche war das Gehölz an mehreren Orten gelichtet, der höchste Punkt für ein geräumiges Sommerhaus benutzt und mancherlei Anlagen, Gänge und Lauben um dasselbe her angebracht. Nach der Seite des Städtchens zu sah man in bebaute Obstgärten und Fruchtfelder hinab,

welche die rothen, hellen Häuser nahe umgaben. Rechts zog sich ein stilles Seitenthal zwischen die Waldung hinein, wo ein Dörfchen im Umfang grüner Wiesen lag. Es war der armen Elsbeth Heimath. Wie heimlich, wie beschränkt erschien sie neben der weiten Aussicht gegen die linke Seite, wo der Schauplatz von Wilhelms wechselreichem Leben sich hinter dem Dufte der Ferne und ihren blauen Bergen ausbreitete.

Unsere Gesellschaft brachte den größten Theil des Tages auf der freien Anhöhe zu. Der Hauptmann hatte von den einzelnen Büchern, die er mit sich führte, den Eid nach Herders Bearbeitung beigesteckt. Man las in Zwischenzeiten zuerst die aus dem Spanischen übersetzten Romanzen, darnach auch die Lebensbeschreibung des Hel-

den von Johannes Müller. „Wir haben gestern,“ sagte Coucy, „so manches über die Treue in der Liebe besprochen, daß wir uns selbst überredet haben könnten, es sey eben nur in der Liebe eine solche Treue an ihrem Platze. Da wird denn das Lesen dieses Buches, eines der vortrefflichsten, welche es giebt, uns gerade zur rechten Zeit aufmerksam machen. Auch der Eid ist ein Held der Treue, aber in einem andern, vielleicht höhern Sinne. Sein Gelübde, im innersten Herzen geschworen, ist nicht allein das der Liebe; es ist das der ganzen Ritterlichkeit. Wenn es eigentlich die Treue ist, was dem Gemüthe innern Werth und äußere Anerkennung, Charakter und Ehre giebt, so ist der Eid unter den weltlichen Helden der christlichen Zeit ohne Zweifel einer der erhabensten und bewun-

dernswürdigsten.“ — Niemand war nach diesen Vorbemerkungen gespannter auf den Inhalt des Buches, als Wilhelm. Und es währte auch nicht lange, so fesselte der edle Compeador seine ganze Seele. Es war ihm unbegreiflich, wie die Sage in einzelnen Gefängen einen solchen Charakter habe unverwirrt zeichnen können. Keinem überließ er das Buch, das er als Vorleser zuerst in die Hände genommen, und mit der begeistertsten Theilnahme faßte er jeden neu hervorleuchtenden Zug des herrlichen Bildes sogleich auf, um ihn seiner Vorstellung anzufügen. Darum, als er an's Ende kam, wo die trauernde Babiega von ihrem sterbenden Herrn scheidet, konnte er auch die stumme Trauer des getreuen Thieres mitfühlen. Ja ihm war, als höre er die guten, alten Fahnen in dem Augenblicke des



Todes rauschen, als bei dem Lesen der Stelle sich ein Luftzug über ihm in den Zweigen rührte. Es schien ihm nicht mehr wunderbar, daß um einen solchen Helden auch das Seelenlose klagte.

Die historische Abhandlung in Müllers rauhem, aber viel ausdrückenden Style überließ er dem Professor vorzulesen. Auch sie war ihm eine werthe Zugabe, weil sein Held dadurch im Gebiet der Wirklichkeit festen Fuß faßte.

„Finden Sie jetzt nicht auch,“ fragte Coucy einige Zeit nach dem Schluß des Buches unsern Freund, „daß des großen Sid ganzes Leben durch eine einzige innere Treue zusammengehalten ist?“ — „Es dünkt mir das die Eigenthümlichkeit jedes

großen Menschen zu seyn," versetzte er. „Aber lassen Sie mich von der vortrefflichen Erscheinung so lange schweigen, bis sie noch mehr, ja wäre es möglich, ganz in mein Inneres übergegangen ist.“

„Sie zeichneten heut Morgen den Eid unter den weltlichen und christlichen Helden aus," bemerkte der Professor. „Wollen Sie uns nicht erklären, warum Sie diese Beschränkungen beifügten?“

„Nicht eigentlich als Beschränkungen, sondern als Gegensatz," war die Antwort. „Der Eid verdient es nach meinem Gefühle, daß man ihn den edelsten Helden des Plutarch, einem Epaminondas und Camillus gegenüber stelle." — „Freilich," sagte der Professor, „eine solche Reihe, wie Plutarch

aus Griechenland und Rom, möchten wir aus keinen zwei christlichen Reichen zusammen finden. Frieß hat wohl Recht, wenn er die christliche Sittenlehre einem nervenschwachen Mädchen vergleicht, das sich durch das Stahlbad des Stoizismus stärken müsse. Gerade das Christenthum scheint dem Heldencharakter nicht günstig.“

„Keine Religion mehr als die unsere,“ behauptete Coucy; „denn keine giebt der Treue einen so hohen, allumfassenden Sinn und Werth. Das Christenthum ist ganz und durchaus auf die höchste Idee der Liebe und der Treue gegründet. Gottes Treue und die Treubrügigkeit des menschlichen Geschlechtes sind seine Voraussetzungen; ein Bund ist sein Wesen; ein Gelübde ewiger Treue seine Pforte. Und Niemand vers

mag seine Ideen vom Göttlichen und Rechten und der Treue gegen dasselbe so hoch, so heldenmüthig, oder so dichterisch hinauf zu läutern, daß er mit seinem innerlichen Glauben in dem reinen christlichen nicht noch immer vollen Raum fände. Wenn irgend ein Charakter erfonnen werden könnte, dessen Liebe, dessen Treue alles andere überböte, vor dem des Examinondas, des Camillus, des Cid und aller andern Helden Treue gegen das Volk oder das Göttliche unscheinbar verschwinden müßten, so hätte man doch nur das Bild seines Stifters. Seine Liebe ist die Welt, sein Gelübde ihre Rettung, und in der ganzen Reihe seiner uns bekannten Lebensauftritte ist auch nicht eine einzige kleine Stelle, wo er von seiner Treue, die zugleich Gott und der Welt galt, die also Alles umfaßte, abließ."

Ottwalt bedauerte, daß es so schwer halte, dem christlichen Glauben eine poetische Seite abzugewinnen. Aus wahrer Noth müsse sich die Dichtkunst an die altgriechische oder altgermanische Mythologie, an den Aberglauben oder mindestens an den Katholicismus anschließen.

„Bei weiterm Nachdenken,“ versetzte Coucy, „werden Sie es selbst als Wahrheit erkennen, daß ohne einen starken und ich setze hinzu, klaren Glaubensgrund noch nie ein Mensch durch innere Treue groß, nie ein Leben schön, nie ein Dichter volksthümlich gewesen sey. Aberglaube, Mythologie und phantastischer Mystizismus können hier nur Flittern anheften, über das Wesen vermögen sie nichts; denn jener ist unfrei, die letztern beiden sind erheuchelt.“



Freiheit wie Wahrheit ist nur da, wo wirklicher Glaube ist. Dieser Glaube muß dem Herzen die Gelübde einzeichnen; er muß die Treue schaffen, die den ganzen innern Menschen zusammenhält; er muß die Seele großartig denken lehren. Denn derselbe Unterschied, wie zwischen dem bürgerlichen Leben in ausgedehnten und bedeutenden Verhältnissen und dem auf einem vereinzeltten Dorfe, findet sich in einer höhern, den Geist wie die Poesie noch mehr interessirenden Sphäre zwischen dem Leben des Glaubens und dem des Unglaubens. Der Glaube führt uns in das wahrhaft große Leben, in die ganz eigentlich große Welt ein. Er läßt uns Himmel und Erde, Gegenwart und Zukunft, Aeußeres und Inneres überblicken. Und gerade das bedarf der Mensch zur Größe, zur edlen Treue, zur

Kraft und zur Resignation.“ — Der Professor meinte, daß diese scheinbar einleuchtenden Wahrheiten von dem Anblick des wirklichen Lebens nicht gerechtfertigt würden.

„Ich behaupte nicht,“ sagte Couch, „daß der Glaube in jeder unreinen Form, in jedem nur oberflächlichen Maße die innere Größe schaffen müsse, sondern, daß nur allein reiner und inniger Glaube, nie Aberglaube, nie Heuchelei und Frömmelei, nie Ceremonienspiel und Gedächtnißkram, nie endlich der Unglaube sie schaffen könne. Von dieser Glaubensreinheit hatten Epaminondas, Timoleon und andre Heiden mehr als Friedrich der Zweite von Preußen und Sophokles mehr als Göthe.“ — Bei der Unmöglichkeit, diesen Streitpunkt in einem

kurzen Gespräche in's Klare zu bringen, suchte man an ihm vorbeizukommen und setzte die Untersuchung auf ein späteres Zusammentreffen aus, daß man als wahrscheinlich annahm.

Die beiden neuen Bekannten waren aus einer ansehnlichen Universitätsstadt, in der unsre Freunde sich später einige Zeit zu verweilen und wohin auch jene mit dem Herbste zurückzukehren gedachten. Das Selbstgefällige abgerechnet, daß beide Männer mit den meisten Einwohnern größerer Städte gemein hatten, konnte man sich ihnen nicht wohl abgeneigt fühlen. Sowohl der kleine, gedrungene Professor, als der schlanke, im Muskelbau etwas weiche Ottwalt hatten jene Geschmeidigkeit des Umgangs, die immer der angenehmste

Ersatz bleibt, wo der edel=einfache Ernst fehlt. Man ist bei solchen Personen gern, weil sie ohne viel zu geben, wenigstens vor allen Collisionen sicher lassen.

Da Ottwalt erzählte, daß er ebenfalls ein ausübender Freund der Poesie sey, der schon lange sich im Lyrischen versucht habe und nun an eine größere Arbeit zu gehen wünsche, so bot Meister ihm einen Wettstreit an. Beide, war sein Plan, wollten ein und denselben Helden zum Gegenstand eines Drama nehmen und auf ihre Arbeit allen Fleiß verwenden, der ihnen möglich sey.

Ottwalt nahm das Erbieten an, und man begab sich an die Auswahl des historischen Hauptcharakters. Coucy wünschte,

daß man das Gebiet des Volks und des Glaubens nicht verlassen möchte. Aber es ließ sich nicht vermeiden, weil sowohl Ottwalt als Meister eingestanden, daß ihnen der christlich-religiöse wie der volksthümlich-deutsche Geist noch nicht hinreichend verständlich geworden sey. Nach einigem Suchen und Vergleichen wurde darauf Camillus von beiden Theilen entschieden gewählt. Und weil die Geschichte kein tragisches Ende berichtet, traf man die Uebereinkunft, daß die Errettung Roms in beiden Darstellungen den Schluß machen solle.

Als man Abends in den Gasthof zurückkehrte, war so eben auch der Reitknecht wieder eingetroffen und brachte für beide Freunde Briefe. Auf dem Schlosse versicherte er Alles in Ruhe gesunden zu ha-



ben; nur die Baronesse habe krank und verstimmt ausgesehen und wolle, wie er gehört, in die Bäder gehen. Von seinem Mädchen erzählte er, daß sie bei seiner Ankunft weinend zu Hause gesessen; er sey aber noch eben zeitig genug gekommen, um sie zum Fest auf die Wiesen zu führen und einigemale mit ihr rund zu tanzen. Sie habe sich darauf ganz zufrieden gegeben und ihm noch zuletzt die besten Wünsche für seine Reise nachgerufen. Der gute Bursche war jetzt in seinem Gewissen ganz erleichtert. Er eilte mit den abgefoderten Antworten fertig zu werden, um nur sogleich nach den Pferden sehen zu können.

Wilhelm nahm die empfangenen Briefe und auch den Eid mit auf sein Zimmer. Bögernd öffnete er zuerst die Blätter der

Gräfin und des Barons. Sie enthielten die Versicherung der wärmsten Freundschaft in der Jedem eigenthümlichen Weise, und einzelne Klagen, daß ihnen das Fest wegen Entbehrung der Freunde so genußlos vorübergegangen. Der Baron betheuerte, keinen Ersatz finden zu können; die Gräfin beruhigte sich und ihren Freund mit liebenswürdiger Innigkeit durch das Zurückgehen auf einen kindlichen Glauben.

Mit klopfendem Herzen wagte er's, am letzten auch Mathildens Schreiben zu eröffnen. Ihr Gemüth erschien darin, wie ein mit leichtem Flor überhangener reiner Spiegel, den man schon unverhüllt gesehen hat. Er giebt sich durch die hervorschim mernden lichten Blicke zu erkennen und man weiß doch zugleich, daß er noch schöner ist, als

er sich zeigt. Etwas Auffallendes stand in keiner Zeile; aber Reinheit und anspruchlose Hochachtung hauchten daraus, wie aus einer Rose der Duft hervor. Man siehet ihn nicht und doch verräth er auch dem Blinden die Rose. In der Unterschrift nannte sie sich seine von Herzen treue Schwester.

Er wurde an den gestrigen Abend erinnert. „Komm, edler Campeador!“ sagte er, indem er den Eid zur Hand nahm und die lieben Briefe an seinem Herzen barg.

Noch einmal begleitete er den Helden aus seines Vaters Hause, durch alle Wechsel, alle Leiden, alle Verkennungen und Verkürzungen seines Lebens bis zu seiner gefeierten Grabstätte im Kloster zu San-

Pebro de Cordonna. — Und es war nach dem Lesen, als ob der Riesengeist an seinem Lager stände und alle Unruhe seiner Brust beschwöre.

---

## Sechstes Capitel.

---

In den Mittagsstunden eines der nächsten Tage saß Wilhelm allein an dem schattigen Ufer eines mäßigen Landsee's. Der Reitknecht weidete die Pferde unter den Bäumen. Coucy war am Ufer hinausgegangen. Man wollte bis zur Abendkühle hier verziehen.

Die Einsamkeit und die Stille schienen seinen Sinn beruhigen zu wollen, der



wie von zwei streitenden Elementen bewegt, seit einigen Tagen der Ruhe ganz entbehrte. Denn wir müssen es wiederholen, ohne Schmerzen wird die Kraft von der Schwäche nicht geboren, und der Geist des edlen Eid stand nicht immer vor seiner Seele. Er fühlte lebhaft genug die Würde, die in einer festen, einfachen Treue gegen das einmal ausgesprochene Wort der Verlobung, in einem Entsagen auf die lebhaftesten Wünsche des Herzens liege und er war aufgeregter genug, um das Selbstgefühl einer solchen Würde zu begehren. Aber wenn er sah, welcher Preis dafür von ihm gefordert wurde, so wurde er bedenklich und traurig.

Eine solche Stimmung überschlich ihn eben jetzt. Seine Gedanken verloren sich in die Vergangenheit. Er dachte mit In-

nigkeit an die zurückgelassenen Geliebten. Und je mehr er sich den lockenden Vorstellungen hingab, desto mehr löste sich sein Wesen auf in weiches Gefühl. Bald war ihm, als ob Felix Stimme aus dem fernen Gehölz tönte, als ob Mathilde und die Gräfin den spielenden Knaben riefen, um ihn zum Vater zu führen. Mit der Absicht, sich zu täuschen, suchte er sich's zu denken, daß sie aus dem Dickicht hervorträten, daß er schon zwischen das Laub durch den Schimmer ihrer Kleider sähe. Wie seine Sehnsucht wuchs, kam es ihm vor, als ob die ganze Natur sie mit ihm theilte, als ob das Lispeln der kleinen Wellen am Ufer, als ob das Säuseln der Luft in den hohen Kronen, als ob der Ton jedes rufenden Vogels nur eine dunkle, schmerzliche Sehnsucht ausspräche.

Als die Hand der Wirklichkeit ihn endlich berührte und erweckte und das Gefühl einer unaussprechlichen Einsamkeit ihn erfüllte, da schien es ihm doch noch immer, als wenn sein Herz Recht habe. Er zeichnete folgendes in seine Schreibrtafel ein:

Suchen nach Herzen,  
Schmachten nach ihrem Umfängen,  
Wonne der Schmerzen!  
Himmel im hoffenden, heißen Verlangen!

Nur auf der Sehnsucht Spur  
Findet der Mensch sein Glück;  
Süßbanges Sehnen nur  
Klingt jeder Laut in der Natur  
Mitfühlend zurück.

Wie er glaubte, mußte Jeder den Sinn dieser Zeilen verstehen und billigen; denn er verstand ja ein jedes Wort, er hatte ja nur einfach ausgesprochen, was er

mit so voller Ueberzeugung fühlte. Sehnen und Finden, das schienen ihm die beiden Pole, um welche sich die schöne Gefühlswelt, der Abend- und Morgenstern der Poesie bewegte.

Da sein Freund zu ihm zurückkam, theilte er ihm sowohl das kleine Lied, als die erläuternde Geschichte seiner Empfindungen mit. Er bemühte sich zu beweisen, daß die schönsten Erzeugnisse des dichterischen Sinnes aus den heiligen Flammen der Sehnsucht hervorgegangen seyen.

Coucy hörte ihm lange mit Theilnahme zu. „Wer mag es läugnen,“ sagte er endlich, „daß die Sehnsucht bei all ihren Schmerzen doch ein Kind des Himmels sey? Sie ist es besonders, die der Jugend-

zeit des Lebens ihren eigenthümlichen Reiz giebt, die das Alter der Jungfrau und des Jünglings zu einem holden Räthsel macht, in dessen Lösung wir uns gern mit verlieren. Ein Gemüth, wie das Ihrige, so lebhaft empfindend, so leicht aufgeregt, so dichterisch in seiner Anlage, muß auf der Spur der mächtigen Sehnsucht lange sein Glück gesucht haben. Und ich bin mit Ihnen darüber einverstanden, daß es für den Jüngling nur da zu finden sey, nie seitwärts von dieser Spur ab in den gemeinen Genüssen der Sinnlichkeit.“

Wilhelm äußerte seine Freude über diese Beistimmung. „Ich war in den verfloffenen Tagen in mir sehr unruhig,“ sagte er, „und erst jetzt erkenne ich die Ursache davon in dem falschen Wege, den ich ein-



geschlagen. Indem ich die großen Helden der Treue, besonders den Eid bewunderte, verkannte ich meine Natur und wollte jenen nachringen, statt diese in ihrer Eigenthümlichkeit auszubilden. Treue ist der Kern jener großen Menschen, welche in die Poesie objektiv, als Berechtigte hineintreten. Sehnsucht ist das Wesen des Dichters. Genes ist die geistige Männlichkeit, dieses die zartere Weiblichkeit. Vom Dichter kann man nicht fordern, daß er das Große selber leiste; es ist genug, wenn er es mit Sehnsucht umfaßt; er muß den Charakter der Jugend bis an sein Ende behaupten und wenn alle andern Stände den ihrigen in der Treue finden, so hat ihn der Dichter und überhaupt der Künstler in der Fortdauer dessen, was bei den übrigen verschwindet. Darum ist er unter den übrigen Menschen der ewige

Jüngling, darum wirkt die Kunst verjüngend auch auf die Andern.“

„Es hält schwer,“ sagte Coucy, „den Irrthum Ihrer Behauptungen zu bestreiten, wegen der Beimischung von Wahrheiten, die nicht angegriffen werden können.“

„Ich sehe indeß nicht, was in meiner Ansicht irrig wäre,“ versetzte Wilhelm. „Sie ist auch kaum meine eigene zu nennen, so vielfach hat man sie schon ausgesprochen.“

„Es ist freilich ein Irrthum der ganzen Zeit,“ entgegnete Coucy, „oder wenigstens der ganzen, zu Göthe's Vorbilde sich haltenden Kunstschule, daß der Dichter, welcher das ganze Leben spiegeln soll, doch nur in einer von seinen beiden Hauptformen

einseitig befangen bleiben soll. Die beiden Hauptformen des Lebens sind, um Ihre Worte zu gebrauchen, Sehnsucht und Treue. Jene ist der Charakter der Jugend, diese der spätern Zeit; der Punkt, wo sich beide berühren, ist das Finden. Das Herz sucht Liebe in des Jünglings oder der Jungfrau Brust; es findet und nun kann nicht mehr Sehnsucht, nun muß statt ihrer Treue seine Gefühle bestimmen und adeln. Der Geist sucht Wahrheit in der Jugend; was er aber gefunden, das soll ihm zum festen Grundsatz werden, auf dem er treu beruht. Der Thätigkeitstrieb sucht sich eine Sphäre, er wählt und darauf soll er, wie aus ihrem Mittelpunkte heraus, treu ihrem Charakter wirken. Darum eben steht zwischen Sehnsucht und Treue, bei dem Finden und der Wahl das

Gelübde. Der weise Sinn deutscher Vorzeit hat es überall in die Mitte gestellt und früher noch, als die Stimme und Sitte des Volkes, stellte es schon das Herz dahin. Was kann daraus Ersprießliches hervorgehen, wenn man dem Dichter diese Doppelform des Lebens absprechen will? Wenn er die Sehnsucht aus eigenem Gefühl, aus innerer Erfahrung, das Wesen der Treue aber nur aus äußerer Wahrnehmung kennt, wird er die gerechte Mitte behaupten? wird er nicht die ihm eigenthümliche Einseitigkeit unbillig begünstigen? wird es ihm nicht, wie Ihnen bei Ihrem kleinen Liedchen widerfahren, daß er nur in der Sehnsucht das Glück und das Schöne findet und der Treue darüber vergiffet? Auf Schönheit aber hat nicht allein die Jugendzeit Anspruch, sondern das ganze menschliche Leben

und es ist nicht nöthig, einen Charakter in die Jugendform des Suchens und Sehns nach zurückzuzerren, um ihn poetisch zu machen. Der Dichter, welcher Sehnsucht und Treue aus dem eigenen Herzen heraus begreift, wird alle Lebensalter, alle Stände und Verhältnisse mit gleicher Leichtigkeit künstlerisch darstellen und die Treue eben so zu verklären wissen, als das Sehnen."

„Ich habe behauptet,“ setzte der Hauptmann nach einigen Zwischenreden hinzu, „daß Göthe und seine Bewunderer jenen Irrthum mit Ihnen theilen, welcher für das Wesen des Dichters eine höchst nachtheilige Einseitigkeit fodert. Göthe ist Repräsentant und Vorbild der Uebrigen. Wenige Dichter haben die Sehnsucht stärker auszusprechen gewußt, als er. Einzelne



seiner lyrischen Gedichte sind dadurch von bleibendem Werthe; ja sein Werther ist, als Sammlung lyrischer Fragmente betrachtet, die Darstellung der Sehnsucht in einem Grade von Ueberspannung, der auf ein mattes Zeitalter, wie Rousseau's Heloise in Frankreich, wirken mußte. Aber er hat die Sehnsucht, nicht allein in sich, sondern auch in den Personen seiner Werke, auf alle Zeiten des Lebens ausgedehnt. Er hat der Treue ihr Reich genommen und dem spätern Alter des Lebens seinen eigenthümlichen Reiz ausgezogen, um es mit dem mißständigen Gewande der Sehnsucht zu bekleiden. Hätte er sich auf Schilderungen der Jugend beschränkt, so ließe sich ihm wenigstens nicht vorwerfen, daß er die größere Hälfte des Lebens in ihrem poetischen Charakter ganz verzeichnet habe. Zum

Ueberfluß aber hat er in seinem Tasso das zu dieser schielenden Auffassung des Lebens passende Bild des Dichters auch außer sich hingestellt. Tasso war ein Dichter, der nicht bloß die Sehnsucht, der auch eine edle Treue kannte, ein Mann voll Religiosität und Muth, der wohl als Vorbild eines ganzen Dichters geltend gemacht werden konnte. Statt dessen finden wir einen kräftigen und hellen Geist so wunderlich vorgestellt, als ob einige Abschnitte aus Dichtung und Wahrheit Bruchstücke seiner Biographie wären, und das Ganze lieset sich als ein Gelegenheitsstück, dessen Schauplatz sich das unbefangene Gefühl eher in Weimar als in Italien denkt."

„Aber," sagte Wilhelm, von seinen eigenen Verhältnissen beunruhigt, „es giebt

doch Fälle, wo das Gelübde nicht so mit dem Finden zusammentrifft, wie Sie vorhin es voraussetzten und wie es das leicht überredete Herz anfänglich selbst glaubt. Erinnern Sie sich, wie Romanus vor einigen Tagen es beklagte, daß wir das Gelübde des Glaubens zu frühe ablegten. Ich finde seine Klage gegründet; denn das Gelübde übereilt hier das Suchen und Finden. Kann es aber bei der Liebe, bei der Wahl eines Standes nicht eben so seyn? Und wenn wir auch hier übereilt gelobten, sollen wir da auch halten? Und ist es denn noch etwas Reizendes oder Schönes, wenn wir einen Mann in Verhältnissen gebunden sehen, die ihn unglücklich machen?"

„Die Schwäche, die sich durch die Treue unglücklich fühlt,“ entgegnete Couchy,

„ist es freilich nicht, was uns reizen kann. Ihr wird man nicht erst abgeneigt, wenn sie die Schranken durchbricht; denn sie ist überall verächtlich. Aber was unsre verwahrlosete Poesie nicht begreift, darüber ist unser Volk in seinen edelsten Stimmgebern schon längst einig, daß die bloße Glückssucht, der Eudämonismus unwürdig und also gewiß auch unschön sey. Das Glück kann der Würde, wie der Schönheit nicht immer im Geleite gehen; es giebt Fälle, wo es von ihnen frei zurückgewiesen wird und ein solcher ist die unglückliche Treue, die das Gelübde hält, wo es schwer wird, die Treue des Troggenburg, der Cordelia, in einigen Tagen seines Lebens des Eid. Es ist die Schönheit der Entfagung, die dem Reiz der wider die Treue sich auflehrenden, verkehrten, glücksdurstigen Sehn-

sucht entgegen tritt. Bei Göthen finden Sie davon freilich weder Beispiel, noch Begriff. Seine Entfagung ist nichts als eine Vorschrift über dreitägige Veränderung der Nachtquartiere. Lassen Sie aber jener großen Seelen Muster zu sich reden, um zu fühlen, daß es hier etwas giebt, was im Götheschen Orbis pictus des Lebens und der Poesie nicht mit abgebildet ist."

„Wollen Sie nicht Ihre Meinung ohne Rücksicht auf Göthe darlegen," sagte Wilhelm. „Wie ich glaube, fasse ich Sie dann leichter."

„Ich thue es darum," erwiderte der Freund, „weil Sie als Künstler bestimmt wissen müssen, wo Sie dem Zeiturtheile und Zeitgeschmack in der Poesie zu miß-



trauen, wo Sie von demselben abzugehen und sich ihm selbst entgegen zu sehen haben. In Göthen stellt sich uns die Kunst in der Gestalt dar, welche bei uns bisher die gewöhnlichste war; Sie selbst sind mehr, als Sie es anerkennen, durch den Einfluß seiner Ansichten früherhin bestimmt und geleitet worden. Und Sie können weder als Mensch, noch als Dichter eine feste Basis finden, wenn Sie nicht die Opposition gegen diesen Einfluß in sich ausbilden."

„Hier kann ich noch nicht ganz von ihm abtreten,“ sagte Wilhelm. „So sehr ich es mit Ihnen mißbillige, daß im ganzen Umfange seiner Werke der Treue nicht die gebührende Anerkennung gegeben ist, so weit ich seine Schriften als Bild des Lebens, darum hinter Shakespeares Werke zu-

rückstelle, so ganz Sie mich in einigen andern Punkten schon überzeugt haben: das wird mir doch schwer zu fassen, ja das scheint mir unmöglich, daß zwischen Gelübden und Vorsätzen ein so großer, durchgreifender Unterschied gelten müsse. Vorsätze ändert Jeder, ohne daß die Mißbilligung laut wird. Nur der Eigensinn könnte darauf fallen, sie überall ausführen zu wollen. Sie selbst erklären sich bereit, der Jugend ihre Irrthümer nachzusehen und haben damit das Aufgeben übereilter Vorsätze entschuldigt. Ist denn aber das Gelübde etwas ganz anderes; ist es nicht vielmehr bloß ein zu mehrerer Bestimmtheit gekommener und äußerlich ausgesprochener Vorsatz?"

„Nimmermehr!“ sagte Coucy entscheidend. „Alle innerlichen Gelübde, so heilig

sie auch das Herz beschwor, mag man der Charakterlosigkeit als bloße Vorsätze zuschreiben, um sie nicht mit Meineiden zu überladen. Wenn sie aber ein Gelübde äußerlich macht und mit dem Schwur der Liebe auch deren Rechte, mit dem Schwur des Standes auch dessen Ansprüche, mit dem Schwur des Bundes auch dessen Vertrauen empfängt, dann ist es nicht möglich, sie bedauernd ihrer Erbärmlichkeit zu überlassen. Sie da noch entschuldigen, wenn sie die Treue bricht, sie da noch der Darstellung werth achten, das kann nur der, welcher sie selber theilt. Mag das Wort sonst immer unbedeutend scheinen, mag es weit hinter dem Gefühl und der That zurückstehen. Sobald es gelobend wird, tritt es zwischen Gefühle und Thaten in die Mitte, jene vor sich, diese in seiner Folge. Da

schürzt der leichte Hauch des Mundes Knoten, die keine Ewigkeit lösen darf; da wird er zum Nachen, der unsern ganzen Werth trägt; da darf kein anderer Wille und Wunsch bleiben, als den leichten Träger all unser's edelsten Gutes, das Wort, mit all unsern edelsten Kräften zu halten. Und wer da nicht selbst im Nothfall Leben und alles Lebensglück über Bord wirft, sondern wie Götz mit den Bauern unterhandelt, der mag das Leben als ein Almosen hinnehmen, Ehre und Würde sinken mit dem gebrochenen Worte unter."

Wilhelm glühte. Er fühlte in seinem Innersten, daß hier eine Stimme zu ihm sprach, wie er sie unter allen Declamatoren seines Bühnenlebens und unter allen Weisen der unsichtbaren Loge des Abbé noch

nicht gehört hatte. Und es wurde ihm nicht schwer, von Allem die Anwendung auf seine eigenen Verhältnisse zu machen.

---



## Siebentes Capitel.

---

Je weniger ein Gemüth in den Zeiten geistiger Gährungen zum Ueberblick seiner eigenen Vergangenheit fähig ist, um daraus sich selbst begreiflich zu werden, desto mehr muß man es für Sache dessen halten, der seine Entwicklung darzustellen übernimmt, daß er gerade bei solchen Epochen nicht vergesse, uns den Rückblick zu eröffnen. Denn er würde sich einer Ungerechtigkeit gegen seinen Helden schuldig machen, wenn

er die Leser in eben die Irrung über ihn führte, in welcher sich dieser selbst befindet.

Jeder Mensch hat Zeiten, wo er über sein eigenes Wesen kein Urtheil, für seine eigene Zukunft keinen festen Willen gewinnen kann, wo er sich und sein Leben als Räthsel betrachten muß, zu denen er nun dieses, dann mit eben so unvollständiger Ueberzeugung ein anderes Lösungswort nennt. Ausgezeichnete Menschen befinden sich länger in dieser Unklarheit; die Gemeinheit unterscheidet sich dadurch, daß sie dieselbe nie an sich erkennt, die Verirrung, daß sie dieselbe nie beendet. Jene glaubt über sich schon in den Schuljahren im Reinen zu seyn; dieser behält das Leben noch in den Greisenjahren die Natur eines ungelösten Räthfels. Beide sind der Darstel-

lung unfähig. Nur eine lange Zeit der Unklarheit giebt für diese einen anziehenden Gegenstand; und nur eine Zeit der späteren Klarheit macht seine genügende Behandlung möglich.

Da wir unsern Wilhelm Meister zuerst kennen lernten, fanden wir ihn in einem Zustande des innern Widerspruchs, der sich kaum gesteigert denken ließ. Im Begriff, selbst eine Familie zu gründen, hatte er doch so wenig Vorstellung von deren Wesen, daß er ihre heiligen Rechte zu gleicher Zeit nicht allein verkannte, sondern in seinem Benehmen als Kind auf's offenbarste kränkte. Ja, es fehlte ihm so ganz an Sinn für reine Weiblichkeit, daß er ein Mädchen lieb gewinnen konnte, welches nicht einmal der Dienerin Achtung einzu-

flößen, nicht einmal ihren nächsten Umgebungen die reinliche Nettigkeit zu geben wußte, die in keiner weiblichen Sphäre vermist werden darf. Wäre es noth, die Unklarheit seines Wesens in jener Zeit noch näher zu bezeichnen, so würden wir daran erinnern, wie er seine Geliebte so unterhielt, daß sie darüber einschliefe, und wie ihm seines Theils über dem feurigsten Liebesbriefe die Augen zwei, drei Mal zusielen — ein Umstand, den er jedoch ehrlich genug war, für die Empfängerin am Schluß zu bemerken.

Gehen wir über diese Zeit und die traurige Katastrophe, die ihr ein Ende machte, hinweg. Nach einigen Jahren tritt er wieder vor uns. Er hatte sich mit großem Eifer den Handelsgeschäften gewidmet.

Auf dem Comtoir und der Börse, im Laden und Gewölbe war Niemand thätiger gewesen, als er. Correspondenz und Rechnungen und was ihm aufgetragen wurde, hatte er mit größestem Fleiße besorgt. Wie mußte, denken wir, das innere Widerstreben, mit welchem er es that, seine Selbstbeherrschung, seine Besonnenheit erhöhen! Wie der Aufenthalt in der lebhaftesten Stadt, die Gelegenheit, welche der Großhandel zur Kenntniß aller bürgerlichen Verhältnisse auf practischem Wege so reichlich eröffnet, die stille Einwirkung der frühern Erfahrungen und der von selbst reisenden Natur, wie mußten sie einen jungen Mann vorsichtig und gewandt, entschlossen und klug machen, der den Taumelbecher der Liebe schon vor Jahren gekostet und von sich gewiesen hatte!



Aber unsere Berechnungen führen uns irre. Weder der Sohn eines Großhändlers, der sich von Jugend auf gewöhnt hat, mit dem republikanischen Geiste des Handels allen Rangunterschieden der Geburt und des Amtes ruhig gegenüber zu stehen, noch der zur Selbstbeherrschung und Resignation, zur Klugheit und Festigkeit seit Jahren gewöhnte Mann tritt in ihm vor unsern, in Erwartung gespannten Blick. Die eigentlich hölzerne Art, mit der er Philinens losen Neckereien und Melina's Gemeinheiten allein zu begegnen weiß, vor das gräfliche Ehepaar sich als Mitglied einer ordnungslosen Truppe hinschieben läßt und auf dem Schlosse den Vornehmen gegenüber steht, belehrt uns bald, daß das Leben sich nur um ihn her, nicht aber ihn fortbewegt habe.

Und wie er vollends die graue Halbtrauer, die er noch immer um Marianen trug, ablegt, um zuerst des Grafen Schlafrock, darnach aber Schärpen und Krausen und Kleider von den buntesten Farben anzuziehen, da fühlt man sich wirklich geneigt, die Hoffnung an ihm eben da aufzugeben, wo sie zu ihm selbst zurückkommt.

Endlich scheint es zu dämmern! Von der Erscheinung im Walde, wo wir Natalien als Amazone dem phantastisch gekleideten, verwundet in Philinens Schooße liegenden Wilhelm gegenüber finden, glauben wir ein Licht ausgehn zu sehen, das ihm empor leuchtet. Jetzt, ahnen wir, wird der Gedanke an seine unwürdigen Verhältnisse zu Marianen, die geliebte Rückerinnerung an ihr unsauberes Zimmer sich vollends

verlieren; jetzt wird zum treuen Bewah-  
ren eines einzigen, heiß geliebten Bildes  
das Herz sich schließen und der Ruf der  
Liebe das Auferstehungswort über seine in  
verwirrter Ohnmacht schlummernden Kräfte  
sprechen. Aber je mehr Grund unsere Hoff-  
nung wieder zu haben scheint, um desto  
mehr haben wir uns ihrer früheren Täu-  
schungen zu erinnern.

Gener erste Anblick Nataliens drang  
nicht so tief in sein Herz, als wir so gern  
es gesehen hätten; die Liebe sprach zu ihm  
noch kein Auferstehungswort. Seine Phan-  
tastie hängt das Bild in ihrer Bilderkam-  
mer auf; in die Herzkammer brachte es  
die Begeisterung nicht. Das lernen wir  
zwar bald fürchten; aber erst bei Serlo sind  
wir gedrungen, uns davon wider Willen zu

überzeugen. Da finden wir ihn allein auf den Brettern, wie die Morgensonne durch einen halb offenen Fensterladen hereinsallend die aufgestellten Dekorationen beleuchtet. Es ist ein Wald vorgestellt und eine Dorshütte. Er fühlt sich überrascht von wunderbaren Erinnerungen. Denkt er, fragen wir, an die Waldgegend, wo Natalie ihm zuerst erschien? oder an das Dorf, wo er verwundet, eingehüllt in den von ihr geschenkten Ueberrock, die Schmerzen durch das Andenken an ihr Bild linderte? Nein, sie fällt ihm nicht ein; seine Sehnsucht kehrt ungehindert durch alle zwischenliegenden Zeiten in jene unklaren Tage zurück, wo er Marianen liebte. Es ist ihm leid, daß der Morgenstrahl nicht auf ihren Schooß und Busen scheint; ja er glaubt zu ahnden, daß er sie vielleicht auf diesem

Platz bald wieder sehen werde. — So finden wir ein neues Phantasiebild neben das frühere gestellt; müssen wir nicht die Hoffnung aufgeben, daß sein Herz von diesem zu einer reineren Liebe werde emporgehoben werden? Es bedarf zu unsrer vollen Ueberzeugung kaum seiner eigenen Betheuerung gegen Philinen, daß er sich alle Tage seines Lebens nach wem anders, als Marianen? gesehnt habe, daß sie ihm noch immer statt aller andern Weiber in der Welt sey. Noch weniger, daß wir uns seiner ängstlichen Nachforschungen nach der, wie er glaubte, Wiedergefundenen und abermals Verlorenen erinnern, da er seinen frühern Vorsatz, die Amazone aufzusuchen, auch nicht mit einem einzigen Schritt bethätigte. Wenn der Zauberstab der Phantasie die Todten wirklich erwecken könnte, Wilhelm hätte Marianen



erweckt und wäre ohne innere Hindernisse in die vor Jahren verlassenen Spuren zurückgetreten.

Die ernste Stimme, die den irrenden Jüngling warnend von den Brettern fortzrufen wollte, konnte damals nicht durchdringen. Philinens lüsterne Kühnheit beurtheilte ihn richtiger, wenn sie in dasselbe Zimmer zu ihm schlich, wo die Reliquien Marianens neben dem Ueberrock Nataliens aufbewahrt würden. Der Drang der Umstände nur konnte ihn von der Bühne fortbewegen und er verließ das Leben offener Repräsentation nur, um in ein anderes, wo sie versteckter war, hineinzutreten.

Niemand wird es unbegreiflich finden, daß ein Mensch von solchem Gemüth auch

in den geselligen Verhältnissen noch immer die frühere Unsicherheit zeigte, daß er von der Vorspiegelung eines geheimen Bundes sich täuschen, von der Anmaßung klügerer Menschen sich regeln und mit der wohl memorirten Strafrede über Aureliens Tod noch im Gedächtnisse, sich gebrauchen ließ, um eine dritte Geliebte Lothars zu transportiren, nachdem die zweite ihm vom Abbé in der Erzählung der Duell-Geschichte auf eine für den Geistlichen mehr als liberale Weise bekannt gemacht war.

Über aus denselben Gründen wird es auch Niemand unbegreiflich finden, wie er sich mit Theresen unter Umständen verloben konnte, die es scheinbar machen, daß er damals an gar keine innige, ganze Liebe mehr glaubte. Sie hatte sich gegen ihn beinahe

herzlos wirthschaftlich benommen, sie hatte ihre ununterdrückte Liebe zu Lothar ihm selbst nicht verheimlicht. Und statt ein ganzes Herz zu fordern, wie ein ganzes zu geben, schloß er einen Bund, wie nur die Halbheit ihn bei freier Selbstbestimmung schließen kann. Zwar hatte er für seinen Felix eine Mutter suchen wollen; aber bald nachher erinnerte er sich ja selbst nicht mehr, daß er dieses für so nothwendig gehalten. Vielmehr bequemte er sich da zu einer mehrjährigen Reise, auf welcher das Kind ihn begleiten und der Mutter also vor wie nach, sogar unter schwierigeren Lagen entbehren sollte.

So war Wilhelm Meister, da ihn mit der zweiten Verlobung der äußere Schluß seiner freien Jugendzeit überraschte. Aus

seiner Vergangenheit müssen wir billig uns auch diese vorstellen lernen. Wir haben Ursache genug zu glauben, daß wo nicht Nataliens Bild, doch sie selber ihm sehr gleichgültig war. Er fand sich zwar überrascht, da er sie wieder sah, er kniete vor ihr, wie es bei solchen Gelegenheiten seine Gewohnheit war. Aber er konnte ihr doch seine Verlobung mit Theresen selbst erzählen; es beunruhigte ihn doch nicht, da er vom Medicus erfuhr, daß sie um Philinens nächtlichen Besuch bei ihm wisse; er konnte doch Theresen auf demselben Kanapee an seine Brust drücken, wo ihm zuvor Natalie zur Seite gesessen. Wir dürfen also nicht erwarten, daß seine Sehnsucht, sein Werben, seine Liebe und die dadurch gewonnene Liebenswürdigkeit den neuen Bund vermittelte. Lothars Leidenschaft für Theresen

und die Bedingung, welche diese der Erhöhung machte, mußten in der kalten Zone, wo er sich damals aufhielt, die Stelle des Herzens und der warmen Liebe vertreten. Die frühere Verlobte wollte ihr Gelübde nur dann brechen, wenn der benachtheiligte Wilhelm durch Natalien entschädigt würde. Ihr Eigensinn zwang den Abbé und dessen Freunde, für eine Sache zu wirken, die ihnen nicht gemeint war. Wie wenig sie den Eindringling in der Familie wünschten, bewies ihre Unaufmerksamkeit gegen ihn, die ihn gar nicht in den Rath zu ziehen würdigte, welcher über ihn entscheiden sollte; bewies Jarno's schroffe Härte; bewies überflüssig ihr ängstliches Bemühen, ihn zu entfernen. Da aber Therese darauf bestand, daß beide Paare an einem Tage zum Altare gehen sollten, so mußten sie



wohl in Natalien dringen, daß sie Meistern ihre Hand zusagen möge. Indesß war die Abneigung gegen Wilhelmen stark genug, um mit der Unordnung seiner Reise auch Lothars lebhafteste Wünsche Jahre lang unbefriedigt zu lassen.

Daß Natalie, die ältere Schwester der schon einige Jahre verheiratheten Gräfin, nicht mehr jugendlich schwärmerisch einen wenig bekannten jungen Mann bewundern konnte, ist begreiflich; sie hatte von Natur einen weit helleren, ruhigeren Sinn, als er. Der Austritt im Walde konnte bei ihr keinen angenehmen Eindruck hinterlassen. Ein wunderbar gekleideter junger Mann im Schooß einer leichten Schauspielerin vermochte sie nur durch seine Wunden, nicht durch seine männliche Würde und Schön-

heit zu rühren. Die nächste Nachricht von ihm schien sie durch Mignon erhalten zu haben, welche ihr den nächtlichen Austritt mit Philinen erzählte. Und als sie ihn selbst wieder sah, war er bereits verlobt. Nur das Mitgefühl mit seiner verlassenen Lage, vielleicht noch mehr das erzwungene Bitten der Freunde und der eigene Wunsch, ihren Bruder Lothar glücklich zu machen, konnte ihre lange Bedenklichkeit überwinden. Sie gab das Jawort, nicht erröthend vor der inneren Liebe, nein, aus Nachgiebigkeit und Erbarmen.

So hatte Wilhelm endlich eine bleibende Braut bekommen, nicht durch sein Werben, seine Anstrengung, seine Liebe, sondern als Entschädigung, kraft des geheimen Artikels in einem fremden Contracte.

Und gleich darauf hatte der Verlobte seine Reise anzutreten.

Hier endet der erste Abschnitt in unsers Meisters jugendlichem Leben, welcher durch ein wunderliches Versehen den Namen Lehrsahre erhalten hat. Wir haben die Selbstbetrachtungen unsers Freundes, die er in Stunden der Anklage wie der Entschuldigung anstellte, bei unserm Ueberblick zum Grunde gelegt. Unsere Leser haben Scharffinn genug, um zu bemerken, was ihn zu einer solchen Strenge nicht allein gegen sich, sondern auch gegen seine frühere Liebe reizte. Zugleich kennen wir ihre Nachsicht gegen den Helden zu wohl, um nicht vollkommen überzeugt zu seyn, daß sie diese Strenge des Selbsturtheils mildern und eher wider uns, die wir bloß berichten, als wider

ihn sich erzürnen werden. — Die nachfolgenden Ereignisse zog er selbst nicht in seine Kritik hinein. Sie waren ihm noch zu neu, und er fühlte sich mit ihnen wie mit sich mehr zufrieden. Großer Fortschritte konnte er sich zwar nicht rühmen; die Mattigkeit seiner Pseudo-Lehrjahre \*) wirkte nach.

---

\*) Wir würden für die gegenwärtige Schrift den Namen Pseudo-Wanderjahre vorziehen, wenn man sich über den Titel Pseudo-Lehrjahre für die frühere eine Uebereinkunft der Leser versprechen könnte. Denn eigentlich sind beide Aufschriften verwechselt. Es haben unsre geistreichen Leser gewiß schon selbst bemerkt, daß Wilhelm Meister in der ersten Schrift zwar wandert, aber nicht lernt. Eben so wird in der andern Abtheilung mehr gelernt als gewandert, wenigstens ist die Wanderung mehr geistig, als körperlich. Indeß sind wir uns bei der doppelten Verwechslung unsrer Schullosigkeit bewußt.

Aber wenn er sich nicht sogleich von der  
 Ohnmacht befreien konnte, die seinen Geist  
 Jahre lang an dieselbe Stufe gefesselt hatte,  
 so meinte er doch wenigstens schon seine  
 Stellung verändert und dadurch die verlo-  
 renen Sterne wieder ins Auge gefaßt zu  
 haben, die seiner Jugend Richtung und  
 Zug gaben. Die Kunst war ihm wieder  
 theuer worden und Mathildens unbefange-  
 nes Entgegentragen eines warmen und gan-  
 zen Herzens machte ihm auf eine sehr ein-  
 dringende Weise die Halbheit aller contract-  
 mäßigen Liebe begreiflich. Anders, als  
 jedesmal zuvor, wo ein schneller, die Phan-  
 tasie fassender Eindruck seine Leidenschaft  
 aufregte, kam die Liebe diesesmal zu ihm.  
 Das wunderbare Gefühl des Heimwehs,  
 das ihn beschlich, als er zum erstenmal auf  
 Mathildens Zimmer saß, deutete ihr leises



Nahen an. Aber sie verbarg sich als ein Keim in das innerste Herz und schien Tage lang todt wie unsichtbar, bis sie zart und leise aus ihm hervorsproßte. Dennoch oder vielleicht eben darum war sie es, die das Auferstehungswort über ihn aussprach. Es war am Tage nach der Trennung, als das um seine Klagen befragte Herz deutlich Mathildens Namen nannte.

Wer die Kräfte der reinen, begierdeslosen, ganz hingebenden Liebe kennt, der muß urtheilen, daß Wilhelms in seinem Grunde noch immer unverdorbenes Gemüth von ihr auf das gewaltigste ergriffen und emporgezogen wurde. Aber das, was die Griechen nach Herders schöner Phantasie unter ihrer Nemesis verstanden, ist kein leerer Wahn. Die Vergangenheit bleibt

Vormünderin der Zukunft und mit den Trauben des verschuldeten Winzers, wachsen die Zinsen, die sie ihm abdringen.

Wilhelm lernte nach männlichem Werthe, nach festem Charakter, nach großartiger Treue innig verlangen. Mehr als die einzelnen von uns aufgezeichneten Gespräche, wirkte das Zusammenleben mit seinem Gesährten, mehr als beide jene Liebe, die erst, wo sie völlig ist, bescheiden macht und erst, wo sie sich bescheiden fühlt, mit Allmacht gebietet. Aber wenn er mit ganz freiem Herzen in der Begeisterung für alles Schöne und Würdige sich entzückt und mit immer wachsender Kraft um den höchsten Manneswerth gerungen hätte, so trat jetzt das einst an Natalien gegebene Wort mit seiner Forderung strenge dazwischen und

nahm seine Treue für sich in Anspruch. Was half jene, von uns aufgezeichnete Selbstanklage, die es ihm so einleuchtend machte, daß er jenes Wort in der höchsten Unklarheit gegeben hatte, daß er für sein Hingeben nur ein halbes Herz, eine Liebe des Mitleids erhalten werde? Eben der Sinn der Treue, welcher ihn Mathildens werth machen mußte, legte auf jenes, in Verirrung gesprochene Wort sein ganzes Gewicht und mit einer Treubruchigkeit gegen das gelobende Wort stand er, verletzt in seinem Selbstgefühl, seines eigenen Unwerths Kläger, Zeuge und Richter, dem reinen, treuen, von keiner innern Spaltung undurchsichtigen Wesen seiner wahren Geliebten gegenüber.

Er wechselte mit Natalien wie mit Ma-

thilden Briefe. Jener schrieb er die Nachrichten von seiner Reise, wie es verabredet war; dieser am liebsten seine neugefaßten Gedanken und Pläne. Dasjenige abgerechnet, was der Styl wider Willen verräth, durfte man ihm nachrühmen, daß er sein Gefühl zu beherrschen wußte. Aber unsere Leser werden uns der Mittheilung um so leichter überheben, da wir später in besserem Zusammenhange das Wichtigste für sie auszuwählen versprechen.

---

## Achtes Capitel.

---

Wie zwei Arme eines Bogens nach entgegengesetzten Seiten ihren Zug üben und gerade dadurch die Sehne, welche beide zu verbinden sucht, straff gehalten und der Pfeil in einer eigenthümlichen Richtung zum fernem Ziele fortgeschleudert wird: so findet das menschliche Gemüth gerade dann am leichtesten eine eigenthümliche Bahn, wenn ganz verschiedene und widerstreitende Gewalten um seinen Besitz ringen und seine



Kraft spannen, ohne sich einander selbst überwinden zu können.

Glück und Treue könnte man die beiden Arme des Bogens nennen, welche bei unserm Freunde durch ihr Widerstreben die Spannung unterhielten, die uns in ihm bemerklich worden ist. Nach seiner jetzigen Denkart war es unmöglich, daß die Gewalt des einen der des andern übermächtig wurde; unmöglich eben so wohl, daß sich ihr Widerstreit in Einheit und Bündniß auflöste.

Da lernte er, was er bisher nie hatte lernen können und mögen. Er griff mit Kraft in die schon gespannte Sehne, um sie noch stärker anzuziehen, und suchte sich zwischen beiden widerstrebenden Gewalten

mitten durch eine gerade Richtung und ein freies Ziel. Er wendete Auge und Kraft auf das Schöne, auf die Kunst und der streitende Zug des Glückes und der Treue, des Wunsches und des Gelübdes mußte zusammenwirken, um ihm das möglich zu machen, was keines einzeln vermocht hätte.

Treue — es war ihm jedesmal, wie er das Wort leise oder laut aussprach, als wenn ein majestätischer Accord von Oben her in seine Seele tönte; es war ihm, als ob der Ritter Toggenburg mit seiner treuen Liebe, als ob Cordelia mit ihrer Kindes-treue, Regulus mit seiner Treue gegen das Vaterland, Shakspeare's alter Adam mit seiner treuen Anhänglichkeit an den jungen Orlando, als ob der Eid mit all seiner Heldenherrlichkeit vor ihn träten, als ob sie

mit der Hand auf ihr zerriffenes Glück wiesen und sprächen: wir haben es überwunden! Glühend in seinem ganzen aufgeregten Wesen, konnte er dann nicht daran denken, je auf eine ganz entgegengesetzte Weise zu handeln. Und doch, wenn er den Blick wandte, um nachzusehen, was bei der höchsten Anspannung in seinem Herzen so schmerzlich zog, wenn er dann von den erhabenen Berghöhen wegblickte auf die besonnten, stillen, heitern Fluren, wo das Glück wohnte und die Liebe, dann vermochte er auch diesen kein Lebewohl für ewig zu sagen, dann stand er sehnsüchtig zaudernd stille und wünschte vergeblich, sich theilen, oder auch nur eines vergessen zu können.

Der Wettstreit, welchen er mit Ott-

walt eingegangen war, gab ihm den Pfeil vor die gespannte Sehne und ließ ihn ahnen, daß er in der Beschäftigung mit der Kunst zwar kein schädliches Vergessen, wohl aber eine innere Erleichterung hoffen dürfe. Vorwärts mußte sein Blick fliegen, wenn er nicht ängstlich zur Rechten oder Linken, peinlich auf der Erinnerung oder niedrig auf der Minute der Gegenwart haften sollte.

In einer bedeutenden Stadt hielten sich die beiden Reisenden um die Mitte des Sommers längere Zeit auf. Man hatte da ein erträgliches Theater, mehrere gute Sammlungen und es fehlte nicht an Männern, deren Bildung für ein interessantes Gespräch hinreichte. Die zu Anfang mitgenommenen Bücher waren wiederholt durch-

gelesen und bis auf die Romanzen vom Sid gelegentlich verschenkt. Man kaufte hier andere ein, um sie bei der weiteren Reise eben so zu benutzen. Für seinen nächsten Zweck nahm Wilhelm Kaltwassers Uebersetzung des Plutarch.

Er hatte in seiner Jugend auch die griechische Sprache oberflächlich kennen gelernt. Aber nach seinem Urtheil reichte das Lesen einer Uebersetzung aus und er fand keine Neigung, sich mit Wortschwierigkeiten nutzlos zu mühen.

„Können Sie sich in Ihres Helden Charakter hineinfinden?“ fragte der Hauptmann nach einigen Tagen.

„Ganz,“ versicherte Meister. „Um es



mit wenigen Worten zu sagen, Camill ist der altrömische Eid; größere Zwillingbrüder, als diese beiden, kenne ich nicht."

„Sie drücken sich sehr bezeichnend aus,“ versetzte Coucy. „Camill ist mehr, als bloß ein alter Römer in der Art des Regulus, Marcellus, Scävola. Er ist nicht bloß dem Vaterlande treu; seine innere Regel ist von einer höhern Art. Das beweiset sein Benehmen gegen Feinde, die ihm als Verräther nützlich seyn wollten und eben so sehr der Edelmuth, den er gegen persönliche Gegner zeigte. Wenn Sie künftig das Leben des Epaminondas in Ihrem Plutarch werden gelesen haben, so werden Sie, glaub' ich, noch einen Bruder des Eid kennen lernen.“ — Wilhelm erklärte, daß er schon den Entschluß gefaßt

habe, alle Biographien des Griechen durchzugehen, weil er darin eigentliche Helden-seelen kennen zu lernen hoffe, deren Wesen ihn immer mehr anziehe. Aber für jetzt halte er sich noch vorzugsweise am Camillus, weil jeder Mann aus dem hohen Adel des menschlichen Geschlechtes doch einer vollen und ungetheilten Betrachtung werth sey.

Der Hauptmann veranlaßte ihn, noch vor dem eigentlichen Beginn seiner Arbeit auch die Nachrichten des Livius über den römischen Helden durchzulesen. Beide waren darüber einverstanden, daß man vor allem andern bemüht seyn müsse, sich in eine vollkommene Kenntniß des Geschichtlichen zu setzen. Nur dadurch werde man des Stoffes so ganz Herr, daß man ihn mit Freiheit behandeln könne, ohne gegen

die Wahrheit zu verstoßen. In Abgang einer guten Uebersetzung bequemte man sich zu einem gemeinschaftlichen Durchlesen des Originals nach der schönen Mannheimer Ausgabe.

Wilhelm bemerkte sich die Namen, Würden und Thaten derjenigen Männer auf, die mit Camill gleichzeitig im römischen Staate eine Rolle spielten. Er mußte aber bald über ihre immer wachsende Anzahl erstaunen. Mehr als dreißig wurden allein vom Livius ausgezeichnet, die nach den ihnen übertragenen Aemtern und nach einzelnen Zügen zu urtheilen, einer Aufnahme in das Personal seines Stückes nicht unwürdig waren.

„Wie war doch Rom schon damals,

oder damals vorzüglich ein so herrlicher Sammelplatz großer Charaktere!" rief er aus, indem er unschlüssig nachsah, welche Namen er als minder bedeutende durchstreichen solle. „Wer kann noch fragen, wie es dieser einzelnen Stadt möglich wurde, die Welt zu bezwingen, wenn er überdenkt, wie viele kräftige Männer in ihr als Zeitgenossen des Camill und Manlius lebten, alle werth, die ersten zu seyn, wo nicht diese Riesen sie überragt hätten! So sind Hunderte von Alpenbergen bloß darum ungenannt, weil sie neben der Jungfrau oder dem weißen Berge stehen; könnte man sie in die Reihe unserer deutschen Gebirge versetzen, wie würden sie alle Höhen derselben unter sich zurücklassen!"

Sein Geist entzückte sich in der immer

vertrautern Bekanntschaft mit Rom und dessen Helden. Er fand hier nicht die vereinzelte Größe, wie bei seinem Eid; aber unaussprechlich zog es ihn an, daß gerade der höchste, kräftigste unter allen, an dem Brennus und Manlius mit all ihrer Größe vergeblich hinaufstrebten, daß sein Camillus von dem Zartgefühl und der Milde, die bei der Kraft so selten sind, eben wie der Eid verklärt wurde. Wie das höchste Haupt eines Gebirges am frühesten von der aufgehenden Sonne bestrahlt wird, wo alle andern Kuppen noch dunkel sind, so sah er in ihm den Vorschein einer hellern Zeit, die freilich für Rom nicht früh genug aufging, um es noch in seiner ganzen Würde zu beleuchten. Lange wußte er nicht, woher diese zartere, edlere Sitte, dieser Abglanz einer höheren Bildung in Camillus Wesen



gekommen seyn möchte, oder, wenn er sie dem Triebe der innern Natur beimessen wollte, wie er sie für Leser und Zuschauer als historisch wahr rechtfertigen und begreiflich machen könnte. Endlich fand er in seinen Quellen die zuerst überschene Nachricht, daß die Römer in Camills früherer Zeit eine Gesandtschaft nach Delphi schickten. Er verglich die Jahre; es war gerade Griechenlands Blüthenzeit. Und Männer, die er oft mit seinem Helden zusammen fand, waren die Abgeordneten gewesen. „Schön!“ rief er; „ja, von Griechenland her, wo eben der herrlichste Tag der milden Kunst Alles so warm besonnte, spiegelt sich der Widerschein über die Meeresfluthen hin in deiner edlen, hohen Seele! Nur du, Camill, warest groß genug, um in deinem vielbewegten Leben den Sinn für

die Milde offen halten zu können. Was du warst, das warst du durch dich, durch deine hohe Treue; aber wie du es warst, wie wir dich sehen, das verräth uns den Abglanz vom hellen Osten herüber."

Mit mehr Innigkeit hat sich wohl nie ein Dichter in das ganze Wesen und Leben seines Helden hineingefühlt, als Meister bei seinem Camill. Alles, was in ihm selber vorgegangen war, alles was Rede und Vorbild seines Freundes in ihm aufgeregt hatten und unterhielten, alles was er über dem wiederholten Lesen des Eid empfunden, mußte sich vereinigen, damit er gerade das recht tief sich eindrücken konnte, was einen eigentlichen Helden von der unbedeutenden Vielzahl unterscheidet. Und aus der nur überhüllten Wunde seines Herzens, aus sei-

ner, einst allein ihn bestimmenden und noch immer nicht überwundenen Sehnsucht nach glücklicher, ganz beruhigter Liebe, ja aus dem milden Wesen der Poesie selber, floß ein Zartgefühl, das mit jener Begeisterung wie Chlorinde mit Tancred, deshalb Scene für Scene um den Sieg ringen wollte, weil der schönere Bund unmöglich schien.

---

Neuntes Capitel.

---

**W**enn uns das Trauerspiel einen hell leuchtenden Stern in der größten Höhe seiner Bahn erscheinen läſſet, der nicht in seinem erhabenen Stande verweilen kann, sondern niedergezogen wird gegen den mit Wolken umflorten Himmelsrand, mit jeder Minute tiefer ſinkt und zum letztenmale aufblitzend ſcheinbar unter die Erde hinabgeht: warum ſollte nicht ein Drama möglich ſeyn, für deſſen Gang das entgegenge-

setzte Bild paßte? Warum könnte man nicht die Nacht des Unglücks über die ersten Scenen düster ausbreiten und das Licht in leiser Zunahme wachsen, die feindselig trüben Wolken röthen und durch den begleitenden Morgenwind verwehen, endlich aber die Sonne mit der ganzen Herrlichkeit des lichten Tages hervortreten lassen? Ist denn nur der Untergang eines Gestirnes schön und nicht auch sein Aufgang? Giebt es nur Gewalten des Abgrunds, welche das Große fassen? nicht auch Götter, welche es pflegen? Nur ein Schicksal, keine Vorsehung? Und muß denn die Macht des freien Heldensinnes dem Gewicht des Unglücks immer unterliegen, bevor wir ihn mitempfindend anerkennen? Darf er nie unsrer Theilnahme sicher seyn, wenn er überwindend einen Triumph feiert?



So fragte Wilhelm sich selbst, da er über die Anlage seines Stückes mit sich zu Rathe ging. Und er war nicht lange unentschieden. „Dank sey dem Himmel,“ rief er, „daß er hier wie beim Eid einmal bewiesen, wie er den wahren Adel schützt! Schön ist es, wie der achtzigjährige Römer noch einmal an die Spitze der Legionen tritt, um sie das leztmal zum Siege zu führen; schön, wie sein ritterlicher Bruder in Spanien noch als Leichnam die trohigen Feinde in Schrecken setzt. Solch ein Loos ist der unbefleckten Größe würdig. Manlius mag tragisch enden; er fällt seinem Schicksale. Aber Camills Sonne mußte heiter ihren Lauf beschließen.“

Der von seinem Freunde vorgeschlagene Schluß paßte ganz in diesen Plan, den

reinen Gegensatz eines Trauerspiels zu liefern. Begeistert von seiner Idee warf er den Entwurf auf's Papier; freudig schauernd sah er mit vorausfliegendem Blicke ihn im Geiste schon ausgeführt. Der Abschied des Helden von Rom eröffnete die Scene. Schon damals um das Vaterland hoch verdient, ging er verkannt, einsam von der Heimath, von Weib und Kind in die Verbannung. Nur seine innere Größe folgte ihm treu in das unansehnliche Ardea nach. — Aber der Zorn der Götter ballte die Wolken, die schon vorher am nördlichen Himmel gedraut hatten und trieb sie düster gegen das Rom, das ihren Liebling verstoßen. Die Fabier zogen aus, um nicht zu kehren. Es wurde fühlbar, daß der in Allen lebendigen Kraft Camills Weisheit, den kühn neben einander aufstrebenden Hel-

den daß von Allen ehrfurchtsvoll anerkannte Haupt fehle. Dieser Theil der Geschichte füllte die beiden ersten Akte. Sie sollten nicht lang seyn und die Hauptperson nur am Schlusse des zweiten wieder auftreten, um die Theilnahme des Verbannten an dem bedrohten Vaterlande, seine gastfreundliche Thätigkeit für Urdea bemerklich zu machen.

Mit dem dritten Aufzuge bricht das Strafgericht über Rom herein. An der Allia wird sein Glanz in den Staub getreten. Brennus wüthet. Die Weiber und Kinder flüchten. Die Senatoren sterben auf ihren Ehrensitzen. Aus dem allgemeinen Ruin ragen am Schlusse des Akts nur Brennus, Manlius und Camillus wie drei Bergspitzen hervor. Die erstern Beiden stehen gleich an Kraft,

ungleich an Macht mit ihrem Anhange einander gegenüber; auf sie richten sich ausschließlich die Augen der handelnden Personen. Aber die Leser und Zuschauer sehen während dem Streite des gallischen Lagers mit dem Capitele Camills Gestirn immer glänzender hervorleuchten. Er ist schon nicht mehr auf Ardea beschränkt. Dessen Einwohner anspornend, die Versprengten sammelnd, der Götter gewiß, sieht er sich durch ein immer wachsendes Heer wie auf steigenden Fluthen emporgehoben. Und wie am Schlusse des vierten Aufzugs die Bedrängniß des Capitols das höchste Maaß erreicht und die Siegeshoffnung des Galliers Gewißheit wird, steht die in Ardea aufgestiegene Wolke, mit des Himmels Blitzen schwer beladen, fast schon über dem Felde der Entscheidung. —

Der fünfte Akt beginnt damit, daß bei Camillus unmittelbar nach einander zwei Boten eintreffen; der erste vom Capitol, welcher ihn als Diktator begrüßt, der andre von den zum Kundschaften ausgesendeten Seinen, der die Nachricht von der Capitulation mit den Galliern bringt. Schnell geordnet, still und glühend zieht das Heer zum Todesfelde. Es verschwindet, und die Bühne öffnet sich als Forum für den schmähhchen Vertrag. Das alte Rom, das im Camill die Götter beleidigte, muß sich in seinen letzten, hoffnungslos gewordenen Bertheidigern dem übermüthigen Sieger, der Geißel des Himmels beugen. Da ruft das neue Rom, glaubensvoll unter seines Führers Leitung, sein ewiges Lösungswort: zum Kampfe! In der Schlacht entscheidet sich zwischen Brennus und Camill die



Frage, mit wem die Götter seyen, ob mit jenem, den sie als Werkzeug ihrer Strafe gebrauchten, oder mit diesem, in dem sich ihr eigener Sinn spiegelt. Die Nemesis ehrend, legt an des Galliers Leiche der Römer das Schwerdt des Diktators nieder. Und der Triumph der Freiheit und der Ausföhnung mit den Himmlischen öffnet in der Schlußscene die Aussicht über die Trümmerhaufen in Jahrhunderte voll Glanz und Größe.

Bei der Ausarbeitung schlug unser Freund einen Weg ein, der vielleicht nicht für alle Künstler bequem seyn möchte, ihm aber so natürlich war, daß er auch bei allen spätern Arbeiten nicht davon abging.

Es war ihm unmöglich, die einzelnen

Scenen, wichtige und bloß verbindende, von vorn herein in der Folge niederzuschreiben, die sie bei der Vollendung des Ganzen behalten sollten. Sein Herz war von dem Gegenstande zu voll. Er mußte zuerst die Hauptauftritte behandeln, um es etwas zu entladen. In sie goß sich sein heißestes Gefühl aus; sie wurden von dem hoch brennenden Feuer seines Enthusiasmus ganz durchdrungen. Er urtheilte sehr richtig, daß eben die Hauptscenen einer dramatischen Arbeit einer solchen Behandlung bedürfen, weil sich in ihnen besonders der Sinn des Ganzen aussprechen soll, und daß sie unmittelbar hinter einander geschrieben werden müßten, damit sie, durch Zwischenscenen geschieden, doch in Geist und Farbe nahe zu einander halten. So stand in wenig Tagen die Skizze da, kurz, gedrungen, ab-

gerissen, aber kräftig und einig. Man konnte sie mit einer Arbeit von Aeschylus oder Alfieri vergleichen, wo eben auch alle überleitenden Nebenscenen oft ganz zu fehlen scheinen.

Erst als den Hauptmomenten ihr Recht widerfahren war, fanden auch die übrigen vor Wilhelm's Augen eine ruhigere Anerkennung. Es ist unbillig, wenn jene sich nach diesen fügen sollen, und dagegen ganz in der Ordnung, daß die Nebenscenen nur als Vorbereitungen auf jene, als Uebergänge und Erläuterungen zu ihnen aufgefaßt und bearbeitet werden. In diesem Sinne bildete er sie aus, immer noch mit Liebe, doch so, daß ihm die früher festgestellten großen Ausstritte als Richtpunkte galten, denen er entgegen arbeitete.

So wuchs sein Werk, wie ein organisches Wesen, von innen heraus. Es kam in seine Arbeit kein Widerspruch, er fand keine Ursach, irgend eine Scene ganz umzuarbeiten oder gar wieder zu verwerfen, es wurde keine Geringsügigkeit zu weitläufig ausgesponnen, kein Lückenbüßer zwischen den wesentlichen Handlungen nothwendig. Jeder, auch der kleinste Auftritt drängte der Entwicklung näher, wie nach seinem Vorbilde jede Minute des Tagesanbruchs den Himmel mehr und mehr erhellt, und dem ersten Augenblicke der hervorstrahlenden Sonne vorbereitet.

Noch nie war ihm eine Arbeit so schnell fortgerückt. Es war ihm unmöglich irgend etwas anderes vorzunehmen, so lange er sie unvollendet sah. Er schrieb bis spät in

die Nacht, und wurde nicht eher gelassener, als bis er daran gehen konnte, alle Scenen in gehöriger Folge abzuschreiben. Bei dieser Gelegenheit suchte er noch alle Härten fortzuschaffen und in den Ton des Ganzen hinein zu mildern, die ihm mitunter in seinem Eifer entschlüpft waren. Ganz am Schluß untersuchte er, womit sich viele Dramatiker schon fortwährend über der Arbeit quälen, ob auch alles scenisch dargestellt werden könne. Und er fand zu seiner Freude, daß ihm seine eigene Bekanntschaft mit dem Theater diesesmal einen wesentlichen Dienst geleistet habe. Alle Scenen konnten bei einer Aufführung ihre Folge beibehalten; nichts war der Perspektive, nichts dem Raume, nichts der Illusion zugemuthet, was nicht zu leisten stand. Es kam überhaupt keiner von jenen vielen felt-



samen Mißgriffen vor, die entweder den Schauspieler mit dem Dichter, oder die Zuschauer mit der Bühne unzufrieden machen müssen.

Das vollendete Werk wurde seinem Freunde vorgelesen. Dieser äußerte seine Billigung nicht stellenweise, aber am Schlusse des Ganzen auf eine Art, die den Verfasser in hohem Maße aufmunterte.

„Sie dürfen sicher seyn,“ erklärte er, „daß Ihre Arbeit der Hauptsache nach allgemein gefällt. Die Personen sind zusammengehalten und eigenthümlich; es freut mich, daß Sie dem Brennus selbst einen gewissen Heldenadel gegeben und nicht als Carrikatur in wilder Rohheit verzeichnet haben. Und des Personals ist die Hand=

lung ganz würdig. Ohne Verwirrung und Intrigue, die zwischen Helden fortbleiben muß, um weder in die Ferse zu stechen noch zertreten zu werden, fesselt sie die Theilnahme doch bis ans Ende. Ihre Idee entfaltet sich immer mehr, immer schöner, wie ein Strom immer breiter und majestätischer wird, je näher er dem Meere kommt. Keine pedantische Kleinigkeiten, keine gehäuften Namen von Straßen, Thoren, Tempeln und Göttern erinnern uns allaugenblicklich, daß es alte Römer sind, die vor uns handeln. Aber wir fühlen es doch auf das bestimmteste, daß wir es nicht mit einer matten Alltagswelt zu thun haben. Die Geschichte ist nicht ängstlich wissenschaftlich controlirt; aber das Ganze hat eine historische Farbe, die auch für den Kenner der Zeiten leicht hastet."

„Es war meine größte Sorge,“ bemerkte Wilhelm, „daß mir die Darstellung des eigentlichen Heldensinnes mißlingen möchte. Denn was kann betrübter seyn, als wenn die Personen schon beim Dichter bloß Titel, Gestalt und Kleidung von Helden haben? Die ärmliche Illusion, die man etwa im bloßen Lesen noch sich selbst macht, muß dann bei jeder wirklichen Auführung vor dem Anblick der Schauspieler verschwinden.“

„Fast besorgte ich das auch,“ sagte Coucy; „denn wenn Sie gleich nicht mehr zu Göthe's Bewunderern gehören, so war es doch nicht unwahrscheinlich, daß seine Manier unberuht noch Sie fortziehen könnte. Eben Göthe's historische Stücke trifft Ihre Bemerkung im höchsten Grade.“

Und der Grund, warum man sie nie gern auf der Bühne siehet, scheint mir nicht zunächst in der Unvollkommenheit der Schauspieler, sondern, wie Sie urtheilen, gerade darin zu liegen, daß der Heldencharakter bloß in solchen Aeußerlichkeiten gezeichnet ist, welche keine Repräsentation zulassen. Schillers Helden sind darin von anderer Art. Nicht ihre Sentenzen halten sie; denn die sind von Körner und Klingemann glücklich genug und doch ohne Erfolg copirt. Aber sie haben einen Grund von Kraft, den kein Schauspieler antasten kann, der auch durch den untauglichsten Repräsentanten von der Bühne herab dem Zuschauer bemerklich wird. Und zu meiner Freude hat Ihr Personal diesen Grund von Kraft, nicht aber jenen Sentenzenreichthum mit Schillers Helden gemein."

Wilhelm äußerte, daß vielleicht Schillers größere Treue gegen die Geschichte den für ihn ehrenvollen Unterschied zuerst veranlasse. Denn er selbst glaube seine Vorstellungen vornämlich dem Plutarch und Livius verdanken zu müssen.

„Schiller,“ versetzte Coucy, „ist der Geschichte ebenfalls nicht treu, er steht hier weit hinter Shakspeare, wenn auch noch immer weit über Göthen, aus dessen sämtlichen Werken sich kaum eine dürftige Kenntniß des sechzehnten Jahrhunderts annehmen läßt. Aber wo Schiller von der historischen Wahrheit abgeht, da ehrt er die Helden und Heldinnen; wo Göthe davon abweicht, da erniedrigt er sie. Schillers Sungfrau, seine Maria, sein Fiesko, sein Wallenstein sind mehr als die Sterblichen



waren, welche die Geschichte nennt; Göthe's Drest und Pylades, sein Tasso, sein Egmont, selbst bei allem faden Moralitätsframe sein wortbrüchiger Götz sind an Kraft weniger. Schiller läſſet die Heroen und Heroinnen wieder erscheinen, wie wenn sie vom Olymp herabkämen, noch von der erlangten höheren Glorie umleuchtet; Göthe macht selbst den Helden von St. Quentin zu einem völligen Seitenstück seines Baron Eduard, zu einem Menschen, der nicht zu leben noch zu sterben weiß."

„Am besten," sagte Wilhelm, „ist wohl immer Shakspeare's Weise, und nur, wo der Dichter nicht ausweichen kann, möchte ich die Abweichung von der Geschichte in Schillers, aber nie in Göthe's Art billigen. Es wundert mich, daß die Geschichtschrei-

ber die ehrwürdigen Rechte ihrer großen Wissenschaft nicht nachdrücklicher gegen die Anmaßungen der Poesie vertheidigt haben. Denn ich bin überzeugt, daß nur gegenseitige Anerkennung der Künste und Wissenschaften in ihren gegründeten Rechten unsre deutsche Bildung zu einem Ganzen machen kann."

Coucy gab ihm darin vollkommenen Beifall. „Die einfache Ursach aber," setzte er hinzu, „ist diese, daß wir außer Johannes Müllern noch gar keine rechten Geschichtschreiber wie die Griechen, Römer und Engländer haben."

Es veranlaßte Meistern, von seiner Arbeit einige saubere Abschriften nehmen zu lassen und sie an verschiedene der ersten

deutschen Bühnen einzusenden. Denn er hielt es für anständig, daß man sich dem Volke von Anfang herein als denjenigen zeige, der man sey und seyn wolle, sobald man nur urtheilen dürfe, daß in uns oder aus uns wirklich etwas geworden sey, was unverändert fortbestehen könne und müsse. An einer willigen Aufnahme von Seiten der Directoren zweifelte er durchaus nicht.

Nur bat er seinen Freund, von der Zeit der Publicität seiner Schrift an wenigstens die ersten Jahre durch weder Journale noch Literaturzeitungen zu lesen. Denn er erklärte, die Kritik, besonders der Kunst, sey in einem so vernachlässigten Zustande, daß ein junger Schriftsteller durch dieselbe fast nur mißleitet werden könne.

Raum waren die Handschriften ab-  
 gesandt, als es unserm Freunde erging,  
 wie jedem lebhaften Manne, der ein fer-  
 tiges Werk beseitigt hat. Es war eine  
 Lücke in seinem Geiste fühlbar, die nicht  
 augenblicklich wieder gefüllt werden konnte.  
 Ohne mit seinem Schauspiel unzufrieden  
 zu seyn, sah er es doch nun bloß als  
 ein Symbol desjenigen an, was er in der  
 Tiefe seines Geistes noch weit umfangs-  
 reicher, weit reiner vorfand. Der Pfeil  
 war von der Sehne fortgeflogen und sie  
 schien ihm weniger gespannt, als er es  
 wünschte und liebte. Es galt ein neues  
 Anziehen, einen wiederholten Versuch.  
 Beim zweitemale hoffte er mit bereits  
 geübterer Kraft das, was sein Innerstes  
 erfüllte, noch weit reiner in einem glück-

lichen Stoffe ausprägen zu können. Und  
 um diesen zu finden, befreundete er sich im-  
 mer mehr mit Plutarch.



### Behtes Capitel.

---

Die Heiterkeit des Frühherbſtes hatte unſere Freunde wieder aus den Stadtmauern fortgelockt. Nach einem langen Aufenthalt im ebenen Lande wünſchten Beide wieder in Gebirgsgegenden zu kommen, wo die Natur nicht ſo früh altert, als zwiſchen Fruchtfeldern, und auch im Welken nicht das kahle Bild des Todes giebt.

.....  
Endlich ſahen ſie die blauen Rücken in  
.....

tiefer Ferne. Sie ritten den ganzen Tag bis spät in den Abend hinein, der schon wieder zeitiger und neblichter hereinzubrechen angefangen hatte. Es wurde finster. Wilhelm war müde und verlangte sehr, vom Pferde absteigen und ausruhen zu können. Und doch empfand er ein unaussprechliches Heimweh nach den bewaldeten Bergen, nach eingeschlossenen Thälern und bis auf den Grund durchsichtigen Wassern; doch ritt er an mehreren ansehnlichen Gasthöfen schweigend vorüber und hestete seine Blicke auf die Höhen vor sich, die auch wie es dunkelte, mit einzelnen, hier und dort herabschimmernden Lichtern sich bezeichneten. Er dachte mit einer Mischung von Wehmuth und Freude an die Tage des Frühlings.

Kleine und dann immer steigende Hü-

gel nahmen die Straße zwischen sich und sperren die Aussicht; ohne sich zu senken, wand sie sich bald in einem tiefen Thale fort. Einzelne Frachtwagen zogen ihnen knarrend vorüber; sonst schien alles wild und öde. Desto überraschender trat die enge Schlucht mit einer Windung ins Breite und einige tausend Lichter funkelten vom Wassergrunde an bis hinauf gegen die höchsten Spitzen. Zugleich hörte man von allen Seiten ein Gerassel und Geflapper, wie wenn erst mit der Nacht die Thätigkeit hier anheben wollte. Aus den Schmelzhütten, Pochwerken, Hochöfen, Eisenhämmern, Silbermühlen, Steigerhäusern, die näher und ferner umher lagen, mischte sich ein höchst wunderliches Geräusch, das, so unharmlos es war, dennoch auf Wilhelm einen sehr angenehmen Eindruck machte.

Der Ort war weder Stadt noch Dorf zu nennen. Ohne ein Thor oder auch nur eine Barriere passirt zu seyn, befanden sie sich zwischen den lose an einander gereihten Häusern und auf gepflasterten, wiewohl menschenleeren Wegen. Ein einzelner Knabe ging im Bergmannskittel vorüber. Der Hauptmann fragte ihn nach der Wohnung des Anselmus, der im Orte der oberste königliche Beamte war. Der Junge war sogleich bereit, sie hinzuführen. Im Weitergehen erzählte er, daß der Herr, den sie besuchen wollten, in Zeit von einem halben Jahre seine Frau und beide Kinder verloren habe. Er wirthschafte jetzt ganz allein mit einem Diener und es fehle weder an Raum für die Gäste, noch für die Pferde.

Sie hielten vor einem sehr ansehnlichen

Hause still. Ein schlicht in Ueberrock gekleideter Mann öffnete die Thür und beleuchtete die Abgestiegenen mit gerunzelter Stirn etwas näher. „Es sind gute Herren, die Sie besuchen wollen, Herr Anselmus,“ sagte der Knabe, und entfernte sich, ohne auf einen Dank zu warten. „Seyn Sie willkommen,“ sagte der Hausherr einsylbig.

Er schien noch nicht über vierzig Jahr alt zu seyn; aber unverkennbare Züge vormaligen Grams oder auch einer bleibenden Unzufriedenheit spannten sein Gesicht. Das weißlich blonde Haar war schlicht, aber nachlässig gescheitelt und unter den gleichfarbigen langen Augenbraunen sahen die mißtrauischen Blicke der grauen Augen stechend hervor. — Als der Hauptmann seinen Namen nannte, ging indeß eine sicht-



bare Veränderung in ihm vor. Mit einem eigenen Lächeln, wie man es sonst etwa bei der hoffnungslosen Verzweiflung sich zu denken pflegt, daß bei ihm aber das gewöhnliche worden, trat er aus seinem wortfargen Ernste in eine ganz entgegengesetzte Lebendigkeit hinüber. Er ließ Fragen und Berichte in der buntesten Reihe wechseln und vergaß darüber so ganz, sich um die Bequemlichkeit seiner, wie er versicherte, ihm sehr angenehmen Gäste zu bekümmern, daß Coucy für Wilhelm das Wort nehmen und um ein Zimmer zum Umkleiden bitten mußte. „Thun Sie sich keinen Zwang an und machen Sie sich's hier selbst so bequem als thunlich,“ gab er zur Antwort. Und nun erzählte er zur Erläuterung, daß auch er die Sitte habe, sich überall als Einquartirung anzusehen und ohne Umstände

von der ersten Stube, in die er hineingewiesen sey, Besitz zu nehmen.

Gegebener Erlaubniß nach wurde die ohnedies etwas wüste Studirstube nun zur Umkleidung benutzt. Wilhelm fühlte sich durch die Seltsamkeit aufgeheitert. Ununterbrochen wechselten Reden und Gegenreden. Erst als beide Gäste sich häuslich und bequem fanden, fiel es dem Wirth ein, sich zu entschuldigen, daß er den Diener hereinzurufen vergessen habe. Er holte es nach, weil einige Stühle abgeräumt werden mußten, wenn man sich setzen wollte, und der Bursche war so vernünftig, daß er ohne fernere Weisung Flaschen und Gläser herein brachte.

Aus dem lebhaftesten Gespräch der ersten

halben Stunde ihres Aufenthalts vernahm Wilhelm von den Lebensumständen des ihm interessanten Mannes genug, um sich in sein Wesen hinein finden zu können. Anselm hatte sich anfangs dem geistlichen Berufe gewidmet, weil der plötzliche Verlust seines liebsten Bruders ihn in eine ernste, wehmüthige Stimmung versetzte, die er für eine religiöse hielt. Auch hatte er wirklich schon einige Jahre lang das Amt eines Pfarrers bekleidet. Aber nach Verlauf derselben fand er seine Vorträge so unbesucht und alle seine Gemeindeglieder so ganz von sich abgewendet, daß er den Posten aufgab und als Schulmann an die erste Klasse einer Stadtschule trat. Jedoch auch hier widerfuhr ihm das Unglück, daß seine Mitarbeiter sich mit ihm entzweiten und die meisten Eltern ihre Kinder seinem Unter-

richt entzogen. Zur rechten Zeit für ihn traten jetzt jene Kriege ein, die Alles in Bewegung setzten. Ohne Aufsehen zu erregen, konnte er seine unangenehmen Verhältnisse abermals verlassen und ging als Feldprediger wenigstens äußerlich in den früher gewählten Stand zurück. Nach seinen Reden zu schließen, hatte er sich in dieser Lage am wohlsten befunden. Er erzählte gern und oft von den mancherlei Ausritten, die das bewegliche Leben des Krieges einem des Wechsels begierigen Sinn angenehm machen.

Damals hatte er auch den Hauptmann von Coucy kennen gelernt, dem die vorzügliche Reizbarkeit seiner beweglichen Seele gefiel und der mit dem eigenen klaren und festen Sinne auf dieselbe einen starken Ein-

fluß gehabt haben mußte. Aber der Friedensschluß hatte beide Männer bald wieder getrennt.

Anselm glaubte nun hinreichend erkannt zu haben, daß kein Stand für ihn passe, der gleich dem des Geistlichen oder des Lehrers von dem Urtheil der Untergebenen abhängig ist. Er schlug darum alle Erbietungen, die ihm von der Regierung in dieser Absicht gemacht wurden, aus. Sein Vater war königlicher Beamter über die Berg- und Hüttenwerke seiner Heimath und bereits in hohen Jahren. Bei ihm hatte Anselms Familie gewohnt, während dieser in den Krieg gezogen. Zu ihm kehrte er selbst zurück; und da er schon früher ihm in seinem Geschäfte rechnend und schreibend an die Hand gegangen war, so faßte er den



Plan auf, sich in nothdürftigen Stand zu setzen, um jetzt als Gehülfe ihm förmlich beigeordnet werden zu können. Es gelang ihm, und als der Greis starb, wünschte die Anhänglichkeit der Leute an die Familie den einträglichen Posten auf den Sohn herübergebracht zu sehen. Gerade kehrte dieser aus der Hauptstadt mit der Bestätigung zurück, als ihn jenes gehäufte Unglück traf, von dem schon der führende Knabe unsern Freunden erzählt hatte. Ohne von mehr als einer leichten Unpäßlichkeit der Seinigen gehört zu haben, fand er bei seiner Zuhausekunft die Frau mit dem ältesten Kinde schon nicht mehr da. Sie waren am Tage zuvor beerdigt. Und wenige Wochen darauf folgte auch das zweite Kind den Vorangegangenen nach. — Meister fühlte sich von einem so harten Loose be-

wegt. Er meinte, aus diesen Unglücksfällen alle Züge des Gesichtes erklären zu müssen. Der wenig betonte Ausdruck der Worte, das kalte Berichtähnliche in der Schilderung seines Mißgeschicks, selbst das um den Mund zuckende seltsame Lächeln, schienen ihm Spuren eines tief nach innen, nach den Wurzeln des Lebens grabenden Schmerzes. Er äußerte bei den letzten Mittheilungen in einigen Worten herzlich seine Empfindung.

„Sie sind noch jung,“ versetzte Anselm, indem er ihn mit gerunzelter Stirn ansah, „und ich bin nun schon acht und dreißig Jahre alt. Sie sind auch vielleicht glücklicher als ich. Aber glauben Sie mir,“ setzte er mit seinem Lächeln hinzu, „man wird an das Unglück gewöhnt; ich kann

ziemlich etwas vertragen.“ Plötzlich abspringend fragte er mit der angelegentlichen Erkundigungsart eines ehemaligen Schulmannes nach Wilhelms Geburtsort, Verhältnissen, Beschäftigungen und Planen. Als sich dieser einen Freund der Kunst nannte, sagte er lebhaft:

„Seyn Sie noch einmal herzlich willkommen! Ein ächter Freund der Kunst ist mir immer sehr verehrenswürdig gewesen, und als ich noch in freieren Verhältnissen lebte, habe ich selbst mehrere recht tüchtige Künstler kennen gelernt, deren Umgang mir überaus werth war. Ja, ich habe damals wohl geglaubt, zu eigenen Arbeiten einiges Talent zu haben, und es liegen noch mancherlei Anfänge der Art unter meinen Papieren.“

Wilhelm fragte ihn, wie er von einer Beschäftigung abgekommen sey, die gerade einem in vielfachen Lagen versuchten Sinne den besten Erfolg und die meiste Befriedigung verspreche.

„Ich arbeitete an einem Roman,“ erzählte Anselm, „der die weitere Ausführung einer überaus anziehenden und noch wenig bekannten Novelle seyn sollte. Es waren auch schon mehrere Capitel fertig, als ich den unglücklichen Einfall hatte, die Handschrift einem meiner Freunde vorzulesen. Er billigte den Gedanken, aus einer Novelle einen Roman herauszuspinnen, völlig; er war auch mit mir ganz überzeugt, daß ein solches Werk den besten Halt, das größte geschichtliche Ebenmaß der Theile, die glücklichste und befriedigendste Entwicklung

erhalten könne. Aber als er damit fortfuhr, in der besten Absicht mir die großen Anforderungen an einen Roman vorzustellen, machte er mich so angst, daß ich gleich nach seinem Weggehen die fertigen Bogen bei Seite legte und nicht wieder vornahm.“

„Und diese Bedenklichkeit war Ursache, daß Sie alle Versuche in der Kunst aufgaben?“

„Was ich zunächst vornahm, weiß ich nicht mehr. Außere Umstände machten mein Leben etwas unruhig. Aber wenn ich auch auf eigene Arbeiten verzichtete, so habe ich mich darum doch nicht der Kunst entfremdet. Eben jetzt beschäftige ich mich mit einer Lebensbeschreibung des göttlichen Plato, die gewissermaßen auch als ein Kunstwerk



betrachtet werden könnte.“ — „Sie sind fleißig,“ sagte der Hauptmann und deutete auf viele Folianten, Quartanten und Octavbände, die auf dem Arbeitstische und den umstehenden Stühlen aufgeschlagen und in Verwirrung unter einander lagen. „Aber Sie haben sich einen Gegenstand gewählt, der eben so schwierig ist, als man ihn anziehend nennen muß.“

„Ich hoffe doch manches zu leisten,“ antwortete Anselm. „Erst heute hatte ich das Glück, die Nachricht aufzufinden, daß die Sage von der Atlantis durch Solon aus Aegypten gebracht sey. Bekanntlich aber stammte Plato aus der Familie des großen Gesetzgebers her, und so ist eine Dunkelheit glücklich durch die zusammentreffenden Umstände aufgeheilt.“

Coucy äußerte die Besorgniß, daß er seine Lebensbeschreibung des Plato vielleicht etwas zu philologisch anlegen möge. Der eifrige Anselm stellte dagegen die Behauptung auf, daß nur die Philologie, nur das strenge Studium der griechischen Schriftsteller uns von den noch immer vorhandenen Ueberresten der Barbarei des Mittelalters befreien könne.

Wilhelm erwartete jetzt ein lebhaftes Gespräch über den Werth, den die Kenntniß der griechischen Kunst für unsere Zeit und zunächst für deren Dichter habe und war sehr begierig, darüber aufgeklärt zu werden, wie groß der Schaden wirklich seyn möge, den er seinen Kunstbestrebungen durch Vernachlässigung der Griechen zugezogen. Aber sein Freund wich dem Streite

aus, indem er sagte: „So wie man ehemals bei Zweikämpfen Tages zuvor bloß den Kampfplatz bezeichnete, ebnete und umschänkte, so wollen auch wir uns heute damit begnügen, unsre gegenseitigen Meinungen in bestimmter Schärfe einander gegenüber zu stellen.“

Er willigte gern in den längeren Aufenthalt, welchen Anselm lebhaft begehrte. Auch Wilhelm hatte angefangen ihn zu wünschen, seit dieser darauf drang, daß die aufgeworfene Streitfrage auf's gründlichste erörtert werden müsse. Er beschloß, zur Vertheidigung seiner Sache alle Kräfte des verständigen Nachdenkens zusammen zu nehmen und die Ordnung der ihm zufließenden Gedanken raubte ihm selbst die erste Zeit des Schlafes.

Wie leid war es ihm daher, als der Hauptmann am folgenden Morgen erklärte, die Durchführung des Streites werde ihm allein überlassen bleiben. Als er, unangenehm überrascht, die Unzulänglichkeit seiner Kenntnisse bemerklich machte, erwiederte jener lächelnd: „Sie werden vermuthlich schneller mit Ihrem Gegner fertig, als Sie es selbst denken.“

Die Ursache, warum Coucy den verabredeten gelehrten Streit an Meister übertrug, war nicht bloß seine Bekanntschaft mit Anselms wandelbarer Sinnesweise. Er gab sie seinem Freunde an.

Wir erinnern uns, daß auf den Gütern des Barons noch die Stollen und Schachte ehemals gangbarer Kupfer- und

Eisenbergwerke sich vorfanden. Nach alten Rechnungen des Familienarchivs mußte der Ertrag derselben sehr bedeutend gewesen seyn, und es war sehr glaublich, daß sie nur durch Armuth der Besitzer in Verfall gekommen. Von einer Wiederaufnahme war schon längst die Rede gewesen; aber erst jetzt sah sich der Baron als Gutsherr in solche Umstände gesetzt, daß er einen Versuch der Art in gehörigem Umfange durchzusetzen vermochte. Es galt vor allen, eine hinreichende Anzahl von bergmännischen Familien auf die Güter zu ziehen, weil die ehemals dort angesiedelten entweder längst fortgezogen seyn oder ihre Erwerbsart verändert haben mußten. Und in der ganzen umliegenden Gegend waren keine Bergleute zu finden.

In einem Landstriche, dessen sämt-



liche Gebirge schon mit inneren Gängen durchkreuzt waren, dessen Uebervölkerung vielen Haushaltungen seine vortheilhaften Anerbietungen erwünscht machen konnte, mußte Coucy wohl jenen Plan mit Lebendigkeit wieder aufgreifen. Wenn ihn die Sitteneinfalt und Genügsamkeit, wodurch sich die Einwohner der Gebirgsländer noch immer auszeichnen, von der einen Seite reizte, so überschlug er auf der andern, welche ansehnliche Verwendungen der Graf als Gutsnachbar des Barons für die Anlegung von Fabriken zu machen bereit sey. Das schöne Bild der ganzen, in Wohlstand ausblühenden Gegend rundete sich dadurch vor seiner Seele. Denn Bergbau und Fabrikwesen schienen sich geschwisterlich zu einander halten zu müssen. Es ist nicht allein das sich ergänzende Bedürf-

niß, was beide Erwerbssweisen verbindet; es ist der tiefere Grund, daß beide in einem Stamme wurzeln, das beiden die gleichartige Fähigkeit der Bearbeiter zur treibenden Feder dient. Der Mensch muß über die Elemente des Wassers und des Feuers Herr geworden seyn, er muß diesen wilden Naturkindern durch seinen Verstand das Joch aufzulegen wissen, so steht es bei ihm, ob er sie für den unmittelbaren Gewinn der Metalle oder für die Anfertigung künstlicher Bedürfnisse in Dienst nehmen will. Darum gedeihen beide Beschäftigungen am besten neben einander; sie zusammen machen eine Gegend zu einem weiten Laboratorium, wo die Experimental-Physik eigentlich großartig geübt wird.

Als der Hauptmann unserm Freunde

diese Entwürfe und Gedanken mittheilte, mußte der letztere ihn wohl darüber entschuldigen, daß er ohne Zeitverlust an ihre Ausführung gehen und sich durch den Augenschein von der Tüchtigkeit der einzelnen Arbeiter an den verschiedenen Orten überzeugen wollte. Er selbst entzückte sich in der Vorstellung, daß der umfassende Plan gelingen könne. Ihm schien besonders das bedeutend, daß die einfache, gesunde Weise der Bergleute der kränklichen Ueberspannung, welche so viele Fabrikarbeiter zu religiösen Schwärmern macht, entgegen wirken werde, so wie umgekehrt die Wohlhabenheit von diesen die gewöhnliche Armuth unter jenen erleichtern müsse.

Aber mit einiger Bedenklichkeit dachte

er doch daran, wie er den gegen die Phi-  
lologie erhobenen Streit allein mit Ehren  
durchführen solle.

---

## Elftes Capitel.

---

Wenn es anziehend ist, Menschen kennen zu lernen, deren ganzes Leben von Einem großen Willen in immer gleicher Richtung fortbewegt wird: so ist es dagegen auch nicht uninteressant, Gemüther von ganz entgegengesetzter Weise zu finden, die zwar einen lebendigen, starken Willen, aber keine bestimmte Richtung für denselben haben. Jene gleichen der Magnetnadel, die sich ungestört gegen den fernen, wenn auch oft in



nächtlichen Meerstürmen unsichtbaren Vol hinwendet; diese aber könnte man einer solchen Nadel vergleichen, sobald sie durch naheß Eisen bald zur Rechten, bald zur Linken hingezogen wird.

Eine solche Gemüthsbeschaffenheit mußte unser Freund dem Anselm zuschreiben, wie er dessen Wesen und Beschäftigungen näher kennen lernte. Jeder neue und ansprechende Gedanke fand zuverlässig nicht allein seine bloße Billigung; die Freude über eine neugefundene Ansicht hob alle besonnene Prüfung ihres Gehaltes an reiner Wahrheit auf. Er konnte nicht anders, als sie augenblicklich für vollwichtig annehmen, bis ihm später eigenes Nachdenken oder fremder Widerspruch auf seine Uebereilung aufmerksam machte. Dann warf er das mit so

viel Wärme Aufgenommene mit eben so großer Entschiedenheit zurück, um dasselbe Spiel der Täuschung auf einem andern Punkte an sich wiederholen zu lassen. Mehr als seine Schicksale, die er mit großer Gelassenheit ertrug, hatte diese Richtungslosigkeit seines Geistes den Gesichtszügen jene trübe Spannung gegeben, die bei dem ersten Blicke so stark auffiel.

„Ich habe über unsre gestrigen Gespräche nachgedacht,“ begann er zu Wilhelm, „und ich muß nur gleich jetzt gestehen, daß ich meine Behauptungen größtentheils aufgegeben. Was kann daran liegen, ob Plato den Mythos von der Atlantis, vom Solon oder ob er ihn anderswoher hatte? Was liegt überhaupt an allen kleinen Lebensumständen des großen Weisen,

die zum besseren Verstehen seiner Ansichten so gut wie gar nichts austragen? Ja, wie ungewiß muß es bleiben, ob nur zehn Männer in ganz Deutschland die vielgerühmten Ideen des Plato eigentlich kennen und ob unter diesen zehn einer ist, der sie billigt? Für einen einzigen aber ein Buch zu schreiben, das nichts weiter für ihn wäre, als ein äußeres Hülfsmittel, ist doch wirklich gegen zu große Arbeit zu wenig Lohn.“

„Wie war es aber möglich,“ fragte Wilhelm ganz verwundert, „daß Ihnen diese Betrachtungen nicht beim Anfang Ihrer Arbeit einfielen?“

„Ich las Plato's Werke in der Uebersetzung von Schleiermacher,“ erklärte An-

selm, „und wenn Sie das jemals auch thaten, so werden Sie begreifen, daß ich mich von der einen Seite stark angezogen, aber auch auf der andern große Schwierigkeiten fand, aus jedem Gespräche den Hauptgedanken herauszunehmen. Je mehr Werth ich von je auf Plato's Ideen setzen hörte, ohne doch mein Lebtag Einen gefunden zu haben, der davon klaren Bescheid zu geben wußte, um desto mehr wurde ich gereizt, dieselben nicht allein für mich zu erkennen, sondern auch andern faßlich darzulegen. Und dazu schien mir eine Lebensbeschreibung das beste Mittel. Wie leicht mußten sich da alle jene berühmten Ideen in derselben Folge, wie sie Plato's forschender Geist entdeckte, hervorheben lassen! Wie natürlich sich eine aus der andern und alle aus seinem Geist und seinem Leben erklä-

ren! Aber freilich fand ich bald, daß dazu eine Ordnung der Werke nach der Zeitfolge noth sey und nun sah ich mich in die peinlichen philologischen Forschungen über Aechtheit einzelner Stücke, wie über ihre frühere oder spätere Abfassung hineingezogen. So unbelohnend solche Untersuchungen dem Unbefangenen erscheinen, solch eine wunderliche, ganz unbegreifliche Gewalt haben sie doch, den einmal Angezogenen fest zu halten. Es ist, in Ernst gesagt, als wenn ein Mensch in Verbündniß mit dem Bösen tritt, wo er auch fester gehalten wird, als in jedem Bunde mit etwas Gutem. Erinnern Sie sich nur, wie Niemand so ganz in entlegenen Kleinigkeiten lebt, als der Philologe; wie die geistreichsten Männer, denen es gewiß nicht an Urtheil fehlte, doch bald in den Geschmack kamen, die unbe-



deutendste verschiedene Lesart des unbedeutendsten alten Schriftstellers mit einer Mühe zu untersuchen und zu würdigen, die sie an das Lesen eines ganzen Stückes von Schiller gewiß nicht gewandt haben würden. Anders als aus einer Art Verzauberung kann ich mir das nicht erklären. Und dieser Zauber wirkte auch auf mich, sobald ich einmal unter die Folianten und Quartanten gerathen war. Einige Conjekturen, die ich machte, schienen mir um so bedeutender, je mehr sie hundert andere, die ich in meinen Büchern fand, wirklich übertrafen. Jetzt hat sich jener Zauber verloren, und ich sehe die unermesslichen Schwierigkeiten meines undenkbaren Planes zu wohl ein, als daß ich ihn nicht lieber ganz aufgeben sollte."

Wilhelm mußte das billigen; denn von

einzelnen Conjekturen bis zu der glücklichen Auseinandersetzung von Plato's Ideen schien ihm wirklich ein unermesslicher Weg. Aber er konnte sich nicht enthalten, über Anselms wunderlichen Vergleich zu lachen. Es fiel ihm ein, wie oft er selbst von dem Conzipienten seiner Lehrjahre im Anfang mit einem Zauberer verglichen war, zu einer Zeit, da er noch wenig Bezauberndes in seiner Gewalt oder Natur hatte.

Indessen war Anselm neugierig, zu erfahren, was Meister seinen gestrigen Behauptungen entgegengesetzt haben würde, falls er bei ihnen geblieben wäre.

„Es war nur wenig,“ versetzte er. „Ich wollte es vornämlich durchzuführen suchen, daß alle Ansprüche, welche die Phi-

lologen machen, auf einem Fehlschlusse beruhen. Sie setzen es als Grundsatz voraus, daß die Griechen in Sachen des Geschmacks und der Kunst unübertrefflich seyen und das läßt sich ohne Weiteres zugestehen, wenn man nur an die Vorzüglichen unter ihnen denken will. Da nun jeder Mensch sich am leichtesten durch die Kunst zum reinen Geschmack bildet, so folgern sie, daß wir uns eben deshalb durch die Griechen und nach den Griechen zu bilden haben.“

„Das scheint mir aber ein sehr richtiger und kein Fehlschluß,“ sagte Anselm.

„Er ist es doch wohl,“ meinte Wilhelm. „Denn wenn die Griechen wirklich zu der höchsten Kunst, zum lautersten Geschmack gelangten, so müssen wir, um zu

demselben Ziele zu kommen, uns fürwahr nicht sowohl durch sie als wie sie, nicht nach ihnen, sondern gleich ihnen bilden. Sehen wir aber auf die Art, wie sie sich bildeten, so finden wir in ihnen ein Volk, welches durchaus nur die eigene Literatur und Sprache kannte und schrieb, durchweg nur die eigenen Schriftsteller las und so viel ich darüber urtheilen kann, nicht einmal aus Liebhaberei eine fremde Sprache neben der seinen lernte. Wenn der Deutsche überall seine Mundart daran giebt, wie er über die Gränzen tritt, so blieben die Griechen — nationaler als selbst die Franzosen — in Palästina, Aegypten, Indien und Italien hartnäckig bei der ihren. Da ich glaube nicht, daß sie nur selbst diese etwas philologisch kennen lernten, daß sie während der ganzen Zeit ihrer Blüthe nur

eine einzige Grammatik der eigenen Sprache hatten. Um es kurz zu sagen, sie waren das am wenigsten philologische Volk aller Zeiten, und darum ist es schwer zu denken, daß ihnen diejenigen nachkommen werden, die ihre Sprache ehren, dem bildenden Geist in ihnen aber geradezu widerstreiten."

„Wirklich," sagte Anselm, „es wäre der Mühe werth, daß Sie Ihren Angriff auf die Philologie weiter ausbildeten. Es ließe sich Ihren Sätzen eine Schärfe geben, die eine Widerlegung schwer machen müßte."

„Meine Kenntniß der griechischen Literatur ist so unvollkommen," gestand Wilhelm, „daß meine Abneigung vor der Philologie sehr zweideutigen Ursprungs scheinen dürfte. Uebrigens wünschte ich nichts mehr,



als nur so weit damit bekannt zu werden, daß ich über das Wesen der alten Kunst ein anderes Urtheil hätte, als das aus Winkelmanns, Herders, Schlegels und andern Schriften entlehnte."

„Damit kehren Sie aber zur Billigung der Philologie zurück,“ meinte Anselm.

„Ich werde mich gern mit dem Lesen von Uebersetzungen begnügen,“ sagte Meister. „Mag man gegen die vorhandenen Arbeiten der Art noch so vieles einzuwenden haben: so viel ist mir ausgemacht, sie sind doch besser, als meine eigene Verdeutschung je werden könnte. Und darum gebe ich ihnen auch billig vor dem Lesen des Originals den Vorzug. Denn es ist ja auch in diesem Fall nicht der Urtext, wel-

cher auf uns einwirkt und an uns bildet, sondern zunächst unsere eigene, wenn auch nur im stillen Innern vorgenommene Uebersetzung. Dazu kommt, daß ich am meisten aus dem Ueberblick des Ganzen lerne. Und nur in einer Uebersetzung kann ich ein ganzes Drama des Sophokles in seinem Plan, in der Vertheilung seines innern Bau's, in dem Fortschritt seiner Entwicklung übersehen. An kleinen Schönheiten einzelner Verse mag ich vielleicht dabei verlieren; aber der Verlust ist nicht unerseßlich, die sind es auch gewiß nicht, um derentwillen man die Griechen lesen muß."

„Ganz das nämliche," versetzte Anselm, „ließe sich wieder gegen alle philologische Bildung, auch der Jugend bemerken." — „Es käme auf den Versuch an," meinte

Wilhelm, „ob man mit deutschen Uebersetzungen in den Schulen nicht mehr erreichte, als mit dem zerhackten Lesen der Originale. Da die Einführung der Philologie in dieselben schon vor Jahrhunderten in der Absicht geschehen sey, um dadurch eine freiere menschliche Bildung zu veranlassen, so dürfe man gegenwärtig doch wohl nachsehen, ob man den angegebenen Zweck auch erreiche. Die Philologen selbst zwar behaupteten das allerdings; der Nicht-Philologe finde aber an ihnen und ihren Schülern den großen, freien Geist, die attische Urbanität, den Wohl laut der Sprache, den reinen Geschmack des Styles durchaus nicht, wodurch die Nachfolger der Hellenen sich bezeichnen müßten. Die deutsche Kunst sey vielmehr von Männern emporgebracht, die wohl nur wenige griechische Sprachkennt-

niß gehabt haben möchten. Mit demselben Sinne, mit welchem man ehemals die griechischen Schulen anlegte, um einen edlen Zweck zu erreichen, könne man immer den Versuch wagen, einmal jene Veränderung des Planes eintreten zu lassen. Der Lehrer habe dann mit den Worterläuterungen weiter nichts zu thun und könne mit desto mehr Erfolg die Schwierigkeiten des Sinnes erklären. Und sobald man nur die Idee auszuführen anfange, werde es an Versuchen zu besseren Uebersetzungen ebenso wenig fehlen, als wir sonst an Schulbüchern unter uns in irgend einem Stück Mangel hätten.“

„So sehr Sie in Ihren Behauptungen und Vorschlägen Recht haben mögen,“ sagte Anselm, „so wenig wird es doch ge-

lingen, die Philologie aus dem Jugendunterrichte zu verdrängen. Allerdings leistet sie das nicht, was man sich von ihr zu Anfang versprach, sie bildet weder den Geschmack, noch die Sitten. Aber man hat auch schon längst aufgehört, die Schul-erziehung auf diese beiden Punkte zu beziehen. Unsere heutige Bildung ist nicht auf die Kunst, sondern auf die Wissenschaftlichkeit angelegt, und für diese ist das Sprachstudium wirklich zu der Basis geworden, die es für jene nicht seyn konnte."

Wilhelm erklärte sich zufrieden, wenn man nur den Künstler von den Patronatsrechten der Philologie frei spreche und ihm das Lesen guter Uebersetzungen erlaube. Anselm war sogleich bereit, ihm den Dienst eines erläuternden Gehülfen zu leisten und



wollte die neue Idee des Studiums der Alten in ihrem ganzen Umfange versucht haben. Voß's Uebersetzung des Homer und Herders Anthologie waren unter seinem Büchervorrath. Der Diener wurde in eine benachbarte Stadt geschickt, um von seinen Freunden, den Lehrern am dortigen Gymnasium, andere Verdeutschungen zu leihen. Wilhelm lag besonders daran, die griechischen Tragiker kennen zu lernen, und er verschrieb sich dazu den Aeschylus von Stolberg und was von Sophokles und Euripides einzelnen Werken gut übersetzt worden ist.

Als der Hauptmann schon zu Mittag die Bekehrung des Anselmus von der philologischen Manier vernahm, sagte er lächelnd: „Man ist es an Ihnen schon

gewohnt. Als ich Sie zuerst kennen lernte, arbeiteten Sie gerade an einem Werke über die Liturgie, und nach den großen Zurüstungen, die ich Sie machen sah, hätte ich ein grundgelehrtes Hauptwerk erwartet. Eben wie gestern lagen die Folianten aufgeschlagen auf Ihrem Arbeitstisch. Aber wenige Tage darnach waren sie eben wie heute verschwunden."

„Es ist wahr,“ sagte Anselm ernsthaft, „ich habe schon mancherlei unternommen, das ich nicht zu Ende führte. Aber ich kann mich unmöglich überwinden, eigensinnig aus bloßer gerühmter Consequenz mich einer Arbeit aufzuopfern, die mir nicht mehr genügt und an deren Erfolg ich angefangen habe zu zweifeln. Voraus aber läßt sich nicht alles so genau

berechnen und wägen, daß man da so=gleich alle Einwendungen und Bedenklich=keiten beherzigen könnte.“

---

## Zwölftes Capitel.

---

Wir lesen in den Nachrichten aus jenen Zeiten, wo die altgriechischen Dichter zuerst wieder im westlichen Europa bekannt wurden, von einem fast unglaublichen Einfluß, den sie auf die Denkart und die Bestrebungen ihrer ersten Leser und Bearbeiter hatten. Ob es die Neuheit der Vorstellungen war, die sie auf einmal in eine an sich selbst veraltende Zeit brachten? Oder ob das reifere, zur richtigen Schätzung mehr

geeignete Alter, in welchem zuerst Männer und nicht Knaben sie lasen, daran den größeren Antheil hatte? Oder ob der Eindruck des Schönen ohne Varianten und wissenschaftliche Scholien reiner und eben darum auch stärker war? Wer mag darüber entscheiden! Vielleicht wirkten alle diese Gründe zusammen. Unläugbar ist es aber, daß die alten griechischen Dichter bei aller größern Wichtigkeit unserer Ausgaben, bei aller bessern Zusammenstellung der nöthigen Vorarbeiten, bei aller größeren Bildung unserer Zeit, doch für gewöhnlich nicht mehr so stark auf die Gemüther wirken, als sie auf Boccac, Petrarck, Melanchthon, Fizinus und so manche andere berühmte Männer der früheren Jahrhunderte gewirkt haben.

So wie sich aber der Charakter einer



früheren Zeit zuweilen in einer einzelnen Erscheinung spät wiederholt, so äußerten die wenigen Griechen, welche Meister bloß in Uebersetzungen las, auf ihn einen Einfluß, der an jene Zeiten ihrer ersten Wiederaufnahme erinnern konnte. Wir wagen nicht, es vollständig erklären zu wollen, wie sich dieses in seiner Seele vermittelte, wie es bei der Unvollständigkeit seiner Quellen überhaupt möglich war. Die Lösung solcher Probleme überlassen wir gern dem Scharfsinn Anderer, indem es uns genügen muß, nur das Bedeutendste von dem hervorzuheben, was die sogenannten Wanderjahre unseres Freundes zugleich zu Jahren des Weiterstrebens machte.

Plutarch's Lebensbeschreibungen in einer, immer doch etwas ungelentken Uebersetzung

hatten Meistern zuerst stark ergriffen. Ganz auf ihr Lesen vorbereitet, übersah er alles Steife des deutschen Ausdrucks und hielt sich allein an den Inhalt, den er mit einem leichten Ueberblick faßte. Die Größe des Alterthums war ihm anschaulich, fühlbar geworden, nicht bloß in den einzelnen Charakteren des Biographen, sondern zugleich in ihrer die Volksverfassung begreifenden Basis. Er erkannte sie als etwas, das nicht bloß Griechen oder Römern möglich gewesen, nein als etwas allgemein Menschliches, dessen Geheimniß dem Cid wie dem Camill und Epaminondas und überhaupt allen bedeutenden Menschen aller Völker und Zeiten offenbar worden sey. Er glaubte dessen lösende Formel selbst zu kennen. Inneres Gesetz statt des äußeren Gebotes und unverbrüchliche Treue gegen dasselbe,

das war nach seiner festen Ueberzeugung der Stein der Weisen, der in das todte Liegende der Alltäglichkeit das gediegene Gold eines reinen Seelenadels hinein schuf.

So hatte er seinen Camill bearbeitet; in diesem Sinn hatte er die Heldengallerie des Plutarch mit immer neuer Bewunderung auf das wiederholteste betrachtet. Die zahlreichen Stücke derselben ließen ihn beinahe des Eid vergessen; wenigstens erschien er ihm wie ein vereinzelter Stern gegen Griechenlands und des alten Roms vollbestirnten Himmel. Dort, in der längst untergegangenen Zeit eines anderen Glaubens, anderer Verfassungen, anderer Lebensweise sah er die Majestät des himmlischen Ideals am herrlichsten sich verklären. Alles, was andere Jahrhunderte Aehnliches aufstellten,

dünkte ihm nur als eine Erinnerung der ewigen Natur an ihre ehemalige schönste Offenbarung; ein Versuch, die träumenden Geschlechter mit beschämendem Zuruf zu erwecken. Er selbst glaubte in Stunden der Begeisterung diesen Zuruf zu hören, und dann wiederholte er wohl jene im Frühlinge gesprochenen Worte: „Warum sollten wir muthlos auf die entschwundenen Griechen sehen? Ist nicht ein schönes Leben noch immer möglich?“

Aber jenes Doppelte in seinem Wesen, jene mit der Treue so eng verbundene und doch ihr so stark entgegenwirkende Sehnsucht, war noch immer nicht in Einheit aufgelöst. Und wie dieser widerstrebende Zug nach zwei verschiedenen Seiten ihn wohlthätig gespannt hatte, da er sein erstes

Hauptwerk arbeitete und darin der großen Treue huldigte: so führte er ihn auch jetzt vom Plutarch weiter und öffnete sein Herz, daß Homer, Aeschylus, vor allen andern aber Sophokles mit seiner wunderbaren Schönheit frei hineindringen konnten.

Ein Held zu werden in dem Sinne, wie seine Vorstellungen es so herrlich ausmalten, das war ihm unmöglich; eben so unmöglich, das allgemein Menschliche, welches er in seinen Vorbildern nur entwickelt sah, an sich selbst zu entweihen. Darum hatte die griechische Größe für ihn nicht allein etwas Erhebendes, sondern zugleich etwas Beängstigendes, bis er sich eben erinnerte, daß die Kunst ihm schon einmal in solchem Zwiespalte den Frieden gebracht habe.



„Wie nahmen sich denn Aeschylus, Sophokles und Euripides?“ fragte er, „sie, die jenen großen Menschen noch so viel näher standen, die unter gleichen äußern Begünstigungen selbst großartig mußten denken lernen? Da sie keine Helden wurden, wie lösten denn sie jene ewigen Forderungen des Göttlichen? Sehnten sie sich bloß mit Ossians elegischen Klagen um die Vergangenheit nach einer Kraft, die sie selbst zu gewinnen keine Schritte thaten? Oder haben sie ein Geheimniß, wie ich es auch für mich bedarf und suche?“

Er ahnte es, was die griechischen Dichter ihm seyn, was er von ihnen lernen müsse. In der Gegenwart oder Vergewärtigung der Größe ein Künstler seyn können, der sie bloß spiegelt und verklärt,

und auf der Bahn des Schönen eine gleich würdige und doch eigenthümliche Größe finden — das konnte er nur am Aeschylus und Sophokles begreifen. „Ja,“ rief er mit fester Ueberzeugung, „es gab in Griechenland noch eine Hoheit außer der, welche mir Plutarch schildert, eine innere Treue von noch anderer Art, als Epaminondas, Aristides, Leonidas bewiesen. Von euch, ihr Dichter, muß ich sie lernen. Ihr waret ganz gewiß in eurer Seele auch groß, auch in eurem Gemüthe von einem freien innern Gesetze geregelt; ihr ruhetet sicher auf einer eigenen Grundlage, ohne mit schwankender Neigung nach der fremden euch hinüber zu beugen. Und darum müßt ihr nicht lehren, wie ein Sinn gleich dem meinigen frei neben den kolossalen Götterbildern des Plutarch emporstreben, wie er sie bewundern,

ja verherrlichen kann, ohne sie doch selbstverlehnend nachzuahmen."

Seine Hoffnungen wurden immer festere Erwartungen, je öfter er darauf zurückkam und je bestimmter er sie sich ausbildete. Da war es gerade, als der Aufenthalt bei Anselmus ihm die Ausführung seiner schon gemachten Entwürfe erleichterte.

Anselmus war schon durch seine jugendliche Bildung mit dem griechischen Alterthum vertraut worden und seine spätere Anstellung als Schulmann hatte diese Bekanntschaft wieder erneuert. Begeistert, wie er jetzt eben für die Gedanken seines Gastes war, nahm er an dessen Beschäftigungen den lebhaftesten Antheil. Er leistete ihm den wesentlichen Dienst eines vernünft-

tigen Erklärers. Ohne seine Erläuterungen aufzubringen, war er doch mehrentheils im Stande, die gefoderten auf eine genügende Weise zu geben. Wilhelm wurde ihm für seine Theilnahme so gewogen, daß er an seinen Wankelmuth zu denken bald ganz aufhörte.

Man las zuerst den Homer nach der neuern Vossischen Uebersetzung. Aber mehr als das Steife ihres Ausdrucks war unserm Freunde ein Umstand widerlich, der in dem Originale selbst lag. Viele der vorkommenden Helden schienen ihm den Charakter ächter Helden gar nicht zu behaupten. Und gerade diesen hatte er eben in einem Helldengedichte und von einem griechischen Dichter am glänzendsten dargestellt zu finden erwartet.

Anselm wiederholte die von neuern Schriftstellern oft gemachte Bemerkung, daß die Beweglichkeit des griechischen Gemüthes keinen solchen eisernen Muth zugelassen habe, als man ihn bei den Rittern des Mittelalters finde. Man müsse hier die Eigenthümlichkeit des fremden Volkes nicht verkennen.

„Das ist falsch,“ sagte Wilhelm entschieden; „das heißt die ganze griechische Nation herabwürdigen, um einen Flecken an dem einzelnen Homer zu verwischen, so wie man das deutsche Volk herabgewürdigt hat, um Göthen als Repräsentanten seines Wesens darstellen zu können. Wie? die Griechen sollen keine andern Helden gehabt haben, als jene, die nun übermüthig sich rühmen, nun vor ihrem Gegner unrühmlich



laufen? Eine Festigkeit, die auch dem Tode in der Gestalt eines überlegenen Kämpfers ruhig entgegen tritt, die soll unter ihnen so wenig gewesen seyn, daß nicht einmal Dichterphantasie auf ihre Darstellung kam? Haben, die dieses behaupten, nie einen Blick in den Plutarch gethan? Haben sie nie von Kodrus, Leonidas, Epaminondas, Timoleon, nie von spartischem Muth und von Perserschlachten gehört? Und das ist doch noch nicht die bewunderte Heroenzeit, welche Homer besingen will. Ich bin in voraus fest überzeugt, daß Aeschylus und Sophokles uns bessere Helden schildern, und darum wollen wir nur lieber gleich zu ihnen übergehen.“

Er ließ den Homer für jetzt liegen. Später, da ihm die älteste Uebersetzung der

Odyssee von Boß und Bobesers Verdeutschung der Iliade in die Hand kamen, lernte er den großen Dichter wieder mehr anerkennen. Für jetzt aber suchte er seine Heldengestalten aus dem Plutarch bei den griechischen Künstlern wieder, und weil er sie beim Homer nicht gefunden, wendete er sich zu den Tragikern.

Freilich fand er auch hier zu seinem Leidwesen nicht jene historischen Charaktere, die er in ihnen gesucht hatte. Aus der eigentlich geschichtlichen Zeit waren nur die Perserinnen des Aeschylus, gerade eine der schwächsten Arbeiten. Aber er vergaß dieser Täuschung bald, wie das innere Wesen der beiden großen Künstler in seiner kräftig zusammengehaltenen Einfalt sich ihm aufschloß. Waren die vorgestellten Helden

auch nicht die erwarteten, so waren sie doch ihres Namens nicht unwürdig, sie störten ihn nicht, sie duldeten es, daß er seine eigenen hohen Vorstellungen ganz in sie hineinrug. Und was erst leise, dann immer gewaltiger, gleich der ächten Liebe, auf ihn einwirkte, das war der noch unbegriffene Zauber des vollsten innern Ebenmaßes, diese Freiheit in allen Werken, ja man möchte sagen, in allen einzelnen Versen eines jeden der beiden Dichter. Solch eine Harmonie war ihm in Schriften noch nirgend vorgekommen; des Aeschylus wie des Sophokles ganzes Wesen schien ihm wie in einem reinen Guß in ihren Werken abgebildet. Er war kühn genug, an den einzelnen Versen herumzutasten, um zu sehen, ob nirgend auch nur eine kleine Ungleichheit fühlbar sey, und immer mehr entzückt

überzeugte er sich, daß sie jedem Vorwurfe unzugänglich wären.

„Hier ist das Geheimniß!“ sagte er sich unzähligemale selbst; „so muß des wahren Dichters Gemüth seyn! Hier ist Treue, wie er sie haben kann, eine Treue gegen inneres Gesetz, mit welcher er kühn sich neben die Helden stellen darf!“

Wie nur einem Wanderer zu Muthe seyn könnte, dem in der Irre der freundliche Tag aufgeht, und mit der Entfernung alles beängstigenden Dunkels zugleich die längst gesuchte Heimath ganz nahe auf einem glänzenden Hügel zeigt, so war unserm Wilhelm zu Sinne, wie der Geist des erhabenen Aeschylus und der des schönen Sophokles ihm das eigenthümliche Wesen

des rechten Dichters verständlich machten. Es schien ihm das Geheimniß von Mathildens Wesen zu seyn, welches so einfach klar und nur wegen seiner Einfachheit so räthselhaft aus ihnen an sein Herz hinübersprach. Er glaubte noch nie glücklicher gewesen zu seyn, und wirklich war er der Einheit seines ganzen Wesens auch noch niemals näher.

„Wie war ich doch damals so weit von der wahren Poesie ab,“ sagte er zu sich selbst, „als ich sie in Göthen zu finden glaubte! und wie wenig müssen diejenigen von der griechischen Kunst verstehen, die Göthen für einen neuern Griechen halten konnten! Wie weit ist diese römische, sinnliche Ueppigkeit von Sophokles reinem Sinne, wie weit des Deutschen unklare,



bunte Mannigfaltigkeit von des Griechen himmlisch reizender Einfalt entfernt! Wie lebt dieser so ungetheilt in seinem Glauben, wie zart hebt er dessen schöneren Sinn in seinen Bildern hervor und wie charakterlos buhlt der Deutsche in ewigen Widersprüchen um allen Glauben aller Völker! Wie ist dort die friedliche Uebereinstimmung der ruhigen Gewißheit in allen Theilen, und wie muß der Deutsche mit seinem bunten Quodlibet allen streitenden Partheien zugleich mit Motto's aushelfen! Wie ist bei jenem die Sprache so edel, jedes Bild so bezeichnend, jede Gemeinheit so natürlich vermieden und wie konnte man um einzelner besseren Stellen die bloße Leichtigkeit und Präzision des Styles, die sich dann aber mit prosaischer Nüchternheit regelmäßig verbindet, wie konnte man die beim

Deutschen für etwas griechisches halten!" — Er nahm sich vor, gegen die herrschenden Kunsturtheile künftig stets auf seiner Hut zu seyn, weil sie ihn bisher schon öfter irre geführt hatten. Statt auf das oberflächliche Gerede über griechische Kunst nur irgend zu achten, wollte er, so weit seine Kräfte und Kenntnisse reichten, die griechischen Tragiker selbst untersuchen und, ohne von dem Standpunkte seiner Zeit und seines Volkes zu weichen, nur dasjenige von ihnen lernen, was ewig und jetzt noch eben so jung, eben so menschlich, eben so natürlich und schätzbar ist als vor mehr denn zwei Jahrtausenden. Er wollte des Aeschylus, des Sophokles Sinn, nicht ihre Formen gewinnen; denn er war gewiß, daß jener und nicht diese sie zu Dichtern gemacht hätten. Und darum faßte er unter andern

Vorsätzen zugleich auch diesen, daß er wie sie streng bei der dramatischen Poesie bleiben und auch da nicht mehr in allerlei Formen wie Göthe herumwanken, sondern wie die Griechen in wenigen die Meisterschaft suchen wolle.

---

### Dreizehntes Capitel.

---

„Schön und gut“ — sagte Wilhelm nachdenklich. Er hatte den bei den griechischen Prosaikern gewöhnlichen Ausdruck eben in Schleiermachers Uebersetzung des Plato gefunden.

„Als ich noch an der Biographie arbeitete,“ sagte Anselm, „hat mich die seltsame Zusammenstellung beider Worte warm gemacht.“

„Warum seltsam?“ fragte Wilhelm.  
 „Halten Sie denn das Schöne und Gute  
 für unvereinbar?“

„Benigstens,“ antwortete Anselm, „glaube ich, „daß ein ursprünglicher Widerstreit zwischen reiner ästhetischer und reiner sittlicher Billigung, zwischen dem Schönheitsfönn und dem Gewissen, zwischen Kunst und Moral bestehe.“

„Nimmermehr!“ rief Wilhelm. „Dann hätten ja die finstern Eiferer Recht, die uns um der Sittlichkeit willen die Kunst nehmen wollen; dann wäre jede Vertheidigung der künstlerischen Bestrebungen unmöglich! Von den Ansoderungen der Sittlichkeit vermag uns nichts, auch nicht das glücklichste Talent für die Kunst zu entbinden. So-



bald der reine Kunstfynn etwas ist, dem die reine Sittlichkeit widert, so ist seine Ausbildung schon verurtheilt, und wo Einzelne sie noch suchen, so wird doch das Volk sie hassen und national wird die Poesie dann niemals.“

Anselm zuckte die Achseln. „Es sollte mich wundern,“ sagte er, „wenn Sie noch nie etwas ästhetisch gebilligt hätten, was Sie moralisch mißbilligen mußten.“

„Daß ein Widerstreit zwischen dem Kunsturtheile und dem Urtheile des Gewissens bestehen könne,“ versetzte Wilhelm, „daß vermag ich nicht zu läugnen. Aber nie werde ich es einräumen, daß er nothwendig, daß er bleibend und allgemein sey. Es besteht ja auch ein Widerspruch zwischen

dem sittlichen Gefühl und unsrer Neigung, den man eben so wenig läugnen kann, als man ihn für naturgerecht anerkennen darf. Ja mich dünkt, eben dieser zweite Widerspruch könne und müsse den ersten erklären. Das sittliche Gefühl hat wie das ästhetische mit der Neigung den Reiz gemeinschaftlich. Freilich ist der Gürtel, welcher diesen webt, bei jenen himmlischen ein anderer, als bei der letztern. Aber wenn sich das sittliche Gefühl mit der Neigung nie ausöhnt, ohne einen vollständigen Sieg, so ist dagegen das ästhetische Gefühl bei Tausenden unter uns nicht gebildet genug, um seinen eigenen göttlichen Ursprung zu ehren. In dem Wahne, seinen eigenthümlichen Reiz durch den irdischen der Neigung zu verstärken, schließt es mit ihr einen Frieden, den das gebildetere Gewissen verschmäht. Die ver-

kehrte und von diesem mit Strenge verfolgte Neigung rettet sich gern unter das Protectorat des Schönen. Gerade, weil dessen Unabhängigkeit neben dem Guten nicht geläugnet werden kann; gerade, weil es Anmaßung scheint, die Empörerin in das fremde, freie Gebiet zu verfolgen und im Reiche des Schönen die Gerichtsbarkeit des Guten ausüben zu wollen; gerade darum sehen es unsittliche, über die Würde der Kunst unklare Menschen so gern, wenn verblendete Dichter sich der verkehrten und vom Gewissen verfolgten Neigung als Anwalde annehmen. Es ist nicht das reine ästhetische Urtheil, welches hier mit dem sittlichen, es ist nicht die Kunst, welche mit dem Gewissen streitet: nein, es sind nur die Wieland und Göthe, welche diesen Streit unwürdig aufnehmen. Lassen Sie

den Schönheitsfönn die Ueberläuferin zurückweisen und fremde Rechte, wie billig, heilig halten, so wird kein Krieg entstehen. Das Schöne wird neben dem Guten friedlich und unabhängig seine ausgedehnte Wirksamkeit üben und das eigene Vermögen um so mehr vergrößern, je weniger es von der Neigung Reize borgt und sich verschuldet. So war es in Griechenland. Nirgend kann ich in unserm Sophokles eine Spur davon finden, daß er die Sinnlichkeit unter den Schutz des Schönen gestellt und gegen die sittliche Strenge vertheidigt hätte. Und eben darum konnte bei den Griechen das Schöne unabhängig und friedlich neben dem Guten bestehen, eben darum entwickelte es seinen reinen himmlischen Reiz so blühend, eben darum wurde die Kunst dem Volke so werth.“

„Sie erklären viel,“ entgegnete Anselm, „aber, lieber Freund, noch lange nicht alles. Ich fragte Sie, ob Sie nie etwas ästhetisch gebilligt hätten, das Sie nach sittlichem Urtheil mißbilligen mußten, und wie mir scheint, haben Sie darauf befriedigend geantwortet. Aber es findet sich eben so häufig, daß man etwas ästhetisch mißbilligt, was dem sittlichen Urtheile wirklich genug thut, und diese Erscheinung möchte Ihnen schwerer zu erklären seyn. Sie können doch unmöglich behaupten wollen, daß es bloß das ungebildete, mißleitete Kunstgefühl sey, welches sich von den personifizirten Tugendregistern abwendet, sobald sie poetisch dargestellt werden? daß diese bloß mit der Adresse eines Namens versehenen leibhaften Ehrlichkeiten, Wohlthätigkeiten u. s. w., diese Engländer und Dheime des Lafontaine,



diese Schiffskapitains und Pfarrer des Hermes, diese Hofrätthe des Iffland, daß die uns billiger Weise ästhetisch gefallen sollten, wo sie es doch unmöglich können? Nun aber sagen Sie mir, was hat das sittliche Urtheil an ihnen auszusetzen? Sind sie nicht, wenigstens einige von ihnen, rein moralisch? Sollte man nicht wünschen, mit lauter solchen Leuten im wirklichen Leben umgehen zu können? Wie wollen Sie es denn nennen, wenn der gebildete Geschmack sich offen von etwas wegwendet, was das gebildete Gewissen lobt? Ist das nicht Widerspruch, nicht eigentlich nothwendiger, in der Natur beider Anlagen gegründeter Widerspruch? Und muß darum das Gewissen nicht den Schönheitsinn, nicht dieser jenes als eine feindselige Kraft argwöhnisch beobachten?"

Wilhelm wußte keine Antwort, die ihm selbst genügt hätte. Er versank in Nachdenken. Daß des Anselms poetische Tugendregister ihm nicht gefielen, war unläugbar; bei all seiner geschärften sittlichen Strenge konnte er nicht umhin, die genannten Charaktere als langweilig zu erkennen. Aber dagegen fand er doch die vollendete sittliche Reinheit des Cid, des Camillus, des Max Piccolomini und Marquis Posa, Fouqué's Bertha von Lichtenried, Shakespeares Cordelia und Sophokles Antigone und vieler andern, sehr genau gezeichneten Charaktere nicht unpoetisch.

„Eine Lösung muß es geben!“ sagte er sich oft. „Sie liegt in diesen gelungenen und doch fleckenlosen Gestalten, liegt im ganzen Sophokles, liegt in der Zusam-

menstellung des Schönen und Guten im Munde des feinfühlenden griechischen Volkes — aber wie sie aussprechen?"

Der siegesgewisse Anselm reizte ihn, so oft sich Gelegenheit fand und erzählte auch dem Hauptmann von ihrem Meinungsunterschied. Coucy war so ganz mit seinen Planen, mit dem Besuch der verschiedenen bergmännischen Anlagen und der Aneignung der nöthigsten Kenntnisse aus eigenem Augenschein beschäftigt und hatte selbst in den Abendstunden so manches aufzuzeichnen und so viele Briefe zu schreiben, daß er die Studien und freundschaftlichen Zwistigkeiten der beiden Andern wenig beachtete. Als ihm Anselm davon Nachricht gab und Wilhelm nöthig fand, dessen ironische Darstellung hin und wieder zu berichtigen, sagte

er bloß zu dem letztern: „Sie scheinen mir auf dem rechten Wege. Wenn man in eine Stadt kommt, die von zwei Partheien gespalten ist, so glaubt die eine gewöhnlich schon darum ein Mitglied an uns gefunden zu haben, weil wir uns der andern nicht anschließen. Da Sie die kraft- und marklose Misere göthischer Helden von sich wiesen, hätte man befürchten können, daß Sie der faden Unbedeutenheit der Compendientugenden in Gestaltung sich annehmen möchten. Mit Recht transportiren Sie diese wie jene über die poetischen Gränzen. Die Poesie ist nicht dazu da, um den Donner des Gewissens zur Verstärkung mit der Flöte zu begleiten und das Moralcompendium ist kein Maß für die Phantasie des Dichters.“ — Nach diesen Aeußerungen zog er sich von dem weiteren Streite zurück

und wünschte nur die letzten Resultate desselben kennen zu lernen.

Anselm empfand einigen Verdruss darüber, daß der Hauptmann ihm nicht völligen Beifall gegeben und vielmehr, wie ihm schien, die ästhetische Mißbilligung der sittlichen Billigung gegenüber in Schutz genommen hatte. Als er sich mit Meistern wieder allein befand, nahm er aus seinem Bücherbrette einen Band, schlug ihn vor seinem Gegner auf und sagte mit Gewicht: „Kant! den Namen werden Sie doch ehren.“

„Wenn man auch in der neuesten Zeit die kantische Philosophie aufgegeben zu haben scheint,“ fuhr er erläuternd fort, „so werden doch die Verdienste des großen Man-



nes um die genauere Bestimmung des reinen Sittengesetzes zu allen Zeiten anerkannt werden müssen. Ihr Freund urtheilt über die Moralcompendien auf eine Art, daß es wohl der Mühe werth ist, Ihnen einige Achtung vor denselben einzufloßen. Die älteren Bücher darüber gebe ich auf. Aber eben seit Kant hat die Behandlung der Moral einen andern und bessern Geist bekommen und meines Wissens hat es noch Niemand gewagt, so mißbilligend, ja herabwürdigend darüber zu urtheilen."

„Lassen Sie den Kant ruhen," hat Wilhelm; „er ist uns beim Sophokles gewiß ungenießbar. Es war Coucy's Absicht wohl sicher nicht, die Moral und ihre Bearbeiter zu kränken. Er hat nur ihre entscheidende Autorität in dem eigenthümlichen

Felde der Poesie verneinen wollen.“ —  
 „Gut,“ erwiderte Anselm; „hören Sie  
 nur. Das allgemeine und höchste Sittengesetz, das, was Sie das innere, mit fester  
 Treue befolgte Gesetz nannten oder nennen  
 sollten, spricht Kant auf dreifach verschiedene, im Wesentlichen aber übereintreffende  
 Weise aus. Nehmen wir nur eine.“

Er las mit langsamer, nachdrücklicher  
 Aussprache: „Handle so, daß die  
 Maxime deines Willens jederzeit  
 zugleich als Prinzip einer allge-  
 meinen Gesetzgebung gelten kann.“

„Nun?“ sagte er, da Wilhelm schwieg.  
 „Denken Sie sich dieses Gesetz als allge-  
 mein befolgt: kann es einen, nicht bloß  
 glücklichen, kann es einen edlern Zustand

der ganzen Menschheit geben? Ist derjenige, welcher die höchste Anforderung mit treuem Fleiße an sich zu erfüllen bemüht ist, ist er der Geringschätzung aus irgend einem Grunde werth? Und wenn Sie dennoch zugeben müssen, daß das ästhetische Gefühl solche Personen in allen Darstellungen verschmäht, ist es nicht als etwas dem ewigen Sittengesetze und dem Glück der Menschheit Gefährliches zu erkennen und zu verdammen?"

„Nie und nimmermehr!“ zürnte Wilhelm dagegen. „Ihrem Kant und allen seinen Anhängern zum Troß nimmermehr! Mag das alltägliche Maß des bewunderten Philosophen dem Hausbedarf des Lebens gerecht seyn; wer weiter nichts gethan hat und zu thun weiß, als was er zu thun

schuldig ist, was in gleichen Verhältnissen  
 alle, auch die Schwächsten thun sollen und  
 thun können, der ist für die Poesie immer  
 nur noch ein unnützer Knecht. Personen,  
 wie man sie leicht in jeder kleinen Stadt  
 zusammen bringt, wenn man nur etwas  
 Pedanterie und Sentenzenkram zumischt,  
 die sind der Adel am Königshofe des Schö-  
 nen wahrlich nicht! Aber nicht etwa, weil  
 die Kunst ihre Sittenreinheit haßte. Nein,  
 gerade seit Sie mit Ihrem Kant hervor-  
 traten, erkenne ich es klar: das Maß der  
 Kunst ist ein größeres, es ist das kolossale.  
 Da wo der Eid nicht etwa bloß die Pflich-  
 ten des Unterthanen gegen die Obrigkeit an  
 einem Exempel uns schulgerecht, mit allen  
 Cautelen, der Reihe nach vormacht, son-  
 dern weit über alle Anfoderungen des Kant  
 hinausgeht, da stellt er sich auf den Boden

der Poesie und spricht, alle Moralisten herausfordernd, sein: Jo so Ruy Diaz el Cid Campeador! Und wer wagt es, hervorzutreten und ihm über Ihren kantischen Grundsatz Vorlesungen zu halten? Wer legt nicht den Compendienmaßstab weg, um die untadeliche Vortrefflichkeit zu bewundern, die freilich nicht als Kopfgeld auf jeden Hausmann gelegt werden kann? Oder wo fehlt in irgend einer Brust das Gefühl für Camills und Epaminondas Edelmuth, für Loggenburgs Liebe, für Cordeliens kindliche Aufopferung, und wem kommt es doch bei, diese Größe zum Rekrutenmaße für alle Welt gebrauchen zu wollen? Das ist poetische Tugend, wenn man ja das vielleicht unpassende Wort gebrauchen will. Eben aber, weil sie nicht als allgemeine Uniform taugt, eben darum ist auch die be-



liebte Uniform, die sogenannte moralische Manier nichts nütze für die Poesie, für die ernste Kunst zu klein, für die komische zu gut, sind die darnach gemodelten Figuren überall in ihr nicht an ihrem Plaze.“

Wenn es noch zweifelhaft ist, was man oft wiederholt hat, daß der Mensch keine Macht wider die deutlich ausgesprochene Wahrheit habe, so konnte man diese wenigstens von Anselmus auf's bestimmteste behaupten. So wie es keine Wahrheit auf einem noch so entlegenen Felde des Wissens gab, deren Entdeckung ihn nicht gereizt hätte: so konnte auch keine Rücksicht auf eigene frühere Beschäftigungen, auf Vorurtheile seiner nächsten Umgebungen, kein Eigensinn des Streites, keine Furcht vor dem Scheine des Wankelmuths ihn

jemals abhalten, der neu gewonnenen Ueberzeugung augenblicklich zu folgen. Das bewährte er auch jetzt. Ohne durch seines Gastes lebhaften Widerspruch sich im mindesten gereizt zu zeigen, ging er nach einigen Erörterungen ganz zu seiner Meinung über. Und sogleich verwendete er sein Nachdenken, um dieselbe näher zu bestimmen, mit einer solchen Theilnahme, daß verschiedene seiner Sätze hier wohl eine Erwähnung verdienen möchten.

Es giebt ein für Alle passendes Maß sittlicher Leistungen, das nicht entbehrt werden kann, weil es eben das allgemeine ist, hinter welchem Niemand zurückbleiben sollte. Ihm zu genügen muß das Pflichtgefühl treiben; denn es ist Forderung. Und darin, daß Keiner ihm in allen Punkten genügt,

begründet sich die Behauptung der allgemeinen menschlichen Schuld.

Aber wenn jeder Mensch auch in Einzelheiten der allgemeinen Anforderung nicht gleich kommt, so kann er doch ebenfalls in einzelnen Kräften ganz unzweifelhaft über jenes Maß hinausgehen. Der Gelehrte bildet sein Gedächtniß, der Denker seinen Verstand, der Musiker sein Tactgefühl höher, als es allgemeines Geseß werden kann. Und wie im Erkennen, so giebt es auch in den verschiedenen Richtungen des Wollens eine Größe der Vaterlandsliebe, der Entsagung, der Freundschaft, des Muthes, der Aufopferung, die wirklich mehr leistet, als allgemeine Schuldigkeit, zu der nicht das Pflichtgefühl, sondern die Begeisterung Trieb und Kraft gab.

Diese das Gewöhnliche überragende Größe verdient eben darum jenen Lohn, welcher der gewöhnlichen Leistung des Schuldigen nicht gebührt. Und sie findet ihn in der freien Anerkennung der Kunst. Das Pflichtgefühl ist unfrei; denn es steht immer unter dem Gesetze und vermag sich nicht zur Begeisterung zu erheben. Diese aber ist frei, und wenn sie gleich ein Gesetz anerkennt, so ist es doch ein inneres, selbst erzeugtes, das Niemand berechtigt ist, für sie zum äußeren Gebote zu machen. Wer kann Winkelried's Begeisterung mit der weit hinter ihr zurückbleibenden Pflicht verwechseln? Es war freier Wille, der über diese hinausging, und weil die Moralisten erstaunend schweigen, soll die Kunst sprechen: „Es ist schön!“ — „So wäre uns also das Räthsel gelöstet,“ sagte Wilhelm, „wie

in der poetischen Darstellung die gewöhnliche Tugend langweilt, ohne daß der reine Kunstsinne dadurch in den Verdacht eines Widerstreits gegen die sittliche Billigung fallen könnte. Vielmehr erscheint die Kunst als eine Gränznachbarin der Moral, die für jedes Volk national werden muß, wenn dasselbe nicht bloß im Frohndienste äußerer Gebote gehen, sondern über der gleichköpfigen Menge eine Schaar würdiger Repräsentanten sehen will, die, von innerer Begeisterung groß gezogen, sich kolossal vor das Urtheil der Nachwelt stellen.“

Sie kehrten nun, vollkommen einverstanden, zu ihrem Sophokles zurück. Wilhelm ahnte zwar, daß ihm der Unterschied beider Maße, mit welchen das Gewissen und das ästhetische Gefühl messen, noch nicht deut-



lich geworden sey. Aber er war für jetzt zufrieden, die Unabhängigkeit der Kunst erkannt zu haben und betrachtete es als eine wichtige Lehre, die er sich tief einprägte, daß die Poesie der Moral weder entgegen arbeiten, noch sich unterordnen müsse. Zwischen beiden Irrthümern, glaubte er, habe der ächte Dichter, wie Orpheus durch die Sirenen und Odysseus zwischen der Scylla und Charybdis in der gefahrlosen Mitte seine Bahn zu nehmen, und die beiden geliebten Tragiker erschienen ihm als das Zwillingsgestirn, das auch hier ihn am sichersten leiten werde.

---

Wilhelm Meisters

Wanderjahre.

---

Vierter Theil.

---

Quedlinburg und Leipzig.

Berlag von Gottfr. Basse.

---

1 8 2 7.

Wilhelm Meisters

W a n d e r j a h r e.

---

V i e r t e s B u c h.

## Erstes Capitel.

---

Wir erinnern uns eines Märchens von einem Manne, der so wunderbare Stiefel hatte, daß jeder Schritt ihn sieben volle Meilen weiter brachte. Mit der unbedeutendsten Bewegung veränderte er seine Umgebungen so gänzlich, daß bis an den Horizont hin nichts von dem vorher Gesehenen und bekannt Gewordenen zu bemerken blieb. Ueberall trat er in die Mitte eines neuen Kreises, ohne jemals ihn von mehreren Punkten, als von der Mitte aus betrachten zu

können. So durchwanderte er die Welt, kam in alle Länder zwischen beiden Polen, war an mehr Orten gewesen, als sonst ein Reisender von allen, die je gelebt haben, und konnte seine Wahrnehmungen und Erfahrungen doch weder bei sich, noch für Andere in einige Ordnung bringen. Denn ihm gebrach die Kenntniß der Verbindungswege und die mehrseitige Betrachtung derselben Gegenstände, zu welchen den übrigen Wanderern nur ihr kleiner Fortschritt verhilft. Um nicht unversehens in's Meer zu treten, mußte er sich immer von den Küstenbegrenzungen fern halten und so, ohne den Zusammenhang und die Gränzen je wahrnehmen zu können, gelangte er nie zu einem klaren Bilde von der so fleißig durchkreuzten Welt.

Diesem wunderlichen Manne glich einigermaßen jener Anselmus, bei dem sich un-



sere Freunde Wilhelm Meister und Adelbert von Coucy seit mehreren Wochen aufhielten. Er hatte einen durch die buntesten Beschäftigungen vielfach geübten Verstand, er hatte seine angestrengte Aufmerksamkeit auf mehreres gerichtet, als selbst Männer, die in dem Rufe stehen, daß sie Vielwisser seyen. Er konnte sich schnell in alle Lagen finden, die ihm noch ganz ungewohnt waren, er überblickte sie mit einem gesunden Auge und hatte die nächst vorhergehenden alsobald vergessen. Aber bei allem Reichthume seiner Erfahrungen und Kenntnisse war er doch unvermögend, sie zu ordnen. Von mehr als einer Seite lernte er nie das, was ihm vorlag, zu betrachten. Ehe der Zusammenhang und die Umgränzungen ihm die Vorstellung eines Ganzen geben konnten, bewegte ihn sein unwiderstehlicher Sinn weiter und jeder

Fortschritt führte ihn nicht etwa zu dem Nächsten, sondern in ein fremdes Gebiet, das mit dem kaum verlassenen gar nicht gränzte.

Einige Wochen lang hatte er mit Meistern die griechischen Dichter so fleißig durchgenommen, über ihre Vortrefflichkeit mit so warmem Antheil geredet und über manche Fragen, die seines Gastes Kunstsinne wichtig waren, so behülflich mitgedacht, so treffend sich geäußert, daß Wilhelm nicht umhin konnte, der ihm bekannten bunten Reihe seiner früheren Beschäftigungen zu vergessen und alles Mißtrauens sich zu entschlagen. Es schien ihm offenbar, daß dieser Mann wirklich in all seinen früheren Verhältnissen so wenig an dem rechten Platze gestanden habe, als er in der gegenwärtigen Lage sich zufrieden finden könne. Wie hätte er es

also weiter tadeln sollen, daß er sich herauswand, sobald die Unbequemlichkeit ihn zu drücken anfing? Zu einem Priester, der die Geheimnisse des hohen Alterthums verwahrt und erklärt, schien er ihm von der Natur berufen. Was anders konnte es bedeuten, wenn er schnell und unaufhaltsam in den Geist der besten Schriften einzudringen noch jetzt bemüht war?

Coucy, dem unser Freund diese Ueberzeugung äußerte, antwortete lächelnd: »Es war freilich für gewiß vorauszusehen, daß Sie sich eben so, wie Anfangs alle Andere, in ihm täuschen würden. Werden Sie ihm nur nicht abgeneigt, wenn Sie Ihren Irrthum wahrnehmen, so wie das bei den Meisten der Fall war.«

Die bedenkliche Ermahnung fand bald ihre Anwendbarkeit. Coucy erzählte beiläufig

auf der Wanderung nach einem entlegneren Bergwerke den beiden ihn begleitenden Freunden von dem Erfolge seiner Bemühungen. Mehrere geschickte Bergleute hatten sich bereit erklärt, gegen fest gemachte Bedingungen ihren Wohnort zu verändern. Da unter ihnen auch etliche waren, die den Uebrigen als Aufseher beigegeben werden und die Geschäfte leiten konnten, so ließ sich bereits annehmen, daß die erste Einleitung des umfassenden und wohlthätigen Entwurfes gesichert und begründet sey.

Anselm erkundigte sich nach den näheren Umständen mit einer Theilnahme, die Wilhelm nur darum auffiel, weil sie sich nicht früher geäußert hatte. Sie war seinem Stande so ganz angemessen, daß man sie durchaus nicht mißbilligen konnte. Unser Freund, der in dem Gespräche nur bekannte,

und seinem Urtheil zu weit abstehende Gegenstände wiederholt fand, beschäftigte sich mit den Bergleuten, die ihnen von Zeit zu Zeit aufstießen, und erinnerte sich mit Neigung an frühere Tage, wo er die anziehende Treuherzigkeit derselben schon kennen lernte. Auf dem Rückwege trennte er sich von seinen Gefährten ganz, weil Anselm merken ließ, daß er mit dem Hauptmann gern allein sprechen möge. Er zeichnete eine wohl erhaltene Ruine, die von der Straße aus im lichtweißen Abendhimmel sich auf ihrer Bergkuppe ganz anmuthig darstellte. Die Zeichnung, die er dem Baron zu senden dachte, vertiefte ihn in liebliche Erinnerungen. Er arbeitete langsam, und kam erst im tiefen Dunkel seinen Gefährten nach.

Am andern Morgen entschuldigte sich Anselm, daß es ihm an Zeit gebreche, den



Sophokles mit seinem jungen Freunde vollends zu Ende zu lesen. Er hatte ein mineralogisches Buch vor sich liegen und las darin mit solchem Eifer, daß er kaum über dem Gespräch davon abzusehen vermochte. »Und Sie können der Griechen so leicht vergessen?« fragte Wilhelm unangenehm erstaunt. »Fühlen Sie denn gar keine Schwierigkeit dabei, wird Ihnen gar keine innerlich abmahnende Stimme bemerklich, indem Sie von dem schönen Sophokles zu diesem, wie es scheint, überaus trockenen Buche, von der Poesie zur Mineralogie übergehen?«

»Es wundert mich gar nicht,« versetzte Anselm mit dem ihm eigenthümlichen Lächeln, »und ich verdanke es Ihnen nicht im geringsten, wenn Sie als ein junger Mann alles das trocken nennen, was Sie nicht näher kennen lernten. Wenn Sie älter ge-

worden, so möchten Sie vielleicht an diesem trockenen Buche eben so viel, ja noch mehr Geschmack finden, als am Sophokles. Da der große Haller Jüngling war, gefiel er sich in den Spielen der Poesie, welche von der Natur nur ein oberflächliches Bild zu geben versteht. In reifern Jahren nahm er die Sache ernster und bemühte sich, den Geheimnissen ihrer verborgenen Kräfte auf die Spur zu kommen.«

Während unser Freund noch vor Ueberraschung zu keiner Gegenrede sich sammeln konnte, fuhr jener fort, das Studium der Mineralogie mit den lebhaftesten Ausdrücken zu preisen und setzte dann hinzu: »Lassen Sie sich von einem Freunde rathen, der es mit Ihnen gut meint. Mit Ihrer ganzen Leidenschaft für die Kunst sind Sie auf einem Irrwege. Sie suchen das Leben im Spie-

gel zu erhaschen und wenden dem Wahren  
 Ihren Rücken zu. Ich kann es an Ihrem  
 Freunde nicht billigen, daß er Sie nicht  
 längst darauf aufmerksam gemacht hat. Aber  
 noch mehr befremdet es mich, daß Sie nicht  
 ohne dem bloß durch sein Beispiel belehrt  
 worden sind. Während Sie nichts thaten,  
 als sich an den Personen des Aeschylus und  
 Sophokles ergötzen, und damit etwas sehr  
 Wichtiges zu beschaffen glaubten, hat er  
 einen Plan begründet, der nicht bloß jetzt  
 schon manches Familienschicksal zu verbessern  
 und eine ganze Gegend mit neuen Erwerbs-  
 quellen zu bereichern verspricht, nein, dessen  
 wohlthätige Folgen durch die Dauer sich ins  
 Unermeßliche ausdehnen können. Hören Sie  
 mich, geben Sie die Kunst auf! Wir haben  
 der Sänger und Dichter genug, und an  
 tüchtigen Menschen für die ergiebigsten Ge-

werke fehlt es dem Volke noch. Mit einem einzigen halben Jahre können Sie die Mineralogie, Geognosie, das Berg- und Hüttenwesen für den ersten Anfang hinreichend kennen lernen. Und Sie werden mir danken, wenn Sie nach einigen Jahren in einer regelmäßigen Thätigkeit sich glücklich finden.«

Meister konnte seinen Verdruß über diese seltsamen Reden nicht bergen. »Ich gestehe,« sagte er, »daß ich diese Empfehlung des Berg- und Hüttenwesens von Ihnen am wenigsten erwartet, diese Berachtung der Kunst gerade von Ihnen nicht gefürchtet hätte. Denn, fanden wir Sie nicht über einer Lebensbeschreibung des Plato? Und war es nicht eben so sehr Ihr als mein Wunsch, die trefflichsten unter den Griechen gemeinschaftlich zu lesen?«

»Wenn ich Sie in den Irrthum hineingezogen habe, oder auch Ihnen hineingefolgt bin, so thue ich das meine, da ich denselben auch Ihnen als Irrthum bemerklich mache. Wollen Sie sich aber nicht überzeugen lassen, so ist Ihnen nicht zu helfen und ich habe wenigstens als Freund meine Schuldigkeit gethan. Vielleicht, daß einmal die Zeit das leistet, was ich nicht vermochte.«

Unser Freund erinnerte sich der Warnung Couchy's und erkannte sie jetzt für nur zu wohl gegründet. Er empfand den stärksten Unwillen über den Mann, welchen er zu voreilig für einen gleichgesinnten Freund gehalten und der jetzt so plötzlich und so unfreundlich von ihm weit wegtrat. Um nicht gegen ihn, als seinen Wirth, heftig zu werden, schwieg er gänzlich und ging hinaus.

Draußen fand er den Hauptmann im



Begriff, ein Pferd zu besteigen. »Wollen Sie mitreiten?« rief dieser ihm zu. »Sie haben Ihrem Pferde lange keine Bewegung gemacht und den Sophokles würden Sie heute wohl allein lesen müssen.«

Wilhelm nahm die Einladung an und konnte sich nicht enthalten, das Vorgefallene zu erzählen und seiner Unzufriedenheit in manchen unmuthigen Worten Luft zu machen. »Das ist seine bleibende Weise,« entgegnete Coucy, »und sie ist es eben, die ihn mit aller Welt entzweit. Sie hat auch alle die Züge seinem Gesichte eingedrückt, die wie Spuren eines tiefen Grames aussehen; denn seine Unglücksfälle, so hart sie immer waren, hat er sicher wenig empfunden. Seine Kraft, zu entsagen, geht so weit, daß er auch alle Bande der Liebe, der Gewohnheit und des geistigen Antheils ohne großen Kum-

mer sich lösen siehet. Ein Aufenthalt bei ihm von drei bis vier Wochen kann überaus angenehm seyn. Man darf immer voraussetzen, daß er sich leicht in die Beschäftigungen seiner Gäste fügt und sie durch seine lebhafteste Theilnahme erleichtert. Nur bei ihm bleiben kann man so wenig, als man in dem besten Wirthshause für beständig wohnen mag. Wenn die Zeit seines Eifers zu Ende geht, so ist es am rathlichsten, sich zu entfernen. Nach einigen Jahren kann man dann etwa darauf zählen, in ihm wieder den vormaligen, theilnehmenden Gefährten zu finden. Die Beschäftigung muß dann nur etwas andern Anstrich haben.«

»Aber,« fuhr Wilhelm in seiner Anklage fort, »er begnügt sich nicht damit, daß er seine Liebhaberei selbst auf das sonderbarste wechselt, nein, er verlangt auch, daß man

ihm darin nachfolgen solle. Eben der Mann, der vor einigen Tagen mich über alle Gebühr lobte und mein Talent für die Kunst beneidete, der spricht heute im Tone eines weisen, väterlichen Erziehers, will meine Beschäftigungen nur als jugendlichen Irrthum gelten lassen und äußert das wunderbarlichste Bedauern darüber, daß er mir ihn nicht nehmen könne.«

»Lassen Sie sich das nicht kränken,« sagte Coucy. »Er hat auch mich schon heute früh gebeten, meinen Einfluß auf Sie zu dem gleichen Zwecke zu benutzen. Damit Sie ihm wieder gut werden, gestehe ich Ihnen, als wir hierher kamen und ich mich der lebhaften Theilnahme an Ihrem Lesen und Forschen entzog, hat er mir die wohlmeinendsten und ernstesten Vorstellungen darüber gemacht, daß ich die so wichtige Bildung des Geistes

über meine bloß äußerlichen Geschäfte ganz zu vernachlässigen scheine und das sogar in der Gesellschaft eines jungen Mannes von Ihrem Kunstgeföhle.«

Wilhelm mußte ungeachtet seines Mißmuthes lachen. »Übrigens,« fuhr sein Freund fort, »ist unser hiesiger Aufenthalt auch für Sie nicht vergeblich gewesen, und dafür sind Sie ihm immer auch Dank schuldig.« Er erzählte hierauf, wie Anselm ganz plötzlich den Gedanken aufgegriffen, auf den Gütern des Barons die bergmännischen Arbeiten in Aufsicht und so an dem Gelingen und an der Verdienstlichkeit des Planes Antheil zu nehmen.

»Und Sie könnten Ihre Entwürfe diesen unzuverlässigen Händen zur Ausführung anvertrauen?« rief Wilhelm. »Haben Sie

ihm denn nicht sogleich sein Ansuchen abgeschlagen?«

»Beides nicht,« erwiederte Coucy. »Ich zähle auf ihn höchstens für so lange, daß er die angeworbenen Familien an Ort und Stelle geleitet, den Baron mit seiner Lebhaftigkeit zu den nöthigsten Anordnungen treibt und das Geschäft in Gang bringt. Dann aber ist er sicher erschöpft und sucht sich etwas Anderes. Aber auch dann kann er dort noch immer von Nutzen seyn, während er hier, wie ich mich überzeugt habe, sein Amt auf die schädlichste Weise vernachlässigt. Ihn jetzt einreden zu wollen, wäre ganz vergebliche Mühe; wenn ich ihm seinen Entschluß geradezu zurückwiese, so führte er ihn nur desto gewisser aus und mit um so größerer Uebereilung.«

Da Wilhelm sich nicht überwinden konnte,



einem so unzuverlässigen Freunde und so unbilligen Beurtheiler mit dem ruhigen Gleichmuth zu begegnen, der doch nöthig war, so schlug ihm Coucy vor, daß er seine Reise allein fortsetzen möge. Er nannte ihm einen nahen Ort, wo sie sich wieder treffen wollten, wenn er selbst seine Geschäfte zum Schluß gebracht haben würde. Dieses war unserm Freunde ganz erwünscht und er wäre, ohne umzukehren, sogleich fortgeritten, wo er nur den Mantelsack bei sich gehabt hätte. Er wollte gleich zu Mittage Abschied nehmen und Coucy billigte es; denn von jetzt an, meinte dieser, seyen keine andern Gespräche, als Aufforderungen zum Studium der Mineralogie zu erwarten und je schneller sich Meister entferne, desto weniger Unangenehmes bekomme er zu hören und zu vergeben.

Einige Bemerkungen über die Mineralogie

## Zweites Kapitel.

---

**U**nser Freund ritt in der heitersten Stimmung die gebirgige Straße hinab. Er hatte die wunderliche Anmuthung, womit ihn Anselm noch frühmorgens beim Abschiede gequält, über den ersten Stunden vergessen, oder dachte doch nur zuweilen und dann mit der Gewißheit daran zurück, daß er sie nicht wieder zu hören fürchten dürfe. Weit lebendiger erinnerte er sich der Gegenden und der geliebten Menschen, welche Anselm bald sehen sollte. Er beneidete ihn darum und

fand ihn eines solchen Glückes unwürdig. Wäre es auf ihn angekommen, er hätte ihn gern zurückgehalten. Denn es mißfiel ihm, einen Mann dort zu wissen, der über ihn so unbillig urtheilte, und vielen Gewinn konnte er sich für seine Freunde auch nicht von ihm versprechen.

Aber diese Betrachtungen hinderten ihn nicht, sich dem Eindrucke der Gegenden, die er im heitersten Herbstwetter vor sich sah, mit frischem Gefühle zu überlassen. In dem Herbste liegt ein unbestimmtes Etwas, das uns an den Frühling nicht mit klaren Vorstellungen, sondern mit Gefühlen und Anregungen erinnert. Wilhelm empfand darin ein Wohlbehagen, wie er es nur in einer Zeit seines Lebens empfunden hatte. Sein Herz war der Natur offen. Er vermochte selbst an die Verwickelung seines Schicksals

mit einer Ruhe zu denken, wie sie ihm sonst gefehlt hatte. Wie er an einem schattigen Orte abstieg und den Mantelsack öffnete, um im abwechselnden Genusse des Sophokles und der schönen Aussicht eine Stunde der Ruhe zu genießen, kam von einem Seitenwege aus dem Gebüsche ein Jäger, der denselben Platz sich aufgesucht hatte. Er zeigte einigen Verdruß, als er ihn besetzt fand, indeß heiterten sich seine Mienen bald auf, wie er den Fremden näher in's Auge faßte und mit ungezwungener Höflichkeit grüßend, nahm er ebenfalls Platz.

»Der Herr sind Gelehrter, wie es scheint,« hub er nach einer Weile an, indem er das zur Seite liegende Buch betrachtete. »Und doch ist mir's wunderbarlich, daß ich noch nie einen Gelehrten mit diesem frischen, offenen Wesen gefunden. Die meisten stellen

sich die Bücher vor die Welt, anstatt als Auslegungen bloß zur Seite.«

Wilhelmen war es, als ob er den Fremden schon irgendwo gesehen habe. Das Freie, man könnte fast sagen Herrschende in Anstand und Rede, das Feste in dem Blicke der Augen, und einige Leidenschaftlichkeit in den übrigens nicht unangenehmen Gesichtszügen erinnerten ihn an eine frühere Zeit. Aber er vermochte nicht in's Klare zu kommen. Um sich zu nähern, antwortete er auf die geäußerte Vermuthung umständlich und nannte seinen Namen.

»Von Meister?« fragte der Fremde.

»Bloß Meister,« versetzte Wilhelm etwas kälter. »Ich reise,« fügte er bei, »mit meinem Freunde, dem Hauptmann von Coucy, und habe nur jetzt für einige Tage mich von ihm geschieden.«



»Adelbert von Coucy?« sagte jener lebhaft. »Ist er in der Nähe?« — »Beides, ja,« antwortete unser Freund, dem diese fecken Fragen nicht gefielen. Er nahm sein Buch in die Hand, um anzudeuten, daß er zu schweigen denke und sann nach, wo ihm der Fremde möge begegnet seyn. Fragen mochte er nicht, um sich nicht vielleicht einen unangenehmen Reisegefährten aufzuladen.

Aber dieser hatte größere Neigung, das Gespräch fortzusetzen. Er gab auf einer Pfeife ein Zeichen, und bald kam ein stattlich gekleideter Mann auf dem Waldwege mit einem Jünglinge, der eine gefüllte Waidtasche trug und sie auf den Rasen niederlegte. »Bis über eine Stunde,« sagte jener, und die Andern entfernten sich ehrerbietig. »Sie sind mein Gast,« sagte er zu unserm Freunde, indem er einige Flaschen herauszog

nebst Wildpret. »Nehmen Sie die gerade Weise eines Jägers nicht übel, legen Sie das Buch zur Seite und thun Sie mir Bescheid. Sie werden schon wissen, daß die offenen Fragen nicht die schlimmsten sind.«

Wilhelm that freundlich Bescheid und fand den Wein trefflich. Er ließ sich wieder in das Gespräch ein und der Fremde nahm sich in Acht, daß er es nicht wieder störte. Durch fleißiges Zutrinken und leichtes Eingehen in verschiedenfache Gegenstände, entfernte er bald von unserm Freunde das Mißtrauen. Dieser, von Natur mittheilsam, wie wir ihn kennen, kam von selbst auf das, was er der ersten Frage nicht hatte eröffnen mögen, und, ohne weiter darauf zu achten, wie der Andere das Gespräch geflissentlich lenkte, erzählte er von seinem Gefährten, was er wußte.

»Sie haben Recht,« sagte der Unbekannte, »Ihr Freund gehört zu den Wenigen, die durch reiche und helle Einsicht, wie durch Kraft und besonnenen Willen in allen Umgebungen, ohne es zu suchen, Mittelpunkt werden. Seine vordringende Klarheit ordnet ihm Alles unter, zwingt Alles, sich nach ihm zu richten, ohne daß er's zu fordern brauchte und auch, wo keine äußere Berechtigung für ihn da ist. Darum ist's ihm auch so unbegreiflich leicht, überall derselbe zu bleiben. Denn überall findet er sein Wissen einfach und ausreichend, überall Jeden bereit, ihn als das Haupt zu ehren. Wenn Sie ihn in seiner kriegerischen Wirksamkeit gekannt haben, so werden Sie, das weiß ich gewiß, ihn doch für denselben erkennen, wenn er jetzt Bergleute anwirbt oder sonst die Güter verwaltete. Bei hundert

Andern würde man sich in eine so verschiedenartige Rolle kaum finden können; bei ihm dagegen fällt sie kaum auf.«

Wilhelm freute sich, seinen Freund auf solche Weise anerkennen zu hören. Er stimmte in Alles von Herzen ein und verbreitete sich mit Wohlgefallen über manche Einzelheiten. »Sie sehen,« schloß er, »daß ich Ihnen über meinen Gefährten von Herzen gern Auskunft gegeben, sobald ich erfahren, daß Sie zu Ihren Fragen Recht hatten. Ohne Sie zu kennen, wenn mir gleich vorkommt, als ob ich Sie heute nicht zuerst sähe, fühle ich mich doch zu Ihnen bloß deshalb hingezogen, weil Sie sein Freund sind.«

»Meine Anerkennung war bloß abgedrungen,« versetzte der Unbekannte. »Statt, wie Sie voraussetzen, sein Freund zu seyn, könnte man mich wohl mit mehr Grunde

einen seiner schlimmsten Feinde nennen. Und ich denke, so würde er mich selbst betrachten, wenn er mich unvermuthet hier fände.«

»Mein Herr,« sagte Meister, »entweder ist Ihr Scherz sehr schwer als solcher zu erkennen und also unpassend, oder Sie hatten kein Recht, mich als Unbekannter zu Mittheilungen über meinen Freund zu veranlassen, die ich Keinem gemacht haben würde, der sich selbst seinen Feind nennt. Aber Sie werden die Verpflichtung fühlen, mir Ihren Namen und Wohnort zu sagen, damit ich meinem Freunde mit dem Geständnisse meiner Übereilung auch die Anzeige machen könne, wer Sie sind und wo er Sie, falls er's nöthig achtet, finde.«

Der Fremde maß den Sprechenden mit einem aufmerksamen Blick und schien eine kurze Zeit unschlüssig. Dann sagte er: »Die



Nennung meines Namens würde für uns Beide Unbequemlichkeiten haben. Um Sie aber einigermaßen zufrieden zu stellen, will ich Ihnen einiges von Ihrem Freunde mittheilen, das Ihnen noch nicht bekannt scheint. <

»Ihr Freund hatte den Grad eines Hauptmannes, als er in die Dienste unsers Landes trat. Man hatte ihn dazu eingeladen, weil man dem Prinzen, welcher das Heer befehligte, keinen einsichtsvolleren Offizier zur Seite zu geben wußte. Er gewann bald über diesen dieselbe stille Gewalt, die wir Beide ihm zugestanden haben, und das will für diesen Fall viel sagen, weil man unsern Prinzen als einen lebhaften, geistreichen, leidenschaftlichen Charakter allgemein bezeichnen hört. Der Krieg, welcher damals geführt wurde, hatte durch einige Übereilungen auf unserer Seite und durch

die Unordnungen in dem Heere unserer Verbündeten eine sehr bedenkliche Gestalt angenommen. Wir waren nicht geschlagen, aber unsere Operationspläne waren in Verwirrung, es fehlte an gegenseitigem Zutrauen zwischen beiden Heeren, und die Reibungen zwischen dem Militair unserer Bundesgenossen und dem unsern, hinderten jede zweckmäßige Aufstellung der gesammten Macht. Ich bin Ihrem Freunde das Zeugniß schuldig, daß seine Thätigkeit dieser gefahrvollen Lage am meisten abhalf. Er wußte einen neuen, festeren Vertrag zu Bestand zu bringen, und überall die einzelnen Heeresabtheilungen so zu ordnen, daß die Anlässe zum Mißvergnügen seltener wurden, ohne die ganze Linie dem Feinde gegenüber zu schwächen. Dabei gebrauchte er überall keines andern Einflusses, als den ihm seine Einsicht

und die Freundschaft der würdigsten Staats-  
offiziere ganz ungesucht gab.«

»Sie sind kein Kriegsmann und ich über-  
gehe also die näheren Umstände. In Kurzem  
war die ganze Macht anders aufgestellt, ohne  
daß dem Feinde möglich gewesen wäre, uns  
zu hindern oder einen scheinbaren Vortheil  
zu gewinnen. Vielmehr mußte er sich zu-  
rückziehen, wenn er sich selbst anders ord-  
nen wollte, und wir benutzten dieses mit so  
vielm Glück, daß wir ihm einige gute Po-  
sitionen vorbei, und über mehrere ansehnliche,  
mit Mundvorrath noch wohl versehene Pro-  
vinzen hinausdrängten. Unsere Gegner hat-  
ten sehr brave Führer, die es wohl einsahen,  
daß der Flügel, welchen unsere Macht bil-  
dete, zwar an Zahl der schwächere, aber da-  
bei am meisten zu fürchten sey. Sie warfen  
uns ihre besten Truppen entgegen und wir,

um uns auszuruhen und unsern Bundesgenossen Zeit zu geben, die Linie zu ergänzen, bezogen eine vortheilhafte Stellung, in der wir den Feind festhielten, ohne von ihm zu fürchten zu haben. Indesß hatten unsere Bundesgenossen Lust bekommen. Sie drangen vor und die Eifersucht gegen uns führte sie weiter, als es der Verabredung gemäß war. Die leichten Erfolge machten sie von neuem übermüthig, sie glaubten unsers Rathes nicht mehr zu bedürfen, und nahmen sich heraus, uns einen Plan zuzustellen, nicht zur Prüfung, sondern zur blinden Nachfolge, die uns durchaus verderblich gewesen wäre. Wir weigerten uns natürlich der Annahme, und Sie werden es dem Prinzen nicht verargen, wenn er über solche Anmaßungen erbittert wurde. Es wurden heftige Entgeg-

nungen gewechselt und der Vertrag war nahe am Bruche.

Indeß hatte der Feind sich ihnen gegenüber verstärkt und hielt sie gerade zu einer Zeit und in einer Lage fest, wo es ihnen an allem Nöthigen fehlte, und zwischen einer bedenklichen Schlacht und einem noch gefährlicheren Rückzuge die Wahl blieb. Jetzt befaßen wir einen Eilboten nach dem andern, um uns an die Bedingungen des Bundes zu erinnern und eine Hülfsmacht zu begehren. Der Prinz wollte den Übermüthigen ihren Trotz entgelten lassen und weigerte sich; alle Stimmen seines Stabes waren mit ihm gleicher Meinung und erklärten, daß das Heer für den Augenblick nicht so bedenklich geschwächt werden dürfe. Bloß Ihr Freund drang auf die genaue Erfüllung des Vertrags. Er erwies es, was wir freilich nicht



läugnen konnten, daß das Heer die bedungene Hülfe wohl senden könne, und daß im Weigerungsfalle nicht bloß die erklärteste Niederlage des andern Flügels, sondern auch eine völlige Entblößung unserer Seite erfolgen werde. Die letztere Erwägung entschied. Er, der damals der oberste Befehlshaber der berittenen Heeresabtheilung war, übernahm es, die Sendung auszuführen. Er vollzog es mit solcher Schnelligkeit, daß er sich an der Seite des Feindes festsetzte, gerade als man auf beiden Linien die Schlacht geordnet hatte.«

»Der Prinz sendete Ihrem Freunde die gemessensten Befehle nach, die Truppen nicht eher zu verwenden, als bis die völlige Niederlage unserer Verbündeten entschieden sey, und sich bloß mit der Deckung unserer Seite zu begnügen. Der Feind mußte durch Kund-

schafter davon gehört haben, und warf sich mit gesammter Kraft auf unsere Verbündeten, indem er unser Geschwader bloß beobachtete. Es ist ganz entschieden, daß er den erklärtesten Sieg würde davon getragen haben, den wir ihm jedoch gleich darauf zu entreißen hofften, wenn des Prinzen Befehl wäre befolgt worden. Aber Ihr Freund erklärte zur Antwort, daß er seine Schuldigkeit thun müsse, und dem Prinzen dieses Mal nicht gehorchen könne. Gerade wie der Feind die Mitte der Linie bei seinen Gegnern durchbrach, zog Coucy den nächsten Flügel an sich, warf die feindliche Reiterei auf ihr eigenes Fußvolk zurück und trieb das ganze Heer, ehe es sich in seiner Linie verändern konnte, dem rechten Flügel unserer Verbündeten entgegen, der noch gar nicht in Thätigkeit gekommen war. Die Niederlage

des Feindes war so entscheidend, daß er alles Geschütz im Stiche ließ. Es fiel in die Hände unserer Bundesgenossen, und so schien die Ehre des Tages ihr zu seyn.«

»Unser Prinz war außer sich, als er die Nachricht bekam, und alle Glieder seines Stabes theilten oder vergrößerten seinen Verdruß. Man hatte für gewiß gerechnet, daß man in den nächsten Tagen die entgegenstehende Macht werfen, und so den Feind in der vollen Trunkenheit des Sieges niederbeugen werde. Nun war diese glänzende Aussicht verschwunden. Die Gegner zogen sich zurück, ohne eine Schlacht anzunehmen und die Unterhandlungen brachten den Frieden, ohne einer einzigen Waffenthat von Bedeutung Raum übrig zu lassen. Sie werden begreifen, wie eigener Verdruß und das Anschüren des Neides den Prinzen bewegen

konnte, seine Freundschaft gegen Ihren Gefährten ganz zu vergessen. Es kam zu heftigen Erklärungen, Coucy legte seine Stelle nieder. Und ich höre von Ihnen, daß er keinen andern Grad geltend macht, als den er vor dem Übertritt in unser Heer schon besaß.«

Wilhelm hatte mit großem Antheil diesen Erzählungen zugehört. Jetzt aber sagte er mit Lebhaftigkeit: »Mein Freund hat Recht daran gethan, daß er alles, was ihn an eine solche beispiellose Undankbarkeit erinnern konnte, von sich entfernte. Er bedurfte dessen nicht und wird den Abschied gewiß nicht so tief empfunden haben, wie die Unwürdigen. Sagen Sie selbst, mein Herr, ist es nicht demüthigend für die Menschheit, daß sie ihre Wohlthäter so belohnt? Aber, ich erinnere mich, Sie nannten sich selbst

seinen Feind. Vielleicht waren auch Sie einer von denen, welchen seine Größe mißfiel, welche, von einem kleinlichen Reide getrieben, die Eifersucht des Prinzen benutzten, um den zu entfernen, der sie beschämte.«

Der Unbekannte heftete mit einem zornigen Erröthen sein Auge fest auf unsern Freund. »Ja,« sagte dieser, »ich wiederhole es, ich halte Sie nach Ihren eigenen Aussagen für einen jener Stabsoffiziere, die meinen Freund haßten, weil sie ihn nicht zu begreifen verstanden. Und auch Ihre Weigerung, sich mir zu nennen, kann ich nur als eine Scheu beurtheilen, meinem Freunde gegenüber zu treten.«

»Junger Mann,« sagte der Fremde lebhaft, »Sie machen mir's schwer, gelassen zu bleiben. Aber,« setzte er nach einer Pause hinzu, »ich will Ihnen die Übereilung ver-



geben. Sie haben gehört, daß ich Ihren Freund nicht verkenne und ich gestehe sogar, daß ich des Prinzen Verfahren gegenwärtig mißbillige, wenn ich gleich damals es unterstützte.«

»Und wie konnten Sie das?« fragte Wilhelm. »Wie konnten Sie, dem es nicht an Einsicht fehlt, meines Gefährten Verdienste zu beurtheilen, die Leidenschaftlichkeit so über sich herrschen lassen, daß Sie in die offenbarste Ungerechtigkeit willigten?« — »Sagen Sie mir,« fragte der Fremde dagegen, »wie kann irgend ein Mensch sich irgend etwas erlauben, das er für Unrecht halten muß, sobald er es an Andern bemerkt, und bloß ruhig urtheilt? Dann will ich Ihnen antworten. Ich hielt mich persönlich von ihm beleidigt, und wenn ich gleich nachher bei kälterer Überlegung mein Unrecht erkannte,

so fehlte mir's doch damals an aller Unbefangenheit. Jetzt habe ich längst aufgehört, sein Feind zu seyn und wenn er nicht der meinige ist, so möchte ich meinen Einfluß bei unserm Prinzen oder dem jetzigen Fürsten benutzen, um der Armee einen Feldherrn wieder zu schenken, den sie, wie es scheint, in Kurzem nöthiger als jemals gebraucht. Ich würde selbst Ihre Mitwirkung dazu mir ausbitten, wenn ich darf, und ich kann Sie versichern, daß man sich Ihnen dankbar erweisen würde.«

»Ich versichere Sie,« sagte Wilhelm, »daß mein Freund mir nie einen persönlichen Feind genannt hat. Sein Herz ist zu groß zum Hass, und er ruht zu fest auf sich selbst, als daß er nicht den Raub äußerer Auszeichnungen bei aller Unbilligkeit gering achten sollte. Aber so wohlmeinend Ihre

Absicht mir erscheint, so gern ich meine früheren Vermuthungen zurücknehme, so wenig kann ich versprechen, Ihren Wunsch zu unterstützen. Meines Freundes Kränkung erscheint mir vielleicht größer, wie ihm selbst, darum vermag ich sie weniger noch zu vergessen, wie er.«

Während dieser Reden kamen die beiden Männer wieder zum Vorschein, welche sich vor einiger Zeit nach einem kurzen Aufenthalte entfernt hatten. Der Unbekannte stand auf, reichte Wilhelmen die Hand und sagte: »Es freuet mich, zu wissen, daß Sie in der Gegend verweilen werden. Sehr wahrscheinlich treffen wir uns noch wieder. Ich bitte Sie nur, alles Mißtrauen zu entfernen und gegen Ihren Freund so lange zu schweigen, bis wir uns nochmals gesprochen haben. Halten Sie sich überzeugt, daß ich

das Beste will, und um auch Ihre Neugier nach meinem Stande zur Ruhe zu weisen, so sehen Sie in mir den Hofmarschall unsers Fürsten.«

Wilhelm verneigte sich und ging zu seinem Pferde. »Ich glaube Ihr schönes Pferd zu kennen,« sagte der Fremde, »ja, es selbst einst besessen zu haben. Wenigstens schenkte ich einst ein ganz ähnliches dem Baron\*\*\*.«

»So ist es wirklich dasselbe,« versetzte unser Freund und wandte sich auf dem Sattel herum, weil neue Gedanken in ihm aufschossen und er das Gespräch wieder anzuknüpfen wünschte. Aber der Fremde war schon zu den Andern getreten und grüßte zum Abschiede mit der Hand. Sie verloren sich im Gebüsch.

---

### D r i t t e s   K a p i t e l .

---

**M**eister setzte seine Reise nachdenklich fort. Wer der Fremde gewesen sey, in welchem Verhältniß er zu seinem Freunde gestanden haben möge, das beschäftigte ihn nicht lange. Er traute seiner Aussage über den Stand nicht völlig und argwöhnte eine Verstellung. Darum nahm er sich auch vor, seinem Freunde von dem Vorgefallenen Nachricht zu geben, damit derselbe sich vorsehen könne. Länger verweilte er mit seinen Gedanken bei Coucy. Es fiel ihm auf, daß er noch so



wenig von seinem früheren Leben wisse; er nahm sich vor, die nächsten Anlässe zu benutzen, um ihn darauf zu führen. Die Erzählung von seiner bedeutenden Wirksamkeit im Kriege und die Anerkennung eines Mannes, der sich seinen Feind nannte, entsprach zwar nur der Vorstellung, die er sich längst von seinem Gefährten gebildet hatte. Aber diese Vorstellung bekam dadurch größere Lebhaftigkeit. So ganz Coucy in jeder Thätigkeit, worin er ihn beobachtete, an seinem Platze schien, so dachte er ihn doch am liebsten in der neuen Lage. Der Contrast zwischen dieser und der ruhigen Zurückgezogenheit, in welcher er ihn gefunden, war unserm Freunde um so anziehender, je reiner und schöner sich beide Gegensätze in einem Wesen verbanden.

»Ich begreife es,« sagte er zu sich selbst,

»warum diese Erscheinung mich so ungewöhnlich anzog; sie ist in ihrer Art die einzige, die ich kenne und nur in der Geschichte melden sich mir dunkle Erinnerungen. Ohne daß ich's wußte, wirkte die Bedeutung seines Lebens auf mich ein durch die gewöhnliche Form, in der es erschien. Wie kein Mensch einen der äußeren Sinne verliert, ohne daß sich die anderen schärfen, wie Niemand Güter einbüßt, ohne daß ihn die übriggebliebenen theurer werden, so gewinnen diejenigen in sich selbst das vergütet, was ihnen äußere Verluste rauben, wenn sie nur sich nicht mit diesen verloren geben. Alle Größe, die uns an seltenen Menschen zur Bewunderung hinreißt, ist durch solche freie Entsagung ihr Eigenthum geworden.«

Unser Freund hatte seit einiger Zeit jene Schwäche überwinden lernen, die in seinem

früheren Leben vorherrschte, jene Nachgiebigkeit gegen ein Herz, das im unbestimmten Bedürfniß nach einer Ausfüllung seiner Leere lechzte. Er fühlte es mit besonders lebhaftem Wohlgefallen, daß er den Sinn für das Große durch eigene verstärkte Festigkeit geschärft, und doch den Sinn für das Schöne nicht verloren habe.

In diesem wohlthtuenden Gefühle, das er noch nie so deutlich genossen hatte, setzte er seine Reise fort, frei um sich her blickend, wie wenn er bloß auf die Gegenden achtete, und doch beschäftigt mit den lebendigsten Vorstellungen. Eben darum hatte er des Weges nicht genau Acht, sondern richtete sich nach einer Erscheinung, die aus der Tiefe herauf ihn anzog.

Hier breitete sich ein See gegen die sinkende Sonne aus, wie ein leuchtender Spie-

gel, eingefast von dem bunten Rahmen schattiger Waldhügel, grüner Wiesen, freier Felder und ländlicher, wie zierlicherer Wohnungen. Mitten in dem glänzenden Widerscheine schaukelte ein Kahn, und Wilhelm glaubte darin ein reizend gekleidetes junges Mädchen zu erkennen. Einen deutlichen Blick verhinderte die Blendung der Wasserfläche. Aber gerade diese lichte Unbestimmtheit gab dem Bilde einen Zauber eigener Art und bloß, um klarer zu sehen, richtete er seinen Weg gerade auf die Erscheinung zu.

Er war von der Straße abgekommen, ohne es zu beachten und wurde erst eigentlich darauf aufmerksam, wie ihn die Aussicht hinter einem Gebüsch, an das er traf, verschwand. Er folgte indeß der genommenen Richtung, da die Absenkung nur leicht war

und gelangte längs eines Baches, der eine schmale Waldwiese bewässerte, an das Ufer.

Der Nachen war indeß auch herangeschwommen und Wilhelm fand darin, wie er schon aus der Ferne zu erkennen geglaubt hatte, ein junges Mädchen, die in seiner Mitte stehend eine Zither im Arm hielt und freie Accorde griff. Das von gescheitelten Locken umkräuselte schelmische Antlitz sagte ihm, daß er wohl bemerkt werde. Sie suchte es aber auch nicht zu verheimlichen. Denn, nachdem sie sich eine Weile geschaukelt hatte, richtete sie die freundlich blickenden Augen auf ihn und sagte nahe herbei rudernd:

»Ich habe Sie schon gesehen, wie Sie noch oben auf der Anhöhe ritten und bin hierher gekommen, weil Sie Ihre Richtung hierher nahmen. Wissen Sie auch, daß Sie übel berathen wären, wenn Sie zu Pferde



um den See machen sollten, da Sie die Wege nicht kennen? Aber ich will Sie mit mir in den Kahn nehmen und Sie selbst fahren. Ich dachte erst zu Fuß zurück zu gehen. Aber nun kann der Alte dort Ihr Pferd nach Hause reiten.«

Sie rief einem Diener, der am Ufer hergeschritten kam, daß er dem Fremden das Pferd abnehme und lud unsern Freund mit der reizendsten Unbefangenenheit in den Kahn, wobei sie ihm selbst die Hand reichte. Dann griff sie die Ruderstange, stieß vom Ufer mit Kraft, ruderte eine Weile und ließ darauf den Nachen gleiten. Sie setzte sich an den einen Rand und hieß unsern Freund sich gegenüber setzen, damit das Gleichgewicht bleibe. Darauf sang sie mit heller, jugendlich voller Stimme:

Der Sommer will zu Ende geh'n,  
 das Korn ist eingethan:  
 da fährt ein Mägdlein über'n See  
 zum grünen Thal hinan.  
 Der Himmel ist so hell und klar,  
 die Flut so klar und kühl,  
 doch ist's vor Liebessehnen ihr  
 im Herzen eng und schwül.

Wohl ohne Liebe, sang sie hell,  
 es plätscherte die Flut,  
 gibt Lebens = Lust und Lebens = Scherz  
 dem Herzen nimmer Muth.  
 Fast sechzehnjährig ich nunmehr,  
 ein schönes Mägdlein bin:  
 wie schwand mir denn so mancher Mond  
 fern von der Liebe hin?

Sie fuhr, sie sang; da trieb ihr zu  
 auf blauer See ein Kahn,  
 d'raus grüßt ein schöner Jüngling sie,  
 sah sie von Herzen an:  
 der schöne Schiffer, schlank und kühn,  
 besang ihr Herz und Sinn.

Sie schwieg und hielt, er hielt und schwieg  
und blickte auf sie hin.

Ob er auch schiffe hin und her,  
sich Liebe zu erspäh'n,  
ihm däucht, er werde nimmermehr  
ein süßer Mägdlein seh'n;  
Denn schlank ihr Leib und goldengelb  
ihr Ringellocken-Haar,  
die Brust von frischer Jugend voll  
und blau ihr Auge war.

Er sang ihr zu, er warb um sie  
mit Worten hold und fein;  
Er bat so süß, er sah so warm,  
da willigte sie ein.  
Denn welches Herz die Liebe quält,  
macht Liebe nur gesund  
und wem des Lebens Schönstes fehlt,  
das bleibt wohl immer wund.

Am Ufer gegen Aufgang liegt  
ein grünes tiefes Thal;  
sie schiffen bei einander hin,  
nun ledig aller Qual.

Er blickt auf sie, sie blickt auf ihn,  
 er singt, sie thut's ihm nach:  
 bald tauschen sie den ersten Kuß  
 im hohen Grün am Bach.

Wilhelm hatte über diesem Liedchen Zeit, an das Wunderliche seiner Lage zu denken; aber so gut er sie begriff, so wußte er doch nicht zu ersinnen, wie er sich benehmen sollte, wenn er bei ganz fremden Menschen gegen Abend in Gesellschaft der Tochter eintreffe. Das schelmisch = schöne Antlitz, das ihn unverwandt ansah, außer zuweilen, wo es sich seitwärts wandte, um sich der Berse zu erinnern, machte ihm die Überlegung schwer, und der Gesang schien so ganz auf die jetzige Fahrt gemacht, daß er ihn auch verfolgen mußte. Am wunderlichsten war es ihm, daß in des Mädchens Zügen wohl Unbefangenheit und Unbesonnenheit, aber auch Klugheit und

wohl Freundlichkeit, aber auch nicht der entfernteste Anstrich von Lüsternheit oder Koketterie lag.

»Habe ich gut gesungen?« fragte sie lächelnd.

»Vortrefflich,« sagte er; »Sie könnten mich bis in die Nacht damit zum Hören reizen.«

»Nein,« sagte sie, »das wäre zu arg. Erzählen Sie mir jetzt. Seit wann kennen Sie uns denn? Ich kann mich nicht erinnern, Sie jemals gesehen zu haben.«

»Sie müssen es übernehmen,« antwortete unser Freund, »mich bei den Ihrigen zu entschuldigen, daß ich Ihrer Einladung folgte; denn ich komme als ein völlig Fremder und hoffe bloß, daß eine Familie mich gastlich für eine Stunde aufnehme, deren Tochter mich in ihren Kreis führt.«



»Da wird der Vater schmälen,« sagte sie, »denn er ist wunderbar. Aber wer war denn der Offizier, der auf der Anhöhe hinter Ihnen ritt, den meine ich doch zu kennen. Er folgte Ihnen in einiger Entfernung, und hielt oben, bis Sie sich in dem Gebüsch verloren. Ich glaubte, er wolle auch kommen und war schon meines kleinen Rahnes wegen besorgt, aber er ritt zurück.«

Unser Freund erklärte, daß er von diesem Manne nichts bemerkt, weil er sich nicht umgesehen. Er erschrak, weil er sich diese Beobachtung mit den Äußerungen des Fremden in Verbindung dachte und wußte nicht, wie er eine bestimmte Vorstellung gewinnen sollte. Auf jeden Fall wollte er seinen Aufenthalt zu verkürzen suchen.

»Sie scheinen im Nachdenken,« unterbrach ihn das Mädchen. »Aber machen Sie

sich keine Sorge um mich; es ist des Vaters Art nur, mich zu schelten; wenn Sie mir nur gut bleiben, so bin ich jenes schon gewohnt. Nur müssen Sie mir versprechen, einige Tage bei uns zu bleiben, den Tag über mein Gesellschafter zu seyn und Abends meinem Vater zu erzählen.«

Wilhelm entschuldigte sich mit Umständen, die ihn zur Eile nöthigten. »Drei Tage nur,« bat sie. »Wenn's mir möglich wäre, noch viel mehr,« sagte er, »aber ich muß durchaus weiter.« — »Nur zwei denn,« versetzte sie. — »Sie bringen mich in Verlegenheit, daß ich einer so anmuthigen Bitte etwas versagen soll.« — »Also zwei Tage?« — »Es ist wahrlich nicht einzurichten.« — »Auch nicht einen?« — »Ich muß diesen Abend noch fort.«

»Das ist doch arg,« sagte sie. »Ich

schiffe Sie aber nicht eher aus, als bis Sie mir einen Tag zugesagt haben. Sehen Sie, dort steht mein Vater schon am Ufer. Er hat uns kommen sehen. Und Ihr Pferd trabt auch schon in den Hof. Geschwind sagen Sie mir einen Tag zu, so rudere ich an's Land, ohne das gewiß nicht, nein, gewiß nicht.«

Wilhelm hat, aber sie fing an, den Kahn in die Runde zu treiben und allerlei Figuren zu machen. Er war verlegen, weil er einen alten, wie es schien, würdigen Mann in ihrem Vater erkannte, dem der Diener, welcher das Pferd herbeigeritten hatte, das Abenteuer zu erzählen schien. Er sah, wie der Alte den Kopf schüttelte, und empfand eine große Verlegenheit, daß er sich vor seinen Augen von der Tochter die Kreuz und Quer herumfahren lassen

mußte. Aber all sein Bitten war fruchtlos. Er konnte sich nicht enthalten, endlich bei allem Unmuth über seine komische Figur selbst zu lachen und bequemte sich endlich, das verlangte Versprechen zu geben, wenn der Vater es gern sehen würde. Sie forderte seine Hand darauf und er mußte sie geben, so unwillkommene Zeugen er dabei hatte. Jetzt stach sie mit dem Ruder kräftig zu und trieb es an's Ufer.

Sie sprang mit einem Satz an's Land, ließ sich die Zither reichen und streckte Wilhelm nun auch die Hand entgegen, um ihn herauszuhelfen. Er sann auf eine passende Anrede, aber der Alte brachte ihn durch sein Lächeln, und seine Schifferin durch ihre Worte in Verlegenheit. »Sieh, Väterchen,« sagte sie, »wen ich Dir bringe. Er ist noch nie bei uns gewesen und hat

mir versprochen, wenigstens einen Tag bei uns zu bleiben. Wie viel kann er Dir da erzählen; Du wirst mir's sicherlich danken.«

Der Vater hub an, die Tochter zu schelten. Sie hörte es ganz gelassen an. Als er aber forderte, sie solle den Herrn um Verzeihung bitten wegen ihrer Unart, sagte sie lebhaft: »Nein. Er hätte ohne mein Fahren den holperigen Weg reiten müssen; warum kam er an den Ort, wo keine Straße war?«

»Sie bedürfen keiner Entschuldigung,« sagte der Vater zu Wilhelm, welcher das Wort nehmen wollte. »Sie sind in die Hände meiner Wilden gefallen und glauben Sie mir, ich weiß es länger, als irgend Einer, was das zu bedeuten habe. Wenn Ihre Geschäfte Sie nicht zur Eile nöthigen, so verweilen Sie bei uns, damit ich Gele-



genheit habe, die üble Vorstellung, welche Sie von uns gefaßt haben müssen, zu verbessern.«

Meister erzählte, daß er seiner liebenswürdigen Schifferin schon das Versprechen habe geben müssen, bis auf den nächsten Tag zu verziehen, und daß es ihn freue, es nach einer so freundlich wiederholten Einladung erfüllen zu können.

»Ich habe es wohl gesehen, wie die Unartige Sie noch erst eben umherkreuzen ließ. Da hat sie Ihnen vermuthlich die Zusage abgedrungen. Ein solches Versprechen kann Sie nicht binden. Aber Sie sagen, daß Sie gern bleiben und das ist schön.«

Er führte jetzt unsern Freund dem Haupthause zu, welches alt, aber wohl erhalten, burgähnlich zwischen mehren wirtschaftlichen Nebengebäuden lag. Während

er berichtete, daß er mit zwei Töchtern allein lebe, seit er nach dem Tode seiner Frau — sie starb bald nach der Geburt der jüngsten — sich hierher zurückgezogen, hängte sich das Mädchen an unsers Freundes Arm und flüsterte ihm zu: »Fangen Sie gleich heut Abend an zu erzählen, damit Sie morgen mit mir zusammen seyn können.«

---

#### Viertes Capitel.

**U**nser Freund suchte noch am selben Abend Gelegenheit, den Herrn des Hauses über das zu befragen, was ihn einigermaßen besorgt machte. Er erzählte ihm den Vorfall mit dem Fremden und daß seine Tochter bemerkt haben wolle, wie ein Offizier ihm von ferne nachgefolgt sey.

»Seyn Sie unbekümmert,« sagte der Hausherr beruhigend; »vor Gewaltschritten der Obrigkeit sind Sie hier zu Lande sicher, gegen alle andere schützt Sie mein Haus.

Es sieht sich freilich etwas alt und wüst an und wer's nicht gewohnt ist, dem mögen die langen, finstern Gänge recht unheimlich dünken. Mir ist Alles so bequem und lieb, daß ich hier weit lieber mich aufhalte, als auf einem andern Gute, das mir zugehört. Nicht einmal diesen großen Saal mag ich theilen oder diesen Kamin, an dem wir sitzen, zumauern und durch Öfen ersetzen lassen. Es hängen zu viele frohe und traurige Erinnerungen damit zusammen und selbst die traurigen werden uns um desto lieber, je mehr man altert. Was haben wir für Unterhaltung, als unsere Erinnerungen, es sey denn, daß ein Gast zuspricht, um uns die seinigen auszutauschen?«

Die Tochter hatte sich indeß mit dem Arm auf den großen Tisch gelehnt und war eingeschlafen. Wilhelm betrachtete sie mit

Wärme. Sie erschien in der Nachlässigkeit wie ein Kind, und das heiße Lockenköpfchen auf dem blendenden Arme hatte bei den geschlossenen Augen einen noch schöneren Ausdruck.

»Sie werden die Freude an Ihren Kindern nicht vergessen wollen,« sagte er. »Ich kann mir das Vergnügen nicht groß genug denken, Vater einer solchen Tochter zu seyn.«

»Es ist so außerordentlich groß nicht,« versicherte jener, »wenigstens nicht ohne große Sorgen mitzubringen. Sie können sich von ihrer Wildheit gar keine Vorstellung machen, ob Sie gleich eine Probe davon schon erfahren haben. Den ganzen Tag schwärmt sie umher und läßt mich in der Angst. Denn ich alter Mann kann sie doch nicht hüten und auch nicht in dem öden Hause halten. Alle meine Leute aber, so treu sie mir seyn



mögen, sehen sich wohl vor, mir wider sie zu helfen. Sie hat sie alle im Garn und meist erfahre ich nicht einmal von dem, was sie angibt. Zwar fehlt's ihr nicht an Geschick, sich zu helfen und sie kommt aus den meisten Gefahren ganz gut davon. Aber doch ist sie schon öfter in Lebensgefahr gewesen und ich muß immer fürchten, sie zu verlieren. Denn wenn sie gleich die meisten Abende, so wie jetzt, einschläft, so ist sie mir doch die liebste Gesellschafterin und im Ganzen auch ein gutes Kind.«

»Das ist sie gewiß,« sagte unser Freund.

»Sehen Sie diese sorgenfreien Züge voll jugendlichen Muthes und voll Schuldlosigkeit, sie können ihr nichts Böses nachsagen.«

»Ei nein,« versetzte der Vater. »Es thut mir schon im Voraus wehe, daß ich sie mit nächstem von mir lassen soll. Ich werde

dann in meiner Einsamkeit selbst die tägliche Angst um sie mir zurückwünschen, weil sie mir die Freude machte, sie gesund wieder zu haben. Und doch muß es seyn, ja, es hätte schon früher seyn müssen. Sie hat aufgehört, als Kind zu gelten und in ihrer Einsamkeit lernt sie doch nicht, als erwachsenes Mädchen sich benehmen. Es ist nicht anders, ich muß mich entschließen; wenn ich nur sie missen könnte.«

»Ich glaubte verstanden zu haben, daß Sie zwei Töchter hätten,« sagte Wilhelm. »Eine ältere Schwester ist wohl nächst der Mutter die beste Erzieherin für das Leben und seine geselligen Ansprüche.«

»Leider,« sagte der Vater, »ist das hier nicht anwendbar. Es ist wahr, ich habe noch eine ältere Tochter, aber es wäre mir lieber, ich hätte nur diese. Wenn Sie die

Freude zu würdigen wissen, die einem Vater seine Kinder machen, so werden Sie auch leicht glauben, daß die Schmerzen über Kinder zu den bittersten gehören, die es geben mag. Ohne mir oder ihrer verstorbenen Mutter etwas Bedeutendes vorwerfen zu können, ohne daß sie selbst durch eigene Schuld uns gekränkt hätte, ist diese Tochter doch Ursache gewesen, daß ihren Eltern die schönsten Jahre verkümmert sind, Ursache an dem Tode ihrer Mutter und noch jetzt an mancher trüben Stunde ihres Vaters. Seit einigen Jahren ist sie tiefsinnig und von häufigem Weinen fast blind und gegenwärtig bei einem Arzte, der jedoch zur Herstellung ihres Gesichts wenig Hoffnung macht.«

Dem alten Manne schien es am Herzen zu liegen, seine Unglücks Geschichte von Neuem erzählen zu können, und unser Freund

nahm wegen der vorausgemeldeten Umstände Antheil daran.

»Wir hatten,« hub jener mit einem Seufzer an, »ein Mädchen im Hause, dem ich vor meiner Verheirathung zu viel nachgesehen hatte. Sie war nicht häßlich, in gewissem Sinne nicht ungebildet, aber in ihrer Denkart durchaus gemein. In den ersten Jahren meiner Ehe führte sie die Haushaltungsgeschäfte, wobei ihr denn ebenfalls manches nachgesehen wurde. Als sie aber in die Unterordnung gegen meine Frau sich nicht finden wollte und diese sie über bedeutenden Veruntreuungen ertappte, kam es dahin, daß sie aus dem Hause entfernt wurde. Ich that, was ich, ohne meine Frau zu kränken, thun konnte, um sie vor Mangel zu sichern. Dennoch zeigte sie nicht die mindeste Erkenntlichkeit, sondern ging mit

entsetzlichem Drohen aus dem Hause. — Wenige Tage darnach war unsere älteste Tochter verschwunden. Sie war damals etwa vier Jahre alt und ein reizendes Kind. Noch jetzt hat sie Spuren von der ihr angeborenen Schönheit, aber damals war sie die Bewunderung aller, die sie sahen. Ich will Ihnen unser Entsetzen, unser Nachforschen, unsere Vermuthungen nicht zu malen suchen. Wir dachten wohl an die Haushälterin; aber der Raub eines Kindes erschien uns doch eine zu teuflische, auch zu unbequeme Rache. Es war uns glaublicher, daß unsere Kleine in den See gestürzt sey. Jahre lang erinnerten wir uns ihrer, so oft wir das Wasser oder ein schönes Kind sahen. Einige folgende Kinder starben früh und unser Schmerz blieb derselbe. Zuletzt kam jene da und wir hatten wenigstens den Trost,



den Vater- und Mutternamen wieder nennen zu hören, und nicht die Zeit, sondern das Heranwachsen unserer Tochter machte unsern Schmerz gelinder. Sie mag ihre Wildheit zum Theil wohl unserer zu nachsichtigen Liebe zur Last legen dürfen.«

»Es sind bald vier Jahre, als diese an einem gelinden Wintertage über den See fuhr nach einer Stelle, wo sie besonders gern ist. Wie sie aussteigt, kommt ein altes Weib mit einem kranken Frauenzimmer auf sie zu und sagt ihr, dieses sey ihre Schwester und sie solle dieselbe eilig zu ihren Eltern bringen. Das Weib will sich hierauf entfernen. Aber das Schreien unserer Emma zieht die Bedienten herbei, die wir ihr allezeit am Ufer folgen ließen. Diese setzen der Alten nach und brachten sie zugleich mit unserer Tochter hierher. Stellen

Sie sich vor, wie uns war, da wir unser Kind wiederfanden, zum Tode krank, abgezehrt vor Hunger und, ich muß es hinzusetzen, hoch schwanger. Indem ich in der Alten die weggelaufene Haushälterin erkannte, hätte ich sie im ersten Zorne in's Wasser geworfen, wenn nicht meine Frau mich gehindert hätte. Wir erfuhren von ihr, daß sie mit unserm Kinde sich in der Welt herumgetrieben. Als aber die Schwangerschaft gegen das Ende wegen der Krankheit bedenklich wurde, wollte das teuflische Weib sie verlassen und es bedurfte der flehentlichsten Bitten, daß sie sich entschloß, die Unglückliche nach ihren Eltern zurückzubringen.«

»Wir nahmen unser Kind mit dem Schmerz auf, den Sie natürlich finden werden, aber auch mit aller Liebe, die sie so lange entbehrt hatte. Die Niederkunft er-

folgte bald. Das Kind starb und nun zeigte sich ein unzweifelhafter Wahnsinn. Meine Frau unterlag den angreifenden Schmerzen; aber meine unglückliche Tochter schien von ihrem Tode nichts zu empfinden und verlangte nur nach ihrem Kinde, das doch Niemand bringen konnte. Endlich urtheilte ein Better von uns, daß sie vielleicht ein fremdes Kind für ihr eigenes ansehen werde, wenn es nur etwas ähnlich sey. Er brachte auch bald eines herbei. Wenn ich ihm nicht Unrecht thue, so war es eines von ihm selbst; denn der Knabe sah ihm auffallend ähnlich, nur daß des Kindes Augen braun waren. Sonst stimmte das blonde Haar, die freie Stirn, das kecke Auge, die Nase, kurz, Alles für die Vermuthung. Aber desto besser gefiel mir die Auskunft. Und sie schien zu glücken. Die Unglückliche hängt sich an

das Kind mit aller Leidenschaft, sie schien nur für dieses eine Wesen Sinn zu haben.«

»Aber das Schicksal hat sie nicht schonen wollen. Es ist etwas über zwei Jahre, als die Anstifterin des Unglücks Gelegenheit fand, aus ihrer Haft zu entkommen und am selben Tage war auch das Kind verschwunden. Meine Nachforschungen waren ganz vergebens. Meine arme Tochter fiel in tiefere Schwermuth zurück und weinte so unaufhörlich, daß ihre Augen nunmehr erblindet sind.«

Die Schlafende war über den letzten Reden wach geworden und hatte sich ermuntert. »Ich glaube,« sagte sie, »der Vater ist wieder an der Erzählung seiner Unglücksfälle. Sie hätten das nicht leiden sollen, mein Herr; ich bat Sie ja, selbst zu erzählen. Hatten Sie das vergessen? Aber es

ist schon spät. Wir werden müssen schlafen gehen. Kommen Sie, ich will Ihnen Ihr Zimmer zeigen und stehen Sie morgen hübsch früh auf, wenn ich Sie wecken lasse.«

---



## Fünftes Capitel.

---

Ein wiederholtes Klopfen weckte unsern Freund am andern Morgen aus dem Schlafe. Als er sich ermunterte und antwortete, sah ein Diener durch die Thür und sagte: »Fräulein Emma läßt Sie bitten, etwas zu eilen. Sie wartet schon, um mit Ihnen einen Spazierritt zu machen.«

Er warf sich in die Kleider und eilte hinunter. »Sie schlafen erschrecklich lange,« rief sie ihm von einem kleinen weißen Rößlein entgegen; »ich bin vom Warten schon

fast kalt geworden. Machen Sie nur geschwind, daß man wieder warm wird.«

»Gern,« versetzte er; »aber ich habe noch Ihren Herrn Vater nicht begrüßt. Was wird er sagen, wenn sein Gast ihn ohne Abschied verlassen hat?«

»Er schläft noch lange,« antwortete sie, »und Sie kommen ja wieder. Machen Sie doch voran.« Sie trieb vor Ungeduld ihr Pferd zum Springen. Wilhelm gab nach, da auch der Diener, welcher ihm sein Pferd vorführte, versicherte, daß der Vater nicht ungehalten seyn werde. Die Wahrheit zu sagen, fühlte er selbst starke Neigung zu der angebotenen Parthie. Der herbstliche Nebel dampfte über dem See in der Frühsonne gar zu schön und seine Begleiterin erschien ihm in der halb männlichen Kleidung noch reizender, als am Tage zuvor. Sie

hatte eine Art von Husarenwams mit vielen Knöpfen und Schnüren um die Brust und das lockige Köpfschen sah anmuthig feck aus der Verkleidung.

Als sie kaum aus dem Thore geritten waren, sagte sie: »Ich will Ihnen sagen, was meine Meinung ist. Wir wollen einen Wettlauf machen. Gestern, da ich Sie gegen das Wasser herunterkommen sah, ritten Sie so bedächtigt, daß ich doch sehen muß, wer von uns es am besten kann.«

»Sehen Sie sich vor,« sagte er bedenklich. »Sie könnten Schaden nehmen und ich käme in Verlegenheit, wie ich mich vor Ihrem Herrn Vater rechtfertigen sollte.«

»Ei,« sagte sie, »reite ich denn so ungeschickt? Aber Sie sind bange und nun müssen Sie es durchaus thun.«

Sie trieb und neckte so lange, bis er

einwilligte. Die Straße war eben und breit und im Nothfall tröstete er sich, daß ihr Pferdchen nicht hoch sey.

Anfangs gewann sie einen Vorsprung, weil er noch ihretwegen ängstlich war, vielleicht auch, weil er sie gern in ihrem leichten Anstande vor sich hineilen sah. Da sie aber in ihrem Uebermuthe lachte und mit den Fingern schnickte, griff er sich etwas mehr an, holte sie ungeachtet ihres doppelten Treibens ein und sprengte mit einem neckenden Grusse an ihr vorüber. Dann wendete er sich um und ritt ihr lächelnd wieder entgegen. »Sie reiten wirklich brav!« sagte er.

»Das ist zu viel Spott,« versetzte sie erhitzt; »Ihr Pferd ist größer. Wir wollen tauschen und dann sehen, ob Sie wieder vorauskommen.«

»Nein,« sagte er, »das könnte Unglück

geben. Mein Pferd hat seit lange keinen fremden Reiter getragen.«

»Es wird ja keiner aus des Freiherrn von Fouqué Stalle seyn,« versetzte sie. »Steigen Sie nur ab, wir wollen es probiren.«

Er weigerte sich noch, aber sie fuhr fort, zu bitten und zu dringen. Endlich hob er sie auf den Sattel und leitete das Pferd vorsichtig am Zügel.

»Es geht ja wie ein Lamm,« sagte sie. »Nun nur den Zügel her, ich getraue mir's schon.« Ehe er noch antworten konnte, hatte sie den Zügel ihm aus der Hand gezogen und fing an, ganz kunstgerecht zu probiren, was sie mit dem Pferde wagen dürfe. Als es sich lenksam zeigte, rief sie: »Nun gilt's!« und jagte im selben Augenblicke voraus. Unser Freund erschrak und wollte nach, um



Unglück zu verhüten. Aber sein Pferdchen, das die größere Schwere und die Sporen nicht gewohnt war, wurde ungeberdig und wollte nicht folgen. Er war einen Augenblick um das wilde Mädchen in tödtlicher Angst, besann sich aber noch bald genug und rief sein Pferd durch Pfeifen an. Es stand still, er sprang ab und führte den Zelter am Zügel nach.

»Warum wollen Sie nicht?« sagte sie. Er gab ihr die Ursache an. »Daran hatte ich nicht gedacht,« versetzte sie, »mein Pferdchen hat doch keinen Schaden genommen? Es ist mir herzlich leid, daß ich das Ihre lassen muß; aber nehmen Sie's nur wieder.«

Als sie von Neuem getauscht hatten, sagte sie: »Wie schön muß es seyn, so durch die Welt zu ziehen. Ich kann mir kein anmuthigeres Leben denken, als jeden Morgen

zu Pferde steigen, immer auf andern Wegen reiten, an andern Orten frühstücken und essen, andere Menschen sehen und erzählen hören, überall sie necken und wie der Wind fort seyn. Wenn es der Vater erlaubte, ich ritte mit Ihnen fort und käme dann etwa nach Jahren für einige Zeit wieder, um ihm zu erzählen. Aber nicht für immer, fort müßte ich wieder. Hätten Sie wohl Lust, mit mir zu reisen?«

»Gewiß,« sagte er, »wenn Ihr Herr Vater es je zugestehen könnte. Aber Sie wissen, wie theuer Sie ihm sind und wie freudlos er ohne Sie leben müßte. Darum werden Sie Ihren Wunsch gewiß gern ihm verbergen. Und ich kann Ihnen zur Beruhigung sagen, daß auch das Umherziehen seine Unbequemlichkeiten hat, die zuletzt Jeden nach einer ruhigen Heimath begierig machen.«

»Eine schöne Beruhigung!« rief sie lachend, »als wenn ich's nicht gesagt hätte, daß ich eben nach solchen Unbequemlichkeiten verlange. Der Vater weiß es auch schon längst.«

»Es würde mir Unrecht scheinen,« versetzte er, »wenn Sie ihn damit betrüben wollten.«

»Unrecht möcht' es dann seyn,« antwortete sie, »wenn ich's ihm verschwiege.«

»Vielleicht haben Sie Recht,« sagte er. »Aber er erzählte mir gestern, daß er eine Tochter lange so in der Fremde gewußt habe, die endlich wieder zu ihm gekommen. Denken Sie sich seine Angst, wenn er auch Sie in der Fremde wüßte. Sie werden wohl wissen, wie viel schwieriger eine solche Lebensweise einem Frauenzimmer wird, als einem Manne.«

»Nun gemäch,« rief sie, »darnach ein jedes sich zu helfen weiß. Meine Schwester kam als kleines Kind fort, das war etwas ganz anderes. Aber ich muß Ihnen doch die Stelle zeigen, wo ich sie wiederfand. Sie ist hier nahe bei.«

Sie ritt gegen das Wasser zu, von der Straße ab, und hielt auf einem mit einzelnen Eichen besetzten Rasen an. »Sehen Sie, hier war's. Aber bringen Sie den Vater nicht wieder auf die Geschichte; sie macht ihn jedesmal trauriger, als er es vor Fremden merken läßt. Lassen Sie uns zurückreiten; er wird wohl schon warten.«

Auf dem Rückwege sagte sie: »Wenn ich doch nur einmal dahin käme, nicht alle Wege zwei Mal machen zu müssen. Das ist das Schöne bei Reisen, daß man immer auf andern Wegen ist, immer zu andern

Thoren herausseilt. Hier ist mir alles so bekannt. Ich hasse alles, was immer einbleibt und darum habe ich die Menschen so gern, weil die doch nicht alle Tage einerlei sind.«

»Vielleicht,« sagte Wilhelm, »entschließt sich Ihr Herr Vater, Sie auf einige Zeit von sich zu entfernen, um Ihnen weiblichen Umgang zu verschaffen.«

»Nein,« sagte sie, »darüber spricht er mit jedem Fremden und es bleibt alles, wie es ist. Und die Wahrheit zu sagen, liegt mir an dem Umgange mit andern Mädchen nicht viel; ich habe die Männer lieber.«

»So?« sagte Wilhelm lachend, »und haben vielleicht einen darunter ganz besonders lieb.«

»Nun einen muß ich doch am liebsten haben,« sagte sie, »was das für eine Frage



ist. Aber es fällt mir ein, Sie müssen ihn auch sehen. Wir wollen gleich heute hinschiffen. Sehen Sie drüben die Pappeln hinter dem Gebüsch? und das Landhaus mit den grünen Fensterblenden? Da wohnt er seit dem Frühlinge. Sie sollen selbst sagen, ob Sie je einen schöneren Mann gesehen haben, nußbraune Augen, mit einem Blicke so schelmisch und so treu, man möchte sie immer ansehen, und das ovale Gesicht, und alles an ihm so behende, so schlank und doch so kräftig. Gewiß, Sie müssen ihn sehen.«

»Sie wissen, Liebe, ich denke heut weiter,« sagte er, »und wir wissen doch nicht, ob ihm mein Besuch lieb ist.«

»Ei, ohne Frage,« sagte sie. »Er ist ein Maler und ich habe ihn sagen hören, daß er um ein schönes Gesicht wohl drei Tage weit reisen wolle. Er versteht auch

die Menschen zu malen ganz vortrefflich. In den andern Dingen, sagt er, sey er schwächer und hat vom Vater eben darum das Sommerhaus drüben gemiethet, damit er sich auch in Naturschilderungen übe. Er schätzt sie allein nicht hoch, meint aber, als Rahmen zu den Gestalten wollten sie auch ihren Fleiß. Doch von dem Allen wird er Ihnen bald selbst genug erzählen. Wie wird er sich freuen, wenn ich Sie bringe.«

»Wenn Sie das wirklich glauben,« sagte Wilhelm, »so ist mir's selbst lieb, daß Sie mich mit ihm bekannt machen wollen. Ich zähle mich ebenfalls zu den Künstlern und suche die Geistesverwandten gern auf.«

»Dacht' ich's doch gestern schon,« sprach sie, »daß Sie ein Künstler wären. Es fiel mir gleich ein, als ich Sie am Berge reiten sah und es lag mir nachher immer im Sinne, so

oft Sie etwas sprachen oder thaten.« —  
 »Beobachten Sie so scharf?« fragte Wilhelm lächelnd, »man sollte sich vor Ihnen mehr in Acht nehmen. Was brachte Sie denn auf die Vermuthung?«

»Allerlei,« versetzte sie. »Wären Sie ein Kaufmann, der in Geschäften reiset, so hätten Sie den Weg nicht verlassen. Wären Sie ein Ökonom, so hätten Sie auf die Äcker und Wiesen gesehen. Daß Sie kein Beamter waren, sah ich Ihnen an den Augen. Was konnten Sie sonst noch seyn, das zu Ihrem Äußeren gepaßt hätte? Ludolph sagte einmal, ein Künstler habe auf der Reise das wenigste Gepäck und die wenigste Sorge; das paßte wieder beides auf Sie. Und Sie sind ihm auch in manchen Stücken wie ein Bruder ähnlich, aber in einigen auch wieder nicht. Die rein klin-

gende Stimme, das Treue im Auge, das dunkle, krausliche Haar, die sorgenfreie Stirn, die Größe, das Alter haben Sie mit ihm überein. Aber nicht den Schelm im Blick und nicht das Bewegliche und auch wieder nicht das Sinnende.«

»Sie machen mich neugierig,« sagte unser Freund, den der Name Ludolf aufmerksam machte und die ganze Schilderung begierig auf eine nähere Bekanntschaft.

»Bewohnt er das Haus allein?«

»Mit seinen Burschen und Bildern,« sagte sie, »aber er hat viel Besuch. Doch nun lassen Sie das Fragen, ich kann das Antworten auf die Dauer nicht aushalten. Geben Sie mir einen Vorsprung. Wir wollen noch einmal versuchen, wer zuerst in's Thor kommt.« Damit war das wilde Mädchen schon voraus. Er machte ihr die

Freude, zurückzubleiben und kam, scheinbar sich anstrengend, kurz nach ihr auf den Hof. Der Vater saß unter einem Baume bei dem Kaffee und statt zu schmälen, wie Wilhelm erwartet hatte, lachte er herzlich über den Sieg seiner Tochter. Sie erzählte die verschiedenen Wettrennen umständlich. »Aber ich glaube fast,« sagte er, »der Herr hat Dich zuletzt absichtlich gewinnen lassen.«

»Nicht doch,« sagte sie, »sehen Sie nur, wie er schwitzt. Aber ich will unser Morgenbrot hier herausbringen. In's Haus gehen wir doch wohl nicht erst zurück.«

»Wohin soll's denn nun schon wieder?« fragte der Alte.

»Zu Ludolf,« sagte sie; »wollen Sie mit?«

»Ei nein,« rief ihr der Vater nach. »Sehen Sie,« fuhr er gegen seinen Gast



fort, »so treibt sie's immer: was soll man dagegen machen?«

Wilhelm wußte nun schon, daß es ihm mit diesen Beschwerdeführungen kein rechter Ernst sey, oder wenn auch dies, daß er doch nicht die Kraft habe, seinen Willen gegen den seines Lieblings durchzusetzen. Statt also dem Vater in das Lieblingsthema schwacher Eltern hineinzuhelfen, welche überaus gern auf ihre Kinder schmälen, um wenigstens damit ihrem Gewissen ein Genüge zu thun, antwortete er: »Das Beste scheint mir, daß Sie selbst mitmachen, so weit es Ihre Jahre erlauben. Gewähren Sie Ihrer Tochter und mir das Vergnügen, uns zu dem Herrn drüben hinzubegleiten.«

»Mir ist nicht wohler, als zu Hause,« sagte der Vater. »Entschuldigen Sie mich, ich bin nicht gewohnt, mich von hier zu ent-

fernen. Es kann manch ein Jahr vergehen, daß ich nicht an's jenseitige Ufer komme. Es wird Ihnen kaum glaublich dünken, aber ich bin es einmal so gewohnt.«

Wilhelm wußte vor Verwunderung nicht, was er antworten sollte. Durch seine langen, häufigen Ortsveränderungen waren ihm die bedeutendsten Reisen gleichgültiger geworden, als diesem Manne eine Bewegung, wie sie der Gebrechlichste noch gern sich macht. Gleichwohl sah man ihn nicht ungesund. Er fuhr fort, zuzureden und die Tochter, die zurückkam, unterstützte ihn bestens.

»Kind,« sagte er, »ich bin's ja zufrieden, schiffe nur mit unserm Gast hinüber. Nur laß mich in meiner Ruhe. Ich will Euch hier erwarten. Wozu sollten wir das große Boot in's Wasser ziehen? Und ich müßte mich umkleiden, und so manche Be-

fehle geben.« — Das kluge Mädchen merkte, daß er anfangs zu weichen und fuhr fort, seine Bedenklichkeiten zu beschwichtigen. Da aber damit allein nichts gewonnen wurde, faßte sie sich kürzer, befahl den Leuten, ohne Weiteres das größere Boot herzuschaffen und lud nun den Vater ein, wie er da sey, einzusteigen. Er ließ sich's gefallen und war kaum auf dem Wasser, als er selbst das Verlangen äußerte, nach so vielen Monaten sein Haus am andern Ufer zu sehen.

---

## Sechstes Kapitel.

---

Man hatte die Schiffenden vom jenseitigen Ufer her bemerkt. Das Landhaus lag an der Absenkung eines Hügel, und die Obst- und Weingärten, welche dazu gehörten, erstreckten sich bis an den See. Ein wohlgekleideter Bursche kam herbeigesprungen durch den breiten Gang. Seine farbigen Hände zeigten sein Geschäft. Er half das Boot am Ufer befestigen und erzählte überdem, daß sein Herr, der Maler, mit einem Fremden ausgeritten sey, aber gewiß bald zurückkehren werde.

Der alte Herr that, als ob er Lust habe, umzukehren, aber seine Tochter achtete nicht sonderlich darauf. Sie befahl dem Diener, die Gäste in's Haus zu führen, während sie selbst mit dem, der sie herübergesteuert hatte, frisches Obst von den Bäumen pflücke. Alle Äste waren reich damit versehen und die ganze Aussicht war so freundlich, daß Wilhelm sich nicht enthalten konnte zu bemerken: der Maler habe sich schon in der Wahl seines Aufenthaltes als Künstler bewiesen, aber es sey ihm unerklärlich, wie der eigentliche Besitzer diesen anmuthigen Wohnsitz gegen die alten, weitläufigen und schon durch die nahe Waldumgebung düsteren Gebäude auf der andern Seite habe verschmähen können.

Indeß der Vater manches darauf zu seiner Entschuldigung bemerkte, was alles auf



seine Vorliebe für eine wirthliche Beschränktheit hinaus kam, gelangten sie in den gepflasterten Hof des artigen mit Pappeln umgebenen Landhauses, wo der Alte die zur Seite aufgeführten Stallgebäude besichtigte, und sich mit der Unterhaltung derselben zufrieden erklärte. Eben so nahm er die Zimmer des unteren Stockes in Augenschein, ehe er in den zweiten hinauffstieg, wo der Maler wohnte. Ein sehr geräumiges Zimmer, das fast die ganze dem See zugekehrte Seite einnahm; war die Werkstätte des Meisters. Frische Knaben waren mit Farbenreiben beschäftigt und der behülfliche Diener, nachdem er die Gäste zum Sitzen eingeladen und einige Flaschen Wein herbeigeschafft hatte, gab sich als Aufseher zu ihnen.

Verschiedene Gemälde waren fertig und in guter Beleuchtung aufgehängt, die Figuren

fast in Lebensgröße. Wilhelm betrachtete sie aufmerksam. Er mußte den Maler als einen geistreichen Künstler anerkennen. Besonders aber zog ihn ein Bild an, das mit vorzüglichem Fleiße ausgeführt war, und nach Gegenstand und Größe zu einem Altarblatte bestimmt schien. Die Gegend stellte das Ufer einer bewegten See vor und man erkannte darin eine Nachahmung der Natur. Im Hintergrunde zur Linken scheint ein Schiff mit dem Untergange zu kämpfen, von der unter Sturmwolken durchblickenden Sonne beleuchtet. Nach der Rechten des Betrachtenden erscheint das Wasser etwas ruhiger. Ein steiles Ufer begränzt es. Weiße Blumen stehen auf dem Rasen. Ein liebliches Kind ist dabei eingeschlafen. Es hat eine gepflückte Blume in dem einen Händchen und berührt mit dem andern noch lose die näch-

sten. Vor ihm steht der Weltheiland. Er hat sich etwas vorgeneigt und die Arme ausgebreitet, um es aufzuheben. In seinen Augen drückt sich unbeschreibliche Liebe aus. Maria Magdalena steht nicht weit von ihm. Sie blickt ihn an und scheint den Wieder- glanz seiner göttlichen Milde zu spiegeln. Petrus dagegen, der allein von den Aposteln gegenwärtig ist, sieht unter einer unmuthigen Stirne weg zu dem Schiffe hinaus. Er scheint über das Schicksal der Menschen zu zürnen und nicht begreifen zu können, weshalb sein Meister die Vielen in der Todes- gefahr lasse, und nur das Kind zu retten suche. Ein ganzer Haufe, Gemeinheit oder Leidenschaft in den Zügen, steht links im Vordergrunde und deutet es in Mienen und Geberden an, daß ihm der eine wie der andere Auftritt nur als Stoff für Neugier und

Geschwätz diene. — Es war nicht die wirklich treffliche Ausführung aller Haupttheile des Bildes, welche unsern Freund davor fest hielt, sondern ein Umstand, der ihn überraschte und auf's lebhafteste in die Vergangenheit zurückführte. Die Maria Magdalena hatte eine ganz unverkennbare Ähnlichkeit mit der Gräfin.

Er stand noch in Nachdenken darüber, als Emma hereinkam mit einem Körbchen voll ausgewählter Früchte. Sie stellte sie vor ihren Vater und trat zu ihm. »Sehen Sie,« sagte sie, »da haben Sie unsern Maler,« und deutete dabei auf den Kopf des Petrus. Wilhelm faßte diesen jetzt näher in's Auge. Der Apostel war nicht nach der herkömmlichen Überlieferung der Malerschulen, sondern mit größerer Treue gegen die Geschichte als ein noch junger Mann darge-

stellt. Der trefflich gebildete Kopf und die ganze Haltung deuteten auf Ernst und Lebendigkeit; aber in den lichtbraunen Augen, so finster sie blickten, fand man den Grund von Wohlwollen und Treue, welche den ersten unter den Jüngern unterscheiden. Aber das Geplauder des lebhaften Mädchens störte ihn. Sie fing an, das Bild und sein Original Stück für Stück zu vergleichen, so daß er ungeduldig auf das krause Zwickelbärtchen zeigte, das dem Apostel freilich so wenig als der Schlüssel fehlte, und fragte: ob denn Ihr Freund auch solch einen Bart habe. »Welche Frage?« sagte sie neckend. »Er ist fürwahr der schönste Blaubart, den ich kenne, so gewiß er, wenn er sich nicht barbirte, der schönste Schwarzbart wäre, nur daß man dann das schöne Kinn nicht sähe.«

Man hörte ein Paar Reiter an's Haus



Kommen und absteigen, und bald darauf trat der Maler mit einem andern Herrn ein, der, ungeachtet er etwas weniges verwachsen war, durch eine geistreiche Freundlichkeit und Sicherheit des Anstandes sogleich für sich einnahm. Wilhelm erkannte in jenem auf den ersten Blick den Petrus des Gemäldes. Dieser faßte seinerseits Wilhelms Gestalt sogleich als Künstler in sein lichtbraunes Auge und begrüßte ihn herzlich, so wie Emma mit einer anständigen Zutraulichkeit. Er stellte den Fremden als einen Herrn von Junius vor, einen Naturforscher, »wie wenige,« sagte er, dem er außerordentlich viel verdanke. — Sie Beide, fügte er sogleich an, verhielten sich zu einander wie Tiefe und Oberfläche, und zerrten einander an unzerreißlichen Stricken, wie im steten Streite in die gesunde Mitte, welche Jeder anerkenne, ohne

sein Extrem verlassen zu wollen. — Er bemerkte jetzt Emma's Vater, der Anstalt machte, aufzustehen. Er schlug die Hände zusammen vor Verwunderung, lief auf ihn zu, drückte ihn auf den Lehnstuhl zurück und rief: »Wie ist's möglich, daß wir Sie hier sehen? Kommt hierher, Freunde, und setzt Euch in die Runde, hier um den Hausherrn. Es ist schicklich, daß ich in seiner Gegenwart den Diener mache.« Sunius setzte sich neben den Greis und Beide beklagten sich über Vernachlässigung und wenige Besuche, wo denn Jeder sich mit üblichen Entschuldigungen von allen Vorwürfen zu reinigen suchte. »Nun, Ihr Herren,« rief Ludolf, »gesteht es nur gegenseitig ein, daß der Eine dieselbe Natur hat, wie der Andere, das heißt, so weit es Euren Streit betrifft. Keiner will gern vom Hause. Dich, Sunius, muß man

mit Gewalt fortreißen, und Sie, lieber Freund, müssen wohl durch List hierher gebracht seyn. Aber, wenn Ihr Euch Beide gern seht, wie ich das weiß, und Keiner die volle anderthalb Stunden bis zu dem Andern machen darf, so macht doch Beide die Hälfte und kommt hierher zusammen. Das, sehen wir jetzt, ist doch keine Unmöglichkeit.«

Unter Neckten und Scherzen wurden Beide zu dem Versprechen gebracht, dem Vorschlage zu folgen. »Nun,« sagte Emma, »der Vater hat alles gethan, was in seinen Kräften stand, ein solches Versprechen zu geben. Nun dringt nicht weiter in ihn, mehr kann er nicht thun, wer fordern wollte, daß er's auch hielte, der wäre starkgläubig und unbillig. Den Herrn von Junius hat unser Ludolf zu solchen Strapazen gebracht, daß er die weiten Reisen hierher thut, sonst

würde ich von ihm dasselbe sagen.« — »Du unartiges Kind,« sagte der Vater, »bin ich nicht jetzt hier? Und warum sollte ich nicht öfter kommen können?«

»Ja, Vater,« sagte sie, »das möchte ich selbst wissen, und ich will Sie künftig so oft darum fragen, bis Sie mir Auskunft geben. Denn es ist wirklich eine schwere Sache mit der Antwort.«

Im Verfolge des heiteren Gesprächs, erzählte Ludolf, wie oft er sich mit Junius streite. Meister meinte, der Streit werde so arg nicht seyn. Wo zwei Menschen in der Anerkennung der Natur so zusammenträfen, wie ein Naturforscher und ein Meister, da könne die Einigung nicht schwer fallen.

»Das,« sagte der Naturforscher, »sind eben die Stricke, von denen er redet.«

»Und doch,« setzte der Maler hinzu, »wenn ich unter seine Flaschen, Pulver, Maschinen, Instrumente, Modelle, Präparate und so weiter komme, so ärgere ich mich jedes Mal von neuem. Ich kann den Anblick nicht ertragen, und es gibt Zanf. Aber in jeder Woche einige Male muß ich doch hin, um ihn aus dem zauberischen Krame, der seinen Beschwörer selbst festbannt, heraus zu langen und hierher zu bringen. Aber länger, als bis zum Abend, bleibt er nie; er ist den dunkeln Gewalten verfallen, und es zieht ihn mit unwiderstehlicher Kraft zu ihnen zurück. Nur dieses Mal, Junius, müßt Ihr bleiben.«

Der Naturforscher antwortete bloß mit einem Lächeln. »Ich weiß wohl, was Ihr denkt,« fuhr Rudolf fort. »Wenn Ihr so freundlich sehet, so bedeutet das immer ein



Nein.« — »Wirklich muß ich dieses Mal vor Abend zu Haus,« sagte Junius. »Ihr habt mich gerade in einer langer Ausrechnung gestört.«

»Stopft nur erst Eure Pfeife, ehe Ihr vom Weggehen redet,« sagte Ludolf. »Ich will indeß Spafes halber erzählen,« wandte er sich gegen die Andern, »wie er's macht, wenn er mich zu sich einladet. So oft es ihm in seiner bunten Wirthschaft zu kraus wird, so schreibt er, was ihm einfällt, auf ein Stück Papier, dreieckig oder viereckig, wie er's findet. Damit muß denn sein Reitknecht zu mir her. Ich läugne nicht, daß ich mich freue, so oft er kommt, und den Pinsel auschnippe. Dann les' ich lachend, was er geschrieben hat, ob ich's gleich ohne seine Erklärung die wenigsten Male verstehe, setze mich auf und trabe zu ihm, um ihn

aus dem Brunnen heraus zu ziehen. Kann ich's aber gar nicht machen, weil ich gerade in voller Arbeit bin, so male ich ihm auf ein Papier das Profil des Gesichts, an dem ich arbeite, und das ist die Nachricht, daß er kommen muß.«

»Die Wahrheit ist,« sagte Junius, »wenn ich einen Gedanken habe, der vielleicht auch ihn interessirt, oder worüber ich seine Meinung hören möchte, so schreibe ich ihn auf einen Zettel. Sobald ich dann mit einem Experimente zu Ende komme, so greife ich nach diesem und schicke meinen Burschen damit fort, als einer Nachricht, daß ich Muße habe. Kann er dann nicht und malt seine Nase mit Augen hin, so halte ich's für billig, daß ich zu ihm komme, sobald ich frei geworden.«

»Dort hängen Eure Zettel alle an ei-

nem Faden,« sagte der Maler, »es fehlt keiner.«

Der Naturforscher hatte seine Pfeife gestopft und ging nach dem Zettelfaden, um einen Bideboß abzureißen. Aber der Maler griff ihm in den Arm. »Daß Ihr's nicht thut,« rief er, »es ist meine einzige Naturaliensammlung. Ich schaffe Euch ander Papier!« Da er so eilig nichts finden konnte, riß er einen großen Bogen Königspapier durch und sagte: »nehmt!«

---

## S i e b e n t e s   K a p i t e l .

---

Nach dem Mittagessen entschuldigte sich Emma's Vater, daß er gewohnt sey, zu ruhen. Er hatte sich eine mit allem Nöthigen versehene Stube in dem Hause vorbehalten, die er jetzt ein Mal nach Jahren auf eine Stunde benutzen wollte. Die Übrigen gingen in den Garten. Aber die lebhafteste Emma verlangte schon wieder nach Abwechslung. Wilhelm erbat sich Schreibzeug, um an seinen Freund Coucy seinen Aufenthalt zu melden. Er erwähnte im Allgemeinen

der Fragen und Mittheilungen, welche ihm der Fremde auf dem Wege gemacht hatte, und seiner Zufriedenheit mit den Menschen, in deren Kreise er sich besinde. Als er fertig war, kehrte er in den Garten zurück, um den Brief an Ludolf zur Bestellung abzugeben. Er fand diesen allein; denn Emma hatte durchaus schiffen wollen, und wie sie keinen andern Gefährten bekommen konnte, den Naturforscher eingeladen, der dazu bereit war. Es freute unsern Freund die Gelegenheit, den Maler allein zu sprechen; er war sehr begierig, zu hören, wie dieser die Gräfin habe kennen lernen. Überhaupt zog ihn die geistreiche Lebhaftigkeit des jungen Mannes vorzüglich stark an. Dasselbe Verlangen einer Annäherung mußte dieser fühlen. Denn er kam ihm mit den Worten entgegen: »Schön, daß Sie bereits fertig



geworden sind. Sie finden mich allein. Nun können wir eine Weile uns ungehindert besprechen. Zum rechten Gespräche sind zwei immer die beste Zahl. Dort die Rasenbank läßt uns unsere Schiffer sehen und fast die ganze Ausdehnung des See's.«

Wilhelm übergab ihm den Brief und fragte, ob er bald und sicher besorgt werden könne? In Ludolf's Mienen äußerte sich die lebhafteste Überraschung, seine Augen sahen fest auf den Brief, dann auf Meistern. »Ich überbringe ihn selbst,« sagte er.

»Nicht doch,« versetzte Wilhelm, »wenn Sie nicht andere Gründe zu der Reise haben. Dieser Brief enthält die Anzeige, wo ich zu finden bin, und ich habe mir die Freiheit genommen, Ihren Namen und Aufenthalt dabei zu nennen. Mein Freund wird vermuthlich nicht lange auf sich warten lassen.«

»Er kommt!« rief Ludolf auffspringend, »hierher wird er kommen, und so bald! O, seyn Sie tausend Mal bedankt für den Einfall, daß Sie ihn hierher beschieden. Aber ist er's auch ganz gewiß?« — Er sah die Aufschrift des Briefes wieder an. »Ja, er ist's,« sagte er. »Ich soll den Mann wiedersehen, dem ich mehr verdanke, als ich's Ihnen auszudrücken vermag, der mir zuerst Unabhängigkeit im Äußern und Innern gab, dessen ich Tag für Tag mit der herzlichsten Verehrung gedenke. Und Sie sind sein Freund, Sie habe ich schon hier als Bürgen für ihn, Sie bleiben bei mir, bis er kommt. Nicht doch, Sie versprechen mir's, daß Sie bleiben? Ich kann Sie wahrlich nicht lassen.«

Dieses und noch vieles Andere sagte der lebendige Künstler so schnell hinter einander und zeigte dabei, indem er bald sich

wieder setzte und seines Gastes Hände ergriff, bald von neuem aufsprang, um seine Freude leichter ausdrücken zu können, eine solche Aufwallung, daß Meister jede Antwort verschob und bloß mit den Augen seine Theilnahme aussprach. Endlich sagte Ludolf: »Mein Bursche soll sogleich satteln und den Brief als Bote selbst überbringen. Es ist so gar weit nicht. Ich schreibe auch, Sie erlauben es wohl, wir müssen es abmachen, ehe die Andern wieder da sind.«

Er lief in das Haus und bald darauf kam sein Diener hervor, um das Reitpferd zu satteln. Wilhelm überdachte indeß, ob er das Anerbieten des Malers annehmen und bei ihm bleiben, oder ob er wieder über den See zurückziehen sollte. Er entschied sich für jenes. Seine Neugier war mehrfach aufgeregert, und auch ohne sie hätte ihn Ludolf

anziehen müssen. Emma hoffte er täglich zu sehen, da ihre lebhafteste Unbefangenheit ihn reizte, und dabei von den Kreuz- und Quersügen frei zu bleiben, mit denen sie nicht bloß gedroht, sondern schon angefangen hatte. Er liebte zwar den Wechsel, aber in diesem eine gewisse Ruhe, die seine Seele für ihre Stimmung bedurfte.

Es währte lange, ehe der Maler mit seinem Briefe fertig war und den wartenden Boten abfertigte. »Es ist ein Unglück für uns Maler,« sagte er, »daß wir so wenig Anlaß haben, uns im Aufzeichnen unsrer Gedanken zu üben. Wie leicht würde ich das gesagt haben, was ich mit so vieler Mühe auf's Papier brachte. Darüber ist uns nun die schöne Zeit verloren. Doch was klag' ich jetzt? Ich werde ihm ja bald mündlich alles besser sagen können, ich werde

ihn fragen, ob ich weiter gekommen, ob er mit meinem Streben zufrieden ist, und wenn Er das sagte, ja da wollte ich's glauben. Aber, lieber Meister, erzählen Sie mir doch von ihm und Ihnen, wir sind noch ungestört.«

»Bald,« versetzte Wilhelm, »denn ich bleibe bei Ihnen. Aber jetzt kommen die Andern.«

»Was ist Ihnen, Ludolf?« rief Emma aus dem anlandenden Kahne herüber. »Sie haben uns ganz neugierig gemacht. Erst fochten Sie mit den Armen und geberdeten sich wie ein Berzückter, der von Herrn Meister nicht loskommen könne, dann liefen Sie von ihm fort in's Haus, und er ging mit untereinandergeschlagenen Armen allein auf und ab, als ob Sie sich gezanft hätten. Nun sehen Sie ihm wieder ganz verliebt in



die Augen.« — »Er kommt,« rief Ludolf, mehr gegen Junius als gegen Emma gewendet; »hier, Herr Meister, ist sein Reisegefährte, der Bote ist schon fort, der ihm Nachricht bringt. Er ist bei unserm treuen Gevatter Anselmus. Adelbert von Coucy nämlich.«

In durch einander laufenden Fragen und Erklärungen und Gegenfragen, verständigte man sich endlich und der Naturforscher, weit entfernt, eine freundschaftliche Eifersucht zu äußern, zeigte vielmehr in seiner stillen Weise die herzlichste Mitfreude. Dagegen wurde Emma aufgebracht, als sie vernahm, daß sie ihren Gast Meister an Ludolf überlassen solle. »Das ist ganz gegen Fug und Recht, Ludolf,« sagte sie, »daß Sie mir meine Freude verderben. Sie haben des Besuches immer so viel, und wir so wenig; Sie sollten nicht alles verlangen.«

»Liebe,« sagte Ludolph, »ich bin ein Sünder, aber ich kann nicht anders. Kommen Sie zu uns herüber, wenn Ihnen der feine, junge Herr gefällt. Wir wollen Beide thun, was möglich ist, um Sie zu versöhnen.«

Ihr Vater, den Ludolfs Geräusch im Hause ermuntert hatte, kam auch herzu und beklagte sich lebhaft, daß Wilhelm ihn verlassen wolle. Dieser versprach, ihn zu besuchen und Ludolf erinnerte ihn, daß er ja, sobald er wolle, seine Zimmer bei ihm bewohnen und ganz bleiben könne. »Nein,« sagte jener, indem er den Schlüssel hervorzog, »ich will sie lieber Herrn Meister abtreten, damit er vor wie nach mein Gast bleibe. Denn es thäte mir leid, wo er meine Gastfreundlichkeit so wenig benutzte.«

Man ließ den Kaffee in den Garten

herausbringen. Ludolf und Wilhelm kamen in das Erzählen von ihren Reisen und die beiden Männer hörten ihnen um so theilnehmender zu, je enger sie sich selbst, aus verschiedenartigen Ursachen, an die Wohnung banden. Selbst die unruhige Emma vergaß das Umherschweifen, da ihrer Phantasie so mancherlei Scenen eröffnet wurden. Ludolf war lange in Italien gewesen, wie er sagte, weil es das Vorurtheil der Zeit so mit sich führe, daß ein Maler über die Alpen, wie ein Matrose über die Linie gekommen seyn müsse. Er hatte in Florenz und Rom mancherlei Abenteuer erlebt, manche Fertigkeiten gewonnen, aber den Geist der Kunst nicht begriffen. Auch in Deutschland war er umhergestreift, und hatte einen großen Theil der gerühmten, altdeutschen Bilder aufgesucht. Aber die Vormundschaft der

Kenner und Schulen hatte ihn niedergehalten, seinen Studien und Einsichten fehlte der Zusammenhang. Er ermüdete und verwirrte sich in der Vergleichung der verschiedenen Behandlungsweisen und konnte keine Einheit finden, weil ihm das einzig Nöthige dazu fehlte. Da lernte er Coucy kennen. Dieser verstand von den positiven Gesetzen der Malerei und den herkömmlichen Formeln nur wenig. Aber die Klarheit, mit welcher er den innern Zusammenhang alles Geistigen durchblickte, die Einfachheit, mit der er die Gesetze desselben darzulegen verstand, hatten den geängsteten Künstler angezogen. Über die Weise, in der Coucy auf ihn gewirkt, ließ sich Ludolf nicht näher aus. Er bemerkte nur, daß es ein ähnliches Einverständnis sey, welches ihn zu Junius hingezogen habe,

so daß er jetzt an jedem Tage sich unbehaglich fühle, wo er ihn nicht gesehen.

»Unter Deinen Unarten,« sagte Junius, »ist dieses eine der größten, daß Du untreu erzählst. Die Wahrheit ist, daß Du mich bloß wegen einiger Farben zu Rathe zogest, die Du wünschtest und daß Deine Erkenntlichkeit dafür mir's möglich machte, mich durch Dich über das eigentliche Wesen Eurer Kunst näher zu unterrichten, da ich mich vorher aus den herrschenden Urtheilen gar nicht hatte vernehmen können.«

»Seht den Schelm,« rief der Maler; »aber Meister soll entscheiden, ob ich untreu erzähle.«

»Ei laffet den Zank,« sagte Emma, »und erzählt nur; wie treu oder untreu, das wollen und können wir nicht untersuchen. Das Beste, was Ihr gelernt habt, das ver-



danke Sie doch nicht diesem oder jenem Menschen, sondern allen zusammen und dem wechselnden Aufenthalte unter ihnen. Der beste Lehrer würde wenig über mich vermögen, wenn ich ihm dort drüben in unserm Hause gegenüber sitzen sollte. Aber laßt mich reisen, so will ich von ganz gewöhnlichen Menschen in Tagen, und von ungewöhnlichen in Stunden alles das spielend lernen, was mir sonst keine Zauberei beibringt.«

»Sie haben nicht Unrecht,« sagte Junius, »wenn Sie meinen, daß unsere Auffassung mehr entscheide, als die fremde Darbietung.«

»Ob ich das meinte,« sagte Emma, »das müssen Sie besser wissen, als ich selbst. Aber lassen Sie's doch. Wer nicht selbst reisen kann, der muß sich dadurch trösten, daß er von Reisen hört. Es ist doch etwas.«

Nächst dem eigenen Reisen finde ich kein Leben angenehmer, als das eines Wirthes, der in seinem eigenen Hause alle Völker, Stände, Sitten und Gemüthsarten kennen lernt. Wenn er die Kunst versteht, so muß er das vergnüglichste und bildendste Leben führen und in den wichtigsten Kenntnissen viel weiter kommen, als ein Professor mit allen Büchern.«

»Nun,« rief Rudolf lachend, »ein solches Leben führen Sie ja zum Theil; aber ich wäre nimmer darauf gefallen, daß Sie sich die Gastwirthschaft dabei als Ideal vorsehzen, wenn Sie alle Fremden so muthig herbeizulocken verstanden.«

»Vielleicht,« antwortete sie, »weil Sie's selbst viel mehr thun, und ihnen sogar darin nacheifern, daß Sie Andern die Gäste weglocken. Aber was soll ich darüber klagen?

Erzählen Sie nur. Sie erzählen besser, als Sie handeln.«

Man gab ihr nach, und über dem Erzählen kam der Abend. Raimund, Emma's Vater, gestand, daß er seit lange keinen so vergnügten Tag gehabt habe und betheuerte, daß er recht bald wiederkommen wolle, wenn er wieder eine solche Unterhaltung erwarten dürfe. Man sah's ihm an, daß er aus seiner Gewohnheit herausgetreten und damit zufriedener sey, als er's für möglich gehalten; aber doch war er nicht stark genug, um es durchzusetzen, daß er eine Nacht außer Hause bliebe. Auch der Naturforscher verlangte bald nach seiner Abfahrt zu den Rechnungen zurück. Und so blieb Wilhelm mit Rudolf allein.

Da der erstere sich über das seltsame Heimweh beider Männer verwunderte, sagte

Ludolf: »Der Unterschied ist, daß der alte Raimund jetzt und vielleicht noch lange von diesem Tage, als einem besonders angenehmen, erzählt, ohne ihn, so weit es von seinem Willen abhängt, in Jahr und Tag zu wiederholen. Junius dagegen ist heut Abend bei seinen Rechnungen und Experimenten gewiß eben so still vergnügt, wie sonst immer.«

---

## Achtes Capitel.

---

»Wenn ich arbeite,« sagte Ludolf am nächsten Morgen zu unserm Freunde, »so lassen Sie mich nur nicht allein. Sonst möchte mir das Festsitzen leid werden.«

»Es ist mir lieb,« antwortete Meister, »wenn meine Gegenwart Sie nicht stört. Ich sehe Ihnen gern zu und betrachte zwischen inne Ihre Köpfe. Sie haben alle einen bedeutungsvollen Charakter und geben zu allerlei Betrachtungen Anlaß.«

»Sie sind alle nach der Natur gemalt,«



sagte Ludolf, »nur daß das Spiel der verkehrten Natur in den Zügen gemäßigt ist, um das der bessern reiner ausdrücken zu können. Diese vielen Köpfe, die Sie hier sehen, sind die erste Destillation der Wirklichkeit. Wenn ich nun größere Gemälde unternehme, so wähle ich aus ihnen die Figuren und dann werden sie noch einmal in die Verschönerungsschule genommen, um ihnen den Charakter ganz anzupassen, den das Bild fodert. Mich dünkt, daß sich unmittelbar aus der Wirklichkeit nur sehr wenige Gestalten in ein Bild übertragen lassen, und die ausdrucksvollen am schwierigsten. — Ich würde,« fuhr er fort, »während Ihres Hierseyns den Pinsel ganz ruhen lassen, wenn ich nicht noch vor dem Winter die drei großen Stücke abzuliefern hätte. Sie sind von einem Grafen bestellt für kirchlichen Gebrauch,

und er ist etwas ungeduldig. Wenn er mir mehr Muße gönnte, könnten sie besser seyn.«

»Es ist vermuthlich derselbe,« sagte Wilhelm, »dessen Gemahlin Sie auf jenem Bilde conterfeit haben.«

»Ja,« versetzte Ludolf, »er suchte mich im vorigen Winter in der Stadt auf, wo ich damals mich aufhielt, und seine ansehnlichen Gebote bewogen mich nicht so sehr, als das unbeschreiblich anziehende Wesen seiner Gemahlin, daß ich den Auftrag annahm. Ich hoffte sie bei der Ablieferung der Bilder wieder zu sehen. Bloß deswegen habe ich für diesen Sommer mich hier aufgehalten, um andere Aufträge zu vermeiden und die Ufergegenden besser zu treffen. Sie sehen, alle drei Stücke sind von der nächsten Gegend entlehnt. Aber kennen Sie denn die Gräfin?«

Wilhelm erzählte seinen Aufenthalt in ihrer Nähe aus den letzten Monaten, ohne des früheren für jetzt zu gedenken. Ludolf kam wieder in Feuer und pries seinen Gast glücklich, der bei solchen Menschen verweilt habe.

»Preisen Sie sich selbst glücklich,« sagte Wilhelm, »denn Sie werden, wie Sie sagen, die Gräfin bald sehen und auch Andere, die Ihnen gewiß bald auch theuer werden. Ich aber bin von diesen geschieden und bleibe es vielleicht noch lange. Aber,« fragte er, »wie kommen Sie darauf, die Gräfin unter dem Bilde der Maria Magdalena vorzustellen?«

»Es war ein gewisser Ausdruck in ihrem holden Gesicht,« antwortete Ludolf, »der mich darauf führte. Die Maler wissen insgesammt den wahren Charakter der Magdalena nicht zu verstehen, und ich selbst wäre

in Verlegenheit gewesen, wenn ich ihn hätte malen sollen. Aber dieses Etwas in dem Auge und dem ganzen Antlitz der Gräfin, drückt die Demüthigung ohne Unreinheit, die Liebe zum Himmlischen nach der vorausgegangenen Liebe zum Weltlichen auf eine geheimnißvolle Weise aus. Ich kenne ihr früheres Leben nicht, aber ihr jetziges ist von ihr in einem einzigen Blicke des Auges erzählt. Ihr eigener Gemahl wünschte sie gemalt zu sehen und wegen einer gewissen Mütterlichkeit ihres sanften Auges hätte ich sie gern als Madonna gemalt. Aber ihre Demuth erröthete davor und sie gab selbst an, daß ich sie als Magdalena nehmen möchte.«

Wilhelm sagte, daß Ludolf auch vielleicht das Bild der Jungfrau in einer solchen Vollendung finden werde, wie er das

der Magdalena in der Gräfin gefunden habe.

»Es ist unmöglich!« rief der Maler. »Vielleicht urtheilen Sie von dem bekannten raphaelischen Profile, wie die meisten, die bald hier, bald dort eine Ähnlichkeit mit der Madonna, dem Heiland und andern Figuren gefunden haben wollen. Aber, Freund, es gilt nicht, eine scheinbare Copie irgend eines berühmten Gemäldes unter den Lebendigen zu finden, ein Mädchen, das etwa der Madonna Raphaels ähnlich sieht. Nein, was der Maler bedarf, das ist eine Figur, welche alle die geistigen Elemente ausspricht, die wir bei der vollkommensten Jungfrau denken müssen. Statt eine Ähnlichkeit mit den Figuren älterer Meister zu begehren, wünscht ein Künstler dann im Gegentheil die möglichste Verschiedenheit im Äußeren, damit er von der Vormundschaft der früheren Vor-



stellungen frei bleibe. Wahrlich, wenn ich eine Madonna finden könnte, ich meine die Figur, welche mir das eigenthümliche und genügende Bild der vollkommenen Jungfrau so lebendig erweckte, daß ich es ohne Vormundschaft des Raphael in mir ausbildete, die weiteste Reise wäre mir nicht zu weit nach ihr. Denn auf wenigen idealen Formen ruht die ganze Malerei, und nach ihrer Lage kann sie diese nur im Einverständniß mit der Religion wählen.«

»Ich bin kein Maler,« sagte Wilhelm, »und kann also Ihre Zweifel nicht dadurch widerlegen, daß ich Ihnen die Gestalt meiner Jungfrau vergegenwärtigte. Schilderungen in Worten können Ihnen nicht genügen.«

»Freund,« versetzte Ludolf, »ich argwöhne, daß Sie als Verliebter reden und

also wegen Ihrer gar zu festen Überzeugung etwas unzuverlässig. Wenn Sie es sehen könnten,« fuhr er schalkhaft fort, »wie Sie jetzt auf einmal roth geworden sind, so würden Sie gestehen, daß ich richtig vermuthe. Und glauben Sie mir, so schön Sie diese Röthe kleidet, so brav ist es, daß Sie mich, der Ihre Erwählte bald sehen wird, selbst auf sie aufmerksam machen. Es beweist mir, daß Sie Zutrauen haben. Nun erzählen Sie auch, wie sie heißt, was sie ist, damit ich sie auffuchen, sie von Ihnen grüßen und ihr alles Liebe und Gute erzählen kann. Wenn ich auch mein Ideal zu einer Madonna nicht so unbedenklich verwirklichen mag, so erwarte ich von Ihnen doch etwas Ungewöhnliches. Und lassen Sie sich's gesagt seyn, daß ich meine eigene künftige Frau nicht so geradeweg als Ideal anerken-

nen würde, weil die Liebe des Künstlers mir eine andere ist, als die des Menschen, der heirathen will.«

»Jetzt nenne ich sie nicht,« sagte Wilhelm und versuchte, in des Malers Ton einzustimmen. »Ich versichere bloß, daß ich auf ihren Besitz entsagt habe, und bemerke, daß sie meines Gefährten Coucy Schülerin ist.«

Der Maler sprang auf. »Warum sitzen wir bei solchem Wetter zu Hause?« rief er. »Wir wollen ausreiten, ich kann doch jetzt nicht malen. Draußen spricht sich's besser.«

»Wilhelm erinnerte, daß sein eigenes Pferd noch am jenseitigen Ufer und Ludolfs dem Diener mitgegeben sey. »Es ist wahr,« sagte Ludolf, »und nun wird die wilde Emma bald herkommen und uns stören.«

Unser Freund sagte: »Sie scheinen ihre Zuneigung nicht ebenmäßig zu erwiedern.«

Er erzählte, mit welcher Lebhaftigkeit sie den jungen Maler gepriesen, und wie er nicht anders, als einen erklärten Liebhaber in ihm vermuthet habe. »Nichts weniger,« rief Ludolf lachend, »ich habe noch nicht einmal einen Kuß von ihr bekommen. Sie ist wirklich ein reizendes, feuriges und dabei ein sehr kluges Mädchen, dessen glückliche Anlagen nur günstigere Verhältnisse erwarten, um sich überraschend zu entfalten. Aber wer sollte sie nicht bedauern? Ihren Vater kennen Sie. Seine Unbeweglichkeit ist wahrhaft wunderbar und seine schwache Nachgiebigkeit könnte bei jedem andern Kinde unsäglich schaden. Ihre Schwester, die einst sehr schön gewesen seyn muß, ist tieffinnig. Und weiter hat sie Niemand, der sich ihrer annähme. Glücklich für sie, daß sie eben ihrer Einsamkeit wegen Kind genug geblie-

ben ist, um in dieser ungemäßigten Freiheit nicht zu verwildern. Eben ihre Eingeschränktheit hat sie zu dieser Freiheit gebracht und eben ihre Wildheit schützt sie vor der Verwilderung.«

»Es wäre Schade um ihre gediegene Kraft,« sagte Meister, »wenn sie sollte je sich selbst zerstören. Aber wenn ich mich gleich habe überzeugen müssen, daß ihr Benehmen gegen fremde junge Männer nur die Naivetät eines Mädchens sey, das bloß Zerstreungen und Spielgefährten sucht, so möchten doch nicht alle jungen Männer sich mit dieser Rolle begnügen.«

»Ich bin mit Ihnen der Meinung,« sagte Ludolf, »daß sie in andere Verhältnisse kommen müsse, und wollte auch bloß versichern, daß sie bisher ihre Unbefangtheit ganz bewahrt habe. Sie ist so frei von



Cofetterie, wie die wenigsten selbst unter den Männern.«

Wilhelm erzählte dagegen von der Art, wie sie ihn zuerst empfangen und von dem Liedchen, womit sie ihn bewillkommet habe. »Anfangs,« sagte er, »glaubte ich, sie habe es auf mich selbst gemünzt; aber nun scheint mir's eher, daß es auf Sie gedichtet und auf mich nur angewendet sey. Denn nach allen ihren Reden kann ich noch jetzt nicht anders, als Sie für ihren Erkörenen halten.«

Ludolf lachte, da er den Anfang des Liedes hörte. »Ich will's Ihnen nur gestehen,« sagte er, »daß die Verse von mir selbst sind und darauf angelegt wurden, einen Kuß von ihr zu erbeuten. Sie hat das Lied mit Freuden aufgenommen, aber mit meinem erwarteten Lohne ist mir's nicht geglückt.

Sie wird ganz wild, wenn man ihr zu nahe kommt; denn es regt sich in ihr das Gefühl der Jungfräulichkeit, ohne daß sie's kennt. Ich bin auch jetzt von solchem Gelüst nach einem Kusse ganz zurückgekommen und mache ihre Züge ohne alle Präntensionen mit, wenn ich nichts anders zu thun habe.«

»Gleichwohl,« sagte unser Freund, »scheint mir die Liebe in ihrem Herzen schon gewurzelt, und ich gestehe, daß sie mir wohl werth dünkt, nach einigen Jahren Ihnen zur Seite zu treten.«

»Ei,« sagte Ludolf, »ich bin Ihnen sehr verbunden. Aber Sie irren gewiß. Unsere ganze Bekanntschaft kommt daher, daß ich sie einmal aus dem Wasser zog. Sie schiffte auf dem See, da ich grade auch drauf war. Und weil ich eine Ufergegend aufnahm und nicht Zeit hatte, mich mit ihr

viel zu beschäftigen, fing sie an, vor mir her so viele Schwenkungen und Capriolen zu machen, daß sie unversehens das Gleichgewicht verlor und ins Wasser stürzte. Ich war leicht bekleidet und sprang ihr sogleich nach. Sie selbst kann ein wenig schwimmen und das ganze Rettungswerk ging ohne Ohnmacht und Schwierigkeiten ab. Sie kam mit mir, lief sich hier wieder warm, bat mich, ihrem Vater nichts zu verrathen, schlug mich, als ich einen Kuß haben wollte und ist seit der Zeit mein fleißigster Besuch. Sobald sie aber einen Andern finden wird, der noch lieber alles mitmacht, so wird sie mich ohne Mühe vergessen. Und ich habe nichts dawider; denn wo ein Künstler es nicht vorzieht, unverheirathet zu bleiben, so bedarf er wenigstens eine Frau von ganz anderm Sinne, wenn er die Kunst nicht darum las-

sen mag. Und gegen Frauen aus vornehmerem Stande habe ich überdieß einige republikanische Abneigung.«

»Warum?« fragte Wilhelm betroffen.

»Aus künstlerischer Lebensklugheit,« antwortete Ludolf. »Aber ich will schweigen, damit Sie mich nicht für gar zu prosaisch halten. Ich denke, wir wollen einander unsere Erfahrungen zuerst und unsere Grundsätze zuletzt mittheilen. Lassen Sie uns zu Fuß zu Junius gehen; ich weiß, es freuet Sie, ihn näher kennen zu lernen.«

Sie nahmen den Weg, der um die Höhe des Hügels hin zwischen herbstlichen Hecken hinlief. Er war breit und trocken und man sah bald das Landhaus des Naturforschers. Näher und ferner lagen noch andere Gebäude, alle von ähnlicher Größe und Nettigkeit. Die ganze Landschaft, von

mäßigen Anhöhen und kleinen Gebüschern durchschnitten, machte einen gefälligen Eindruck.

Auf dem Wege erzählte Ludolf von seinem Freunde. »Wir bedürfen einander,« sagte er, »ich weiß selbst nicht recht, warum? Es wohnen mehre gebildete Familien in der Nähe umher, deren Bekanntschaft wir unterhalten. Aber als den Dritten würde keiner von uns Beiden irgend Jemand anerkennen. Es ist nicht, daß er mir einige treffliche Farben bereitet hat, oder daß er einige Bilder, die ich ihm gab, so hoch schätzt. Vielmehr, wir Beide fühlen bestimmt, was wir wollen und wir wollen es mit ganzer Seele. Aber wunderbarlich genug, können wir Beide es nicht recht umfassen. Ich möchte sagen, wir haben Beide ein Räthsel gehört und sinnen Beide über der



Auflösung und meinen immer, der Andere könne es gefunden haben.«

»Er späht den Kräften nach, die sich hinter den Gestaltungen der Natur, wie die Directoren hinter die Maschinen, verstecken. Das Lebende zerstört er, schmilzt das Harte, trennt das Verbundene durch Säuren und andere Mittel und mengt oder mischt das Getrennte, alles, um zu sehen, ob nicht irgend eine Kraft anheben werde, zu spielen. Und wieder rechnet er und misst und macht Modelle, um zu erfahren, was in der Kraft für ein Gesetz sey, denn das Gesetz hält er für das Geistige in der Kraft. Darum ist er auch mit den vielerlei Gesetzen nicht zufrieden und trachtet immer, sie zu vereinfachen. Er will sehen, wie viele Hauptäste der eigentliche Stamm treibt und wie viel Zweige von jedem Aste ihre Kraft ziehen.

Kraft und Gesetz, das sind immer seine Stichworte.«

»Dagegen sehe ich Alles das an, als ob es außer meinem Gebiete läge. Ich möchte sagen, wo mein Rücken ist, da endet sein weites Reich und das meinige beginnt. Mich kümmern seine Kräfte nicht, sondern bloß, was daraus wird. Weit entfernt, das Gestaltete zu zerstören, suche ich vielmehr selbst zu gestalten und dem Gewordenen die vollkommenste Form zu finden. Er fragt immer, was ist die Kraft in ihrem Wesen? Ich dagegen, was wollte sie jedesmal hervorbringen? Ihn verdrießt es, wenn er nie dahin zu kommen hofft, sich den Eichbaum aus der Eichel zu erklären, und mich dagegen, wenn ich keine Mustereiche zu Stand bringen und sagen kann, das will der Trieb in diesem Baume. Wenn ich eine tüchtige

Figur nach meinem Vermögen gemalt habe, dann wird er eifersüchtig und spricht: »Wir sind Stümper gegen Euch!« Und so bei tausend Anlässen widerfährt es mir, daß ich ihn beneide. Immer aber fühlen wir uns dann einander verwandt und näher gezogen.«

»Eine wahrhaft seltene Liebe,« sagte Wilhelm. »Wie ungleich Ihre Beschäftigungen sind, das fällt in die Augen, aber die Art, wie Sie dieselben zusammenstellen, ist mir noch nie beigefallen. Man sollte sich gar nicht vorstellen, daß ein Maler an Chemie und Physik könne Geschmack finden oder daß seine Stille und Ihre Lebhaftigkeit zu einander paßten.«

»Die äußerliche Lebhaftigkeit oder Stille,« sagte Ludolf, »ist etwas, das nicht viel bedeuten will. Was unsere Beschäftigungen

betrifft, so sind sie allerdings fast entgegen-  
 gesetzt, und ich gestehe, daß die äußere Form  
 der seinigen mir noch jetzt ein geheimes Un-  
 behagen einflößt. Anfangs konnte ich ohne  
 Kopfweh nicht in seiner mit allerlei Appa-  
 raten überfüllten Stube aushalten und ich  
 meinte es ganz im Ernste, wenn ich mit  
 ihm zankte. Aber das hat sich nach und  
 nach geändert und wenn ich noch so thue,  
 so geschieht es mehr, um ihn zum Sprechen  
 zu locken, was ihm dann am besten glückt,  
 wenn er etwas warm wird. Sie sollten  
 ihn nur einmal über die Gesetze, die in der  
 Welt das Schaffende und Gestaltende sind,  
 reden hören, er sollte nur ein einziges sol-  
 ches Gesetz in seinem Zusammenhange, in  
 allen seinen Erscheinungen vor Ihnen durch-  
 führen, Sie würden sich nicht mehr wun-  
 dern, wie ich an seinen Beschäftigungen

Geschmack finden könne? Die Experimente sind ihm nichts weniger, als die Hauptsache. Im Gegentheil ist er eigentlich von der wahren Natur begeistert, so sehr wie ich es nur seyn kann. Und von ihm habe ich zuerst begriffen, wie die wahre Begeisterung so überaus still und stät ist. An den Gränzen seines Gebietes, ich meine da, wo die deutliche Einsicht noch mangelt und die Erkenntniß neuer Geseze durch Experimente und Rechnungen zu erringen ist, da arbeitet er mit glühendem Eifer und ist unermüdlich wie ein Kriegsmann an den Gränzen. Wo aber Zusammenhang und Übersicht bereits gewonnen sind, da beherrscht er sein Reich mit der ruhigen Liebe, die aus reifer Einsicht hervorgeht. Sein eigentliches Wesen aber lebt in dem hellen Mittelpunkte, von dem seine ganze Sphäre beherrscht wird, in der



ehrfurchtvollen Anerkennung der geistigen Kräfte und Gesetze.«

»So ist er kein Naturforscher im gewöhnlichen Sinne,« sagte Wilhelm.

»Gewiß nicht,« antwortete Rudolf. »Ihm ist kein Gesetz gleichgültig, das wirklich in der Welt Bestand hat und darum auch nicht die Gesetze meiner, so wie jeder andern Kunst. Eben, daß er keine willkürlichen Gränzen setzt, wie weit ihn die Natur angehen solle, unterscheidet ihn. Wer die Natur ganz verstehen will, dünkt mich, sollte sie doch erst ganz sehen. Und was kann wichtiger und reizender seyn, als von einem solchen Manne sich belehren zu lassen, wie die ganze Welt von einem geistigen Wesen geschaffen und getragen, geordnet und verwaltet werde und wie überall im Kleinsten sich eben dasselbe kund thue, was im Größ-

sten lebt. Es ist mir, als ob ich erst von ihm gelernt hätte, die Gestalten nicht allein zu sehen, sondern auch zu begreifen.«

---

## Neuntes Capitel.

---

Es gibt eine Freundschaft, die von der Liebe in ihrem Wesen wenig unterschieden ist. Die Gedanken und Gefühle fließen eben so leicht und vollständig von einem Geiste in den andern über, und jeder Theil kennt nicht bloß die äußeren Begebenheiten aus dem Leben des Andern, sondern auch den Sinn, mit dem sie aufgenommen waren und das Urtheil, das sich zuletzt darüber bildete. Zugleich weiß Jeder mit Sicherheit, wie der Andere überall fühlen und urtheilen werde.

Wenn eine solche Freundschaft selten ist, so ist ja auch eine solche Liebe nicht ganz gewöhnlich. Beide haben Bedingungen, welche sich nicht häufig erfüllen.

Eine solche Freundschaft begann sich bald zwischen Meistern und Ludolf anzuknüpfen. Ludolf war lebhafter, aber er war es schon in seinem vertrauten Umgange mit Junius gewohnt, aus seiner Beweglichkeit heraus in die Stille eines verwandten Geistes unverworren hinüberzublicken. Und wenn Junius seine Ruhe fest behauptete, so widerfuhr unserm Helden, was Jedem zu widerfahren pflegt, der mit einem schneller wandernden Gefährten auf einem Wege zusammentrifft und ihn nicht lassen mag. Man beschleunigt seine Schritte und kommt unmerklich mit ihm in denselben Gang. Wilhelm hatte von seiner früheren Nachgiebigkeit noch

genug behalten, um sich mit Leichtigkeit in Ludolf's belebte Weise zu finden. Dieser führte selten ein längeres Gespräch, ohne den Gegenstand zu wechseln. Aber seine Sinnesweise lag schon nach den ersten Unterredungen Jedem, der Anlage hatte, es zu verstehen, offen vor. Und das Bewußtseyn, daß man ihn ganz durchblicke, veranlaßte dann ein ungehemmtes Vertrauen.

Diese Offenherzigkeit, die ihn liebenswürdig machte, hatte unserm Meister von Haus aus gefehlt. Er gestand sich, daß lange Zeit hindurch nicht die Menschen, die er am meisten achtete, sondern die, welche ihm die bequemsten waren, seine umständlichsten Mittheilungen empfangen hätten, und daß Philine durch ihn selbst mehr über ihn erfahren habe als Natalie. Aber Ludolf's Beispiel zog ihn fort und munterte ihn auf,



und so kamen die so gern verschwiegenen Abschnitte seines Lebens nach langem Ruhen wieder aus ihrem schattigen Versteck hervor.

Er erleichterte sich seine Geständnisse dadurch, daß er die Hefte seiner Lehrjahre, die er in Abschrift mit sich führte, seinem Freunde in die Hände gab. Aber er wagte es nicht, ohne einige vorläufige entschuldigende Bemerkungen. »Du würdest irren,« sagte er, — denn mit andern Förmlichkeiten hatten sie auch schon die fremderen Benennungen beseitigt — »wenn Du das Urtheil, welches in diesen Blättern über mich und Andere, wie über manche Begebenheiten gefällt ist, für das meinige halten wolltest. Einst traf es allerdings so ziemlich zu. Mein eigenes unklares und sinnliches Wesen war der Grund, weshalb ich auch in der Schätzung Anderer irrte. Mit meinem Sinn hat

sich auch mein Urtheil verändert, und ich werde Gelegenheit haben, wenn wir über einzelne Abschnitte sprechen, es Dir zu beweisen.«

»Dein Leben hat etwas Ungeregeltes gehabt,« sagte Ludolf, »und doch nichts Außerordentliches, etwas Seltsames und doch näher betrachtet nichts Schönes. Der Auftritt mit Mignon ist das einzige, was anziehen muß, aber freilich nur als Erscheinung, denn in's Herz aufnehmen kann man das Wunderliche nicht.«

»Du irrst aber sehr,« versetzte Meister, »wenn Du glaubst, daß mir damals jene Menschen eben so erschienen wären, wie jetzt. Nein, vielmehr war mir Mariane einige Zeit durch das liebste, und Philine zu einer andern Zeit das interessanteste Wesen auf Erden, die ich jetzt Beide nur noch wegen ihrer

innigen Verflechtung mit meinem Schicksale im Herzen trage.« — »Wenn die erste Liebe,« sagte Ludolf, »wie ich allgemein behaupten höre, das Schönste ist, was ein Herz früher oder später empfinden kann, so muß man Dich unglücklich nennen, daß Dir nicht gegönnt war, sie in ihrem ganzen Umfange zu genießen. Du wurdest von ihr mir durch eine harte Schule geführt, in welcher Du nach einem kümmerlichen Genuß gezwungen warst, Deinen besten Wünschen zu entsagen, und das, was Dir als höchste Glückseligkeit vorschwebte, für immer entbehren zu lernen. Mariane mag ein reizendes Mädchen gewesen seyn, das endlich Deiner Unschuld gegenüber anfing, in sich zu gehen. Aber Du bist zu gutmüthig, wenn Du glaubtest, als ob Du an ihrem Unglücke Schuld wärest. Sie hat sich nie Dir ganz ergeben. Sie hat bis

auf's Letzte zwischen Dir und dem Schlechten geschwankt. Wie Deine Leidenschaft sie auf Augenblicke in eine bessere Welt hinüber-rückte, da lernte sie erst, wie von oben herab, aus Licht und Freude in's öde, verworfene ihres Lebens hinunter sehen. Aber eine elende Creatur bleibt das Weib, das mit dem Verlangen nicht zugleich Liebe und Ehrfurcht einflößt. Sie fand sich gewiß äußerlich und innerlich um nichts gebessert. Wenn sie in sich blickte und suchte, war es in ihrem Geiste leer und ihr Herz hatte keinen Wiederhalt. In diesem traurigen Zustande schloß sich ihre Neigung mit zwiefacher Hestigkeit an Dich fest, und ihre Leidenschaft wuchs mit jedem Tage, wie die Gefahr, Dich zu verlieren, mit jedem Tage näher rückte. Wie war es anders möglich, als daß sie endlich ihrem Schicksale fiel?«

»Laß sie,« sagte Wilhelm. »Gib mir lieber über die späteren Ereignisse Dein Urtheil.«

»Ehrlich gesagt,« versetzte Rudolf, »Du mußt in einem wunderlichen Maße zerstreuet und achtlos gewesen seyn, daß Du nicht besser aufgemerkt hast. Daher ist es denn gekommen, daß Dich die gemeinen Menschen, die das merkten, geneckt und mißbraucht haben, während Du Dich einbildetest, sie zu übersehen. Für die Kunst warest Du gewiß in der schlechtesten Schule. Von innigem Auffassen des Lebens war bei so weniger Besonnenheit wohl keine Rede, und so mußte, ungeachtet Deiner großen Fähigkeiten, zuletzt die Erschlaffung so weit gehen, daß Du der Kunst fast abstarbest. Aber, wie hast Du's möglich gemacht, Dich wieder zu ermuntern? Wenn Du Dir nicht selbst Un-



recht gethan hast, so ist ja Niemand weniger sich gleich geblieben, wie Du?»

»Eben darum,« sagte Wilhelm. »Lange umhergetrieben von fremdem Willen, begriff ich endlich, daß die eigene Willenlosigkeit daran Schuld sey. Alsobald schien mir nichts ein größeres Bedürfniß, als ein eigener und recht fester Wille. Je mehr mein früheres Leben die Bethätigung innerer Untreue war, desto mehr Werth legte ich jetzt auf innere Treue.«

»Du hast mir Deine letzten Begegnisse noch nicht erzählt,« sagte Rudolf, »und in denen muß denn wohl dasjenige liegen, was Dich umstimmte; denn in diesen vier ersten Hefen finde ich von Anfang bis Ende dieselbe Schwäche wieder. Erst schwankt Dein Herz zwischen Natalien und Philinen, dann zwischen Natalien und Marianen, darauf

zwischen Natalien und Theresen. Endlich und nicht eher, als bis kein anderes weibliches Wesen mehr da ist, das Dich anziehen könnte, wie Du Marianen's Tod erfahren, wie Philine zu dem unerfreulichen Friedrich und Therese zu Lothar übergegangen, da entscheidest Du Dich für Natalien allein. Mich dünkt aber, vergib mir die Offenherzigkeit, eben dieses hätte Dich warnen müssen, daß sie nicht ganz für Dich passe und ein aufmerksamer Leser Deiner Hefte zweifelt kaum, daß Du mit dem ersten reizenden Mädchen, das Dich wieder anzog, wieder in die Irre kommest.«

»Natalie,« sagte Wilhelm mit nicht geringer Verlegenheit, »ist ein Wesen, dessen herrliche Ausbildung die höchste Achtung verdient, an deren reiner Vortrefflichkeit ich nie gezweifelt habe, an die ich noch immer nicht

anders als mit einem Gefühle tiefer Verehrung denke. Eben diese ehrfurchtvolle Scheu hielt mich so lange von ihr fern, und bei der kurzen Zeit, die ich in ihrer Nähe lebte, konnte sich dieselbe nicht verlieren.«

»Ich kenne das,« sagte Ludolf. »Aber, Freund, mich dünkt, Du gestehst meine Bedenklichkeit zu. Und wenn das ist, so bist Du in Deinem Leben in denselben Fehler gefallen, wie die meisten Deiner Kunstgenossen in ihren Werken. Da stellen sie lauter solche Geliebte auf, vor welchen der Held nie den Respekt verlieren kann. Aber eine solche Lage ist nicht für das stete Zusammenleben gemacht. Nur wo man wie in einen klaren Krystall in das Innere eines Weibes hineinblickt, wo man nicht bloß erräth, sondern kennt, wo man in gleichem Maße geliebt wird, wie man liebt, geachtet

wird, wie man achtet, nur da ist rechte Einigung möglich. Das ist die wahre Liebe, welche beseligt. Und wie man das Erhabene dem Schönen nachsetzt, ob jenes gleich mehr imponirt, so halte ich auch die bewundernde Achtung gegen ein Weib für weniger als die Liebe, obgleich jene sich besser gruppirt. Ich werde nie die wählen, vor der mich solche Ehrfurchtschauer überrieseln, sondern die, bei der ich mit der glücklichsten Ruhe mir gestehen darf, daß ich sie ganz durchblicke, wo ich alle Winkel des Herzens mustern und nachsehen kann, ob Alles ächt sey, wo ich bis zum Verlobungstage fest und gewiß werden kann, ob ich mein Glück nicht verspiele um eines nie sich erfüllenden Traumes willen.«

»Wie sehr hast Du Recht!« sagte Wilhelm. »Und doch ist es das erste Mal, daß

ich einen Künstler so reden höre.« — »Schlimm genug!« fuhr Ludolf fort. »Aber da seyd Ihr Dichter größtentheils Schuld, indem Ihr immer nur das, was in der Anschauung reizend, nicht das, was im Besitze genügend ist, zu empfehlen wisset. Ihr versorgt Euren Helden immer mit einer Geliebten, die so erhaben und herrlich vor ihm steht, daß er sie vergöttern muß. Wenn Ihr ihn aber bis zur Heirath verholfen, so brecht Ihr flug ab und lasset ihn selbst zusehen, wie er's anfangen will, daß er in seinem Hause Herr werde, oder wie er seine Vergötterung behaupten will, falls die Angebetete, ich will bloß sagen, nicht die soliden Eigenschaften einer Hausfrau hat. Schelte mich nicht pro-faisch, ich rede eben für das Schöne im Leben. Wählt der Mann eine Geliebte, die er über sich erkennt, so täuscht er entweder



sich selbst, oder er macht seine Geliebte unglücklich. Vielmehr muß er für sich nach dem Erhabenen, bei der Wahl seiner Frau aber nach dem Schönen suchen. Denn die Frau soll zu dem Manne hinauffehen, das ist Ordnung.«

»Also das Deine Meinung über die Ehe, die Du früher nicht aussprechen wolltest?« sagte Wilhelm.

»Versteh mich nicht unrecht,« fuhr Zerner lebhaft fort. »Ich gebe dem Dichter gern alle Formen der Liebe zur Schilderung frei. Meinetwegen mag er die Geliebten von seinen Helden vergöttern lassen, so oft er einen Roman schreibt. Im Leben aber, wünschte ich, richtete er sich nach den Bedingungen, unter welchen die Liebe nicht die schäumendste, sondern die ausdauerndste ist, und wählte nicht gleich seinen Helden die

Angebetete, sondern die sich ihm Anschließende. Alles, was man anbetet, verliert seinen Reiz, wenn man's tagtäglich im Hause hat. Nur ein treuer, reiner Sinn und die Tüchtigkeit im Kleide der Bescheidenheit genügt immer. Wer für sein ganzes Leben eine Gefährtin wählt, der muß auf Treue, innere Zucht und klare Beherrschung des Hauswesens rechnen können. Ich versichere Dich, wenn ich einmal darauf falle, mich zu verhehelichen, so werde ich auf Schönheit, Geist, Belesenheit, Kunstfertigkeit wenig sehen. Dergleichen Stücke sind bloße Ausstellungen für Jedermann, und man hat an ihnen eben so viel Genuß, wenn man bloß der Hausfreund, als wenn man der Ehemann ist. Auch werde ich, wie schon gesagt, nicht diejenige wählen, vor der ich die entzückteste Hochachtung habe. Nein, wo ich Häuslichkeit, Unverdor-

benheit und einen nicht beschränkten und doch treuen Sinn finde, da will ich einschlagen. Solche Einfachheit wird mit dem edelsten Herzen, mit dem gebildetsten Geiste des Mannes nicht zu theuer bezahlt.«

Wilhelm fuhr fort: »Wie hast Du so sehr Recht, wenigstens in dem, was Du über die zurückweisende Hochachtung bemerkst. Aber laß mich die Hefte mündlich ergänzen, wie ich es Deiner Freundschaft schuldig bin.« — Er erzählte nun seine Ankunft auf dem Schlosse des Barons, seinen Umgang mit Mathilden, sein Gefühl in ihrer Nähe, den Übergang seiner Liebe zu dieser. »Wahrlich,« sagte er, »ich wußte nicht, wie ich Natalien, Mathilden oder diese jener in irgend etwas unterordnen sollte; aber Mathildens Seele liegt aufgeschlossen vor mir, ich verstehe sie um eben so viel besser, wie sie mich.«

»Es ist kein Zweifel,« sagte Ludolf, »daß Dein Herz Mathilden zugehört, die Du mit freiem Sinne wähltest und die Sache wäre leicht entschieden, wenn nur das leidige Gelübde nicht wäre.«

»Allerdings,« antwortete Wilhelm. »Aber nachdem ich das an Theresen kaum gegebene Wort löste, um Natalien zu besitzen, würde ich vor mir selbst einen Ekel fühlen, wenn ich dieses zweite Wort ebenfalls bräche. Unangenehm freilich erscheint mir's nicht, sich der eigenen Frau halb anbetend unterzuordnen, und obenein allen Zubehör anmaßender Verwandten und Hausfreunde zu respektiren. Aber mein Selbstgefühl fodert die Lösung des Wortes und seit ich von Mathilden entfernt bin, arbeite ich nur daran, die Kraft zu gewinnen, sie zu vergessen.«

»Es scheint mir darauf anzukommen,«

sagte Ludolf, »ob Natalie als Deine Verlobte Dich wirklich liebt. Nach Deiner eigenen Erzählung deutet ihr Zögern, ihre Zurückhaltung, eben nicht darauf hin. Und nimm's nicht übel, wo die Neigung auf des Mannes Seite die Gestalt der Hochachtung hat, da sieht sie sich gewöhnlich auf des Weibes Seite wie Herablassung an. Und dergleichen dauert gewöhnlich nicht länger, als bis die eigentliche Liebe begriffen wird. Liebt Dich nun Natalie wirklich nicht, so wird sie ihrerseits eine Lösung des Gelübdes wünschen, sobald sie nur selbst anfängt wahrhaft zu lieben. Sie wird dann auch ihren Wunsch darüber aussprechen. Und dann mein' ich, steht es Dir nicht übel, ihr das gegebene Wort achtungsvoll zurückzugeben.«

— »Deine Darstellung würde überall passen,« sagte Wilhelm, »nur bei Natalien



nicht. Sie hat eigentlich gar keine Leidenschaft, nicht einmal die Anlage dazu; es ist alles an ihr Besonnenheit und Ruhe.«

»Mag Dir das ein Anderer glauben,« sagte Ludolf. »Daß sie für Dich keine eigentliche Liebe empfand, stelle ich mir wohl vor; Du scheinst mir auch in der That für sie zu jung.«

»Kennst Du sie denn?« fragte Wilhelm.

»So wenig, wie ihr Alter,« sagte Ludolf lächelnd, »und bei Mädchen, wie Du weißt, erfährt man dieses ohne List nie genau. Indesß will ich Dir sagen, wie ich dabei rechne. Dein Schwager Werner hat nach seiner eigenen Aussage schon mehrere Kinder, und war doch bei Deiner Entfernung von Haus, so wie geraume Zeit nachher, noch ungetrauet. Die Gräfin aber war damals schon Ehefrau, und nun magst Du

rechnen wie Du willst, so hast Du für Natalien ein ziemlich reifes Alter; denn es steht einmal nach den Bekenntnissen einer schönen Seele fest, daß sie die ältere Schwester sey.«

»Scherze nicht,« sagte Wilhelm. »Es thut mir wehe, über sie scherzen zu hören.«

»Ist's denn eine Sünde,« fragte Ludolf, »einem Mädchen sein Alter nachrechnen? Ich versichere Dich, meine Absicht war keine andere, als Dir zu zeigen, weshalb in Eurem Verhältniß die Hochachtung mehr als die Liebe sich zu Tage legt. Aber ich will Dir einen Rath geben, und ich denke, daß er zuverlässig gut ist. Höre auf, Dein eigenes Herz zu ängsten; laß es sich klar bleiben und vertraue Dein Schicksal dem Himmel, so lange Du selbst nichts dafür thun kannst. Fororsche aber dem Wesen der reinen Liebe

nach und sprich es dann in einer Dichtung aus. Auf allen Fall gewinnst Du dadurch sehr viel, Du lernst die Liebe begreifen und trágst sie fortan unentreißbar in Dir selber. Und ob Du sie dann auch nie erwiedert fändest, Dein Lohn ist doch, etwas zu kennen, was dem Dichter bekannt seyn muß und Dir bei Deinem Widerstreben vergebens klar zu werden sucht. In der klaren Erkenntniß, selbst der schmerzlichsten Wahrheit, ist immer mehr Zufriedenheit, als in der sich hinhalten- den Unklarheit.«

»Ludolf,« fuhr Wilhelm auf, »Du weißt nicht, wie viel Gefährliches Dein Rath hat. Gerade der von Dir gemachte Vorschlag, lag mir immer so nahe. So oft ich mich nach einem Gegenstande für eine Arbeit umsah, trat dieser immer vor mich hin und ich kämpfte mit mir selbst, ihn wie einen Versucher zu-

rückzuweisen. Und nun kannst Du selbst ihn mir empfehlen, Du, dessen Wohlmeinen ich so stark vertraue? O, Ludolf, wenn's nun anders käme!« — »Und wenn auch,« sagte Ludolf. »Die reine Liebe ist eine Blüthe der Ewigkeit, mag ihr Schicksal seyn, welches es wolle. Dieser Blüthe in ihrem Aufbrechen aus Furcht den Kelch zu binden, das halte ich niemals für wohlgethan.«

---

### Zehntes Capitel.

---

Unter den Stücken, welche unser Freund in früherer Zeit auf dem Theater hatte kennen gelernt, befand sich eines, das die Geschichte der unglücklichen Agnes Bernauer zum Gegenstand hatte. Es war ihm schon früher in Sinn gekommen, dieselbe Geschichte zu behandeln, da ihm die ältere Arbeit nicht genügte. Jetzt, nach Ludolfs Aufforderung, gab er sich an's Werk.

Unsere Leser kennen die Geschichte jenes unglücklichen Mädchens, das einem bereits



durch Versprechen an eine Prinzessin gebundenen Fürstensohne, liebend dem Liebenden, ihre Hand reichte und auf eine so traurige Art ihr Leben in den Fluthen der Donau beschließen mußte. Sie schien unserm Freunde die nöthigen Hauptpunkte, welche seine Aufgabe bedürfte, zu enthalten. Die Prinzessin ließ sich auf das natürlichste so darstellen, wie sich Natalie Wilhelmen dargestellt hatte, reizend, edel, mit dem vorzudringenden Eindrücke der innern Hoheit. Der Prinz hätte allerdings dieses Gefühl der hochachtenden Scheu seines gleichen Ranges wegen in neueren Zeiten nicht so leicht aussprechen können. Da aber das Stück in der eigentlichen Ritterzeit spielen mußte, so gab eben dieser Umstand Gelegenheit, den Charakter der ächten Chevalerie, des ritterlichen Frauendienstes mit treffender Genauig-

feit zu schildern. Diesem Charakter war es gerade am entsprechendsten, wenn der heldenmüthige und ebenbürtige Prinz vor seiner edlen und schönen Verlobten jene sich selbst unterordnende Hochachtung zeigte. Agnes mußte dagegen jenes Unausprechliche in ihrem Wesen haben, was Mathilde für Wilhelm hatte. Sie mußte dem Gemüthe des Prinzen so ganz mit dem ihrigen entsprechen, daß er, ohne sich der Hochachtung bewußt zu werden, von der innigen Betrachtung ihrer hellen, reinen Seele gar nicht loszukommen wußte. Eben ihr niederer Stand erleichterte hier die Aufgabe, die chevallereske Liebe mit der, wie sie die ewige Natur fodert, zu vergleichen.

Bis so weit hatte die Anlage des Stücks für unsern Freund eine ungemeine Leichtigkeit. Die Hauptcharaktere waren ge-

geben. Auch die Nebenpersonen ließen sich aus dem Kreise seiner eigenen Erfahrung leicht zusammenfinden, um die genaueste Charakteristik möglich zu machen. Nur der tragische Schluß schien hart werden zu wollen. Die Erfahrung fehlte hier, aber es half etwas anderes. Das war nämlich die lebhafteste Furcht Wilhelms sowohl vor sich selbst und seinem Wankelmuthen, als vor dem üblen Willen Anderer. Wenn er sie nur etwas frei sich äußern ließ, so mußte sie ihm die nöthigen Situationen der letzten Abtheilungen lebhaft genug vergegenwärtigen. Keine Stimmung hat eine so allmähliche Phantasie, als die Furcht. Sie ist das Mittel, wodurch der bessere Mensch dazu kommt, die Sinnesart der schlechtern zu begreifen. Die alles beschließenden Scenen aber durfte Wilhelm ruhig seinem Gefühle

allein überlassen. — Es war nicht nöthig, daß er bei dieser Arbeit sich eine besondere Muße und Stille gesucht hätte. Wenn er nach mehrstündiger Unterbrechung zu ihr zurückkehrte, so hatte er sogleich alle die Gedanken wieder beisammen, mit denen er aufgehört. Da er bemerkte, daß er in solchen Zwischenzeiten vorarbeite und die zunächst zu schreibende Scene, wie ein gern erwogenes Räthsel mit sich trug. Nie hatte er über die Liebe so nachgedacht; nie seine Ueberzeugungen so aus sich selbst entwickelt. Immer heller wurde ihm, daß die eigentliche Liebe wirklich etwas anderes sey, als jene scheue Achtung, wie er sie gegen Natalien empfand, eine innige Nähe, wo ein Geist in den andern übergeht, ohne der Worte zu bedürfen, wo ein Blick eine ganze innere Welt aufschließt. In Nataliens Gemüth

blickte er wie in einen fernen, verklärten Raum, in Mathildens Seele wie in eine himmlisch lockende Heimath.

Oft vergaß er alles Schreibens und sann über die wunderbare Natur der Menschen nach, die so ganz sich verstehen können ohne Sprache, ja ohne Vorübung, über das seltsame Gemisch von Körperlichem und Geistigem, was sich bei der Liebe in jedem Blick, jedem Ton, jeder Geberde offenbart oder auch neu bildet.

Durch eine solche Hingebung des Dichters an seinen Stoff hätte sich leicht die Haltung des Ganzen und der feste Bau der Scenen schwächen können. Zum Glück hatte die Geschichte Wechsel und deutlich vortretende Fortschritte, und ihre Ausdehnung setzte den lyrischen Äußerungen des Gefühles in Monologen, Episoden und Ergüssen sehr enge



Gränzen. Jede Scene mußte sich bequemen, die Handlung auch an ihrem Theile fortzuleiten; keine war müßig. Aber gerade diese Raumverlegenheit zwang den Dichter, die Gefühle, die neben der Handlung keinen Platz fanden, mit dieser selbst zu vereinen, wie das Eisen mit der durchsichtigen Gluth. Die Begebenheit blieb überaus scharf bezeichnet und deutlich hervortretend stehen. Es umwölkte sie kein Nebel von Reflexionen, Klagen, Ergüssen; es zerzte sie keine überflüssige Episode aus einander. Aber was jede Person sprach, das trug den geschichtlichen Sinn in einem Hauche aus der Tiefe ihres Wesens und bildete eben so unvermerkt an der Charakteristik, als vornehmlich an der Entschleierung der Begebenheit weiter.

Die unnennbare Klarheit des Sophokles war ihm bereits so theuer geworden, daß

er sie für das schönste Gewand des Göttlichen und Schönen hielt. Damit stimmte seines Freundes Rudolf Überzeugung auf's vollste überein, der unter der Begeisterung nichts anders verstand, als jene innige Besonnenheit. Indesß läugnen wir nicht, daß sein Gefühl zuweilen überaus stark wurde. Die Natur im Spätherbste schien den Frühling nachzuträumen, und Seeegenden haben besonders in der späten Jahreszeit etwas die Erinnerung zur Wehmuth Neigendes. Morgens, wenn er vor der Arbeit in die verschleierten Hügel hinausfah, die sich aus den Nebeln wie aus Nachtdecken aufzurichten schienen, bis mit dem Tage gewöhnlich der Regen niederfloß, so war es ihm, als sähe er die Donauufer bei Straubing, wo Agnes starb, bald, als wollte sich das Thal gestalten, wo Mathilde lebte. Dann stei-

gerte sich die Wehmuth bis zu einem körperlich schmerzhaften Gefühle und er mußte sich mit Gewalt ermuntern. Nach solchen Augenblicken ging er an seine Dichtung, um sich selbst zu beschwichtigen. Ein so starkes Mitgefühl schien Ludolfs Versicherung unwahr und des Dichters Liebe zwar ihm selbst heller, aber nur unwiderstehlicher zu machen. Aber der gewählte Stoff arbeitete dem entgegen. Die Geschichte foderte es, daß der Prinz seines Versprechens gegen die Verlobte vergaß oder es brach, und daß eben dadurch Agnes schuldloses Opfer nothwendig wurde. Wie hätte Meister, der in dem Prinzen sich selbst wiederfand und schilderte, es nicht tief empfinden sollen, was die Geschichte ihn lehrte. Je mehr er sich mühte, in seiner Darstellung alles, was den Helden entschuldigen konnte, bestens geltend zu machen,

desto entschiedener fühlte er, daß selbst die Liebe keinen Bruch des Mannesworts rechtfertige und daß, wo keine Ausgleichung möglich ist, die Treue auch über die reinste Liebe gewaltig seyn müsse.

---

## Elftes Kapitel.

---

Wilhelm war mit Ludolf bei Junius zum Besuche. Dieser wußte die wissenschaftliche Unterhaltung sehr anziehend zu leiten.

Aber Ludolf sah ungeduldig aus dem Fenster. Es war ein heiterer, kalter Tag. »Ist es Euch zuweilen auch so,« sagte er, »als ob der Sonnenschein draußen Euch verhöhnte, daß Ihr in einer engen Stube sitzt? Ich kann mir dann nicht helfen, ich komme mir als ein Gefangener vor. Du, Junius, sprichst so viel von Proportionen, die sich



überall und in Allem als die wahre Grundlage offenbaren sollen. Aber ich versichere Dich, es ist zwischen dieser Stube und meinem Gefühle jetzt gar keine.«

»Gewiß,« sagte Junius, »sind, da Ihr hierher kamt, ein Paar Kraniche vorübergeflogen, und Du möchtest auch in die Weite.«

»Das nun eben nicht,« sagte Ludolf; »aber in der Heiterkeit draußen sonnen sich alle schönen Tage, die ich je erlebte.«

»Es ist uns nicht zu helfen,« sagte Junius lächelnd, »wir müssen heute mit ihm jagen gehen. Draußen, wenn ihm ein Paar Hasen über die Füße gelaufen, wird er wieder umgänglich.«

Man bewehrte sich mit Büchsen und schritt in den frischen Tag hinaus. »Ich sollte mich verschämt dabei zeigen,« sagte Ludolf, »daß Ihr Beide Euch in meine vor-

übergehende Stimmung fügt, aber was könnt' es helfen? Ich denke jetzt wirklich an Italien und doch ist es nicht das Land und was ich da erlebt habe, was mir auf einmal die Seele ausfüllt. Ich weiß ganz gut, daß ich an dem Menschenschlage gar keinen besondern Gefallen hatte, daß die Lebhaftigkeit ohne Innigkeit mir Ekel erregte, daß der herrschende Schmutz über das vereinzelte Schöne widrig vordrang, daß nicht alle Tage blau und nicht alle Gegenden reizend waren. Aber die Ferne, die ist's, was mich lockt. Wie ich damals nach Deutschland zurückdachte, wie unter den zwerghaften Pomeranzenbäumen nur die hohen, sonnigen Eichen, in dem Schmutzwinter die reinlichen Schneegegenden, bei den gelben Gaunergesichtern die ehrlichen, gesunden Deutschen in Gedanken lagen, so jetzt umgekehrt.

»Es hat wohl Jeder solche Zeiten,«  
 sagte Junius, »wo die Vergangenheit ihm  
 lebhaft wieder vor die Seele kommt. So  
 erinnere ich mich eben stärker als seit lange  
 an die breiten, grünen Wasser des Rheins  
 im Elsaß, an denen ich so oft stand, wenn  
 von den herbstlichen Hügeln die Gesänge der  
 Winzer herklangen. Der See dort ist brei-  
 ter und seine Umgebung gewiß schön; aber  
 doch kommt er mir zu eingeschränkt vor, wenn  
 ich daneben an den Strom denke, der immer  
 wandernd, mit immer neuer Wassern durch  
 den Rheingau zieht. Ich bin nicht weit da-  
 von am Neckar geboren. Auch dort ist die  
 Gegend lieblich. Aber wenn ich aus der  
 Ferne den Rhein in seinen weiten besonnten  
 Ufern sah, dann war mir das Neckarthal  
 doch ebenfalls zu enge.«

»Und jetzt,« sagte Ludolf, »ist Dir

Deine Arbeitsstube sogar noch zu weit, daß Du sie mit allerlei Siebensachen einengst: wie kann ein Mensch sich ändern!«

Junius lächelte; »es gibt ja auch ein geistiges Umherschweifen, eine Weltbürgerschaft, die bloß mit den Gedanken geübt wird. Aber zuweilen, wie gerade jetzt, regt sich doch ein Verlangen in mir, die Gegenden, welche mich als Knaben entzückten, wiederzusehen. Deine Laune hat mich angesteckt.«

»Und Du,« wandte sich Rudolf an Wilhelm, »Du hörst, wir Beide sind in der Weite. Du wirst wohl allein dafür sorgen, daß wir heut Abend Wildpret haben.«

»Es ist kein Verlaß darauf,« antwortete Wilhelm und schwieg. Auf ihn machten die Bäume mit dem farbigen Rest ihres Laubes, die so unbewegt zwischen dem bereif-

ten Grase und dem lichtblauen Himmel standen, einen Eindruck von Ruhe, der von der Stimmung und den Reden seiner Begleiter durchkreuzt und in's Behmüthige verändert wurde.

Jetzt zogen zwei Reiter ihre Aufmerksamkeit auf sich, die aus einem Gebüsch hervor und auf sie zu ritten.

»Coucy!« rief Wilhelm, plötzlich in seinem ganzen Wesen verändert und aufgeheitert und eilte ihm entgegen. Ludolf und Junius, von dem Namen des längst Erwarteten freudig getroffen, eilten ihm nach. Schon war der Hauptmann vom Pferde gesprungen und übergab es seinem Diener. Er umarmte Meißern. Dann grüßte er die Andern, wie sie hinzutraten, mit Herzlichkeit. Bei Wilhelms Briefe hatte er sich Ludolfs wieder erinnert und auch von Junius



hatte ihm Meister schon geschrieben. Der Maler war ganz im Taumel über das längst sehnſüchtig gewünschte Wiedersehen und darum mit sich selbst uneins, wie er den Ausdruck seiner Freude und den seiner Verehrung zugleich äußern wollte. Er drang darauf, daß Coucy sein Gast seyn müsse und daß man darum nicht nach Junius Landhause, sondern nach dem seinigen zurückkehren solle. Junius, der sich nach seiner Weise sehr still benahm, machte ihm darüber Vorstellungen, daß er schon einen Gast habe und ihm, dem Freunde, doch nicht allen Antheil an dem Genusse versagen dürfe. Eine starke Verlegenheit für den Maler; aber die Freundschaft siegte doch bei ihm, wie immer. Über dem Wechsel der Reden lernte Coucy das stille, tiefe Wesen des Naturforschers und den hellen Geist, mit dem er alles Wissen

schaftliche auffaßte, schnell kennen. Er schlug sich in's Mittel und man einigte sich dahin, daß die beiden ältern Männer zusammenbleiben, übrigens tägliche Zusammenkünfte statt finden sollten. Coucy bemerkte voraus, daß er kein langes Verweilen versprechen könne.

Als er mit Meister allein war, fragte er noch einmal genau nach dem Äußerlichen jenes Fremden, welcher sich für den Hofmarschall des Fürsten ausgegeben und über den Meister ihm geschrieben hatte. Dann sagte er nach einigem Nachdenken: »Es ist zuverlässig der Fürst selbst gewesen und vielleicht erinnern Sie sich seiner Züge ebenfalls noch. Sie müssen ihn vor einigen Jahren auf dem Schlosse des Grafen gesehen haben. Er war damals Prinz und oberster Heerführer der Truppen; Sie aber waren als Schau-

spieler dort.« — Wilhelm erinnerte sich jetzt und bemerkte, daß ihm die Person sogleich aufgefallen sey, konnte aber nicht verbergen, daß ihn eine gewisse Anmaßlichkeit zurückgestoßen habe.

»Sie liegt allerdings in seinem lebhaften Charakter,« versetzte Coucy, »und sie mußte in diesem Falle besonders hervortreten, weil er Ihnen unbekannt war. Er ist jetzt Fürst, und welcher Fürst würde sich in gleicher Lage anders benehmen? Sie sind der gebietenden Stellung gewohnt und vergessen dann leicht, daß derjenige, gegen welchen sie dieselbe einnehmen, ihren Rang kennen müsse, um ihre Ansprüche zu dulden. — »Übrigens,« fuhr er fort, »ist seine Darstellung der Begebenheiten, welche meinen Austritt aus seinem Dienste veranlaßten, zwar unvollständig, aber doch, wie er sie gab, ein

Beweis seiner jetzt veränderten Stimmung. Ich vermuthe, daß er den Wunsch hegt, mich wieder bei seinem Heere zu sehen. Ein Wiederausbruch des Krieges ist unvermeidlich; er selbst, wie ich ihn kenne, verlangt darnach und wahrscheinlich ist dadurch die Erinnerung an mich lebendiger geworden. Geradezu sein Unrecht einzuräumen, ist seiner Stellung als Fürst und des Beispiels wegen bedenklich. Er wird vermuthlich den Versuch wiederholen, der bei seiner Unterhaltung mit Ihnen durchblickt, mich auf mittelbarem Wege von seinem Wohlwollen zu überzeugen, damit ich selbst die erste sichtliche Näherung auf mich nehme.«

»Und Sie werden seinen Wünschen nachgeben?« fragte Wilhelm, schon betrübt über den Gedanken, sich von dem trefflichen Manne scheiden zu müssen.

»Vielleicht,« war die Antwort. »Der bevorstehende Krieg wird mehr, als alle früheren, ein Volkskrieg seyn und es ist nicht zu läugnen, daß er sich bedenklich ansieht. Da muß jedes persönliche Interesse vor dem Dienste des Vaterlandes verschwinden. Der Fürst ist mehr Regent, als Heersführer, obgleich der Erfolg früherer Unternehmungen ihm den Ruf gegeben hat, daß er auch dieses sey. Als Regent ist er musterhaft, als Soldat zu wenig vorausblickend. Es wird sehr heilsam seyn, wenn er während der Dauer des Krieges das Land in Ordnung zu halten strebt und den Armeebefehl an einen Andern überträgt. Nur muß dafür gesorgt werden, daß dieser sich nicht in seiner Thätigkeit zu sehr gehindert finde und Sie begreifen, daß dazu bei den ersten Einleitungen das Wesentlichste gethan seyn wolle.«



Meister brach in Klagen aus, daß er nicht selbst die Waffen nehmen könne, um bei seinem Freunde zu bleiben. »Wenn ich nicht bestimmt erkennte,« sagte er, »daß ein solcher Schritt, ohne besondern Nutzen und für mich doch sehr nachtheilig seyn müßte, so würde ich Sie sofort bitten, mich bei sich aufzunehmen.«

»Nein,« versetzte Coucy, »bleiben Sie daheim, nicht bloß um Ihrer selbst, sondern auch um meinetwillen. Wenn ich mich zur Übernahme eines Commando's verstehe, so kann ich es doch nur unter der Voraussetzung, daß Sie bereit sind, so manches, was ich Ihnen anzuvertrauen habe, zu besorgen und zwischen mir und denen, die ich liebe, den fortwährend thätigen Vermittler zu machen.«

Wilhelm äußerte seine Freude über das Vertrauen, aber auch seine Bedenklichkeit,

daß ihm der Auftrag bei dem besten Willen, zu schwer werden dürfte. Coucy versetzte: »Sie mißtrauen zu sehr Ihrer eigenen Kraft. Endlich muß sich die Verwicklung, in die unser Schicksal verslochten ist, lösen und ich vermuthe, daß es nicht fern seyn wird. Für jetzt aber scheint es freilich noch nicht so. Ich kann Ihnen nicht verschweigen, daß ich von unserm Baron, der Gräfin und Mathilden Briefe erhalten habe, deren Inhalt mich beunruhigt und deren Beantwortung Ursache war, weshalb ich so spät Ihnen hierher folgte. Nach unserer Abreise von jenen Freunden fand sich ein Offizier bei dem Baron ein, dessen Sie sich unter dem Namen Tarno erinnern werden. Ob die Baronesse seine Ankunft veranlaßt haben mag, weiß ich nicht bestimmt. Sein Auftrag war, im Namen des Freiherrn Lothar und auf An-

rathen meines Bruders, des Abbé, für den jungen Baron Friedrich um Mathildens Hand zu werben. Diese wies den Antrag mit Bestimmtheit zurück und wurde dabei von ihrer edeln Freundin, der Gräfin, treu unterstützt. Es erfolgten Auftritte, die den beiden edeln Wesen gewiß sehr schwer zu tragen wurden, und plötzlich war die Baronesse mit Tarno verschwunden. Wohin sie sich gewendet haben mögen, wußten die Schreibenden beim Abgang ihrer Briefe noch nicht.

Wilhelm war von der Nachricht, daß man Mathilden mit dem leichtfertigen Friedrich habe verbinden wollen, so erschrocken, daß er seine Bewegung nicht verbergen konnte. Die Flucht der Baronesse mit Tarno erschien ihm weniger bedeutend. Er hatte schon vor Jahren ein geheimes Einverständniß dieser Beiden vermuthet, und konnte nicht anders

urtheilen, als daß die Entfernung der in den schönen Kreis so wenig passenden Frau diesen wohl anfangs, des Auffallenden wegen, betrübend, späterhin aber gewiß nur erfreulich für ihn seyn könne. Es fiel ihm ein, daß sein Freund jetzt keinen Grund mehr habe, von dem Gute des Barons sich entfernt zu halten, wodurch die entstandene Lücke gewiß auf's schönste wieder gefüllt werde.

»Dasselbe,« sagte Coucy, »baten alle übersandten Briefe und Sie werden nicht zweifeln, wie gern ich dem Rufe folgte. Aber die bloße Möglichkeit, dem Vaterlande nützen zu können, muß mich doch mehr bestimmen, als die Gewißheit eines ansprechenden Glückes. Einstweilen werde ich den Freunden den Anselmus mit einem Transport von Bergleuten zusenden und halte mich

überzeugt, daß der bewegliche Mann das Leben bei ihnen auffrischen werde. Für den guten Baron und den Grafen muß er schon darum ein trefflicher Gesellschafter seyn, weil er in ihre Lieblingsideen gewiß zu Anfang eingehen, aber mit deren starrer Unveränderlichkeit sich auf die Dauer gewiß nicht vertragen wird. Später wird auch Ludolf seine Gemälde, die er für den Grafen fertigte, dorthin bringen und vielleicht sich da festhalten lassen. Ihnen aber werde ich alles, was mir am meisten am Herzen liegt, anvertrauen. Es wird wahrscheinlich eine Reise in das Elsaß, mein Vaterland, dabei nöthig seyn. Aber ich weiß, daß Sie für den Freund die Mühe nicht scheuen.«

Unser Freund wiederholte in den lebhaftesten Ausdrücken seine Bereitwilligkeit, alles und jedes, was Coucy von ihm fordern werde,



zu übernehmen. Er hatte sich nie so gehoben gefühlt, als bei diesem vielfagenden Beweise des Zutrauens eines in seiner Achtung so hoch stehenden Mannes.

---

## Zwölftes Capitel.

---

**U**nsere vier Freunde lebten bei aller Thätigkeit jetzt mehrere sehr angenehme Tage, indem Jeder eine unterschiedliche Beschäftigung für die einsamen Stunden und doch Sinn und Neigung hatte, sich den Übrigen auf das nächste anzuschließen. Ludolf arbeitete an der Vollendung seiner Gemälde, und Wilhelm an der Vollendung seines Trauerspiels; zugleich unterhielten sich Beide viel über die Kunst, und nicht minder über die Personen Mathildens, der Gräfin, des Gra-

fen und des Barons, von denen Wilhelm eben so gern sprach, als Ludolf ihm zuhörte. Zuweilen kam die wilde Emma herüber, um sie wegen ihres Fleißes auszuschelten und zu allerlei kleinen Ausflügen einzuladen, die sie dann gewöhnlich auch mitmachten. Das Mädchen blieb sich in seinem Charakter völlig gleich und Meister überzeugte sich immer mehr, daß sie wirklich ein kräftiges, nur noch wenig entwickeltes Gemüth, wie auch, daß sein Freund Ludolf ihre Scheu vor jeder auf Leidenschaft deutenden Vertraulichkeit nicht übertrieben habe. Dadurch bekam sie in seinen Augen einen eigenthümlichen Reiz, der es veranlaßte, daß er sie gern sah und wohl nicht mit Verlangen, aber mit Wohlwollen und Vertrauen ihr sich näherte.

Junius förderte mit Eifer seine Arbeiten. Er wußte, daß sein Ludolf bald abrei-

sen werde und befürchtete, daß derselbe nicht so schnell zurückkehren dürfte. Ohne ihn zu leben war ihm unmöglich; er wollte sich also rüsten, ihn zu begleiten. Nicht minder thätig war Coucy, um durch Briefe die Lage seiner fernern Freunde ordnen zu helfen, und außerdem arbeitete er noch vieles, was durch die erwartete Umstellung seiner Verhältnisse empfohlen schien. Beide Männer schlossen sich bald sehr nahe an einander an; ihr Alter entsprach sich, sie hatten Beide wohl ein Jahrzehend vor den jüngeren Freunden voraus, und zu ihrer Freude fanden sie einer im andern Landsleute; denn sie waren Beide von den oberen Rheinufern gebürtig. In lichter Gründlichkeit des Wissens stand keiner dem andern nach, und dieses hatte auch ihrem Charakter eine gewisse Gleichheit fester Ruhe gegeben, die sie mit Zufriedenheit an einan-

der bemerkten. — Wenn die beiden Paare zusammenkamen, was regelmäßig alle Tage wenigstens ein Mal geschah, so herrschte jedoch die Kunst in der Unterhaltung vor und nur den allgemein interessirenden Mittheilungen aus früheren Erlebnissen wurde daneben eine Stelle eingeräumt.

Bei einem solchen Anlaß kam die Rede auch auf den Bruder Coucy's, dem bekannten Abbé, und auf die Confessionsverschiedenheit beider Brüder.

»Unser Freund Meister,« sagte Coucy, »äußerte darüber schon früher seine Verwunderung, so wie auch über so manche Verschiedenheiten der Ansicht, die zwischen dem Abbé und mir bestehen. Es fehlte mir früher an Neigung, mich darüber zu erklären und er wird das entschuldigen, wenn er bedenkt, daß ich zu dem Behuf in die Erzäh-



lung früherer Verhältnisse hinüberkommen mußte. Jetzt ist er damit bekannter und da wir vielleicht bald uns trennen, aber gewiß öfter unserer gedenken werden, so will ich das Vergessene nachholen.«

»Meine Familie stammt, wie Sie schon beiläufig gehört haben, aus dem südlichen Frankreich, wo sie in früheren Zeiten nicht ohne Ruf, später aber auf ein einziges Stammgut beschränkt und deshalb ziemlich übersehen war. Mein Vater, der einzige Erbe des mäßigen Vermögens, faßte darum in jüngeren Jahren den Entschluß, die verschuldete Burg den Gläubigern ganz abzutreten, da er sich nicht überwinden konnte, lebenslänglich sich mit der Verbesserung seiner Wirthschaft zu quälen, und die zum Theil armen Familien seiner Gläubiger durch die damals noch geltenden Vorrechte seines

Standes in Verlegenheit zu setzen. Nach allem, was ich von ihm gehört habe, denn ich habe ihn nicht gekannt, war er ein sehr braver, ehrliebender Mann und was ich nicht übergehen darf, in dem Äußerlichen seines kirchlichen Glaubens sehr gewissenhaft. Er nahm Dienste in dem Heere seines Königs und fand Gelegenheit, sich durch seinen Muth hervorzuthun und zu einigem Ansehen emporzuarbeiten. Als jedoch der Friede zurückkehrte, mußte er erfahren, wie viel ihm mit dem Mangel an Familienverbindungen fehlte. Er wurde bei der Verminderung des Heeres zwar ehrenvoll, aber doch mit einer sehr kargen Besoldung entlassen und seinem eigenen Schicksale zurückgegeben. Jetzt siedelte er sich in dem Elsaß an und lebte von dem Erwerb, den seine Tüchtigkeit in den mathematischen Wissenschaften ihm zuwandte.«

»Auf einer kleinen Reise, die er über den Rhein in das südliche Deutschland machte, lernte er meine Mutter kennen. Sie zog ihn bald durch ihr ganzes Wesen an. Da sie aber von einem sehr angesehenen evangelischen Hause und mit einer jüngeren Schwester Erbin aller der weitläufigen Besitzungen war, die ihren Eltern als Lehne oder durch Ankauf zugehörten, so würde mein Vater seine Neigung wohl verheimlicht und überwunden haben, wenn sie nicht gleichzeitig eine noch stärkere zu ihm gefaßt hätte. Es fand große Schwierigkeit, ehe die Eltern meiner Mutter in ihre Verbindung mit meinem Vater willigten. Aber der Tod meines Großvaters, die Nothwendigkeit eines männlichen Beistandes bei den leicht vorauszu sehenden Lehenstreitigkeiten, die treue Hülfe meines Vaters und sein ganzer Charakter

überwanden endlich die Abneigung vor seinem Bekenntniß. Die Verbindung kam zu Stande und scheint das, was man gegen Ehen von gemischtem Bekenntniß vorbringt, von Seiten des Glücks und der Zufriedenheit beider Vermählten bündig widerlegt zu haben.«

»Aber mit wie gutem Grunde man solche Verbindungen dennoch widerrathe, zeigte leider der Erfolg. Die Anverwandten und der Lehenhof hatten die Bedingung gemacht, daß einer der Söhne, mit denen der Himmel das junge Paar segnen möchte, wider die gewöhnliche Regel in dem evangelischen Bekenntnisse erzogen werden solle, und mein Vater war damit zufrieden gewesen. Mein Bruder wurde zuerst geboren. Da die Besitzungen als Majorate ihm dereinst zufallen mußten, so wendeten die Glaubensgenossen

meines Vaters ihren ganzen Einfluß bei diesem an, damit das Kind gleich von einem katholischen Priester getauft würde. Dem Einflusse des Beichtvaters gelang es sogar, die Mutter zu überreden, daß das Gesetz, welches eigentlich alle Söhne der Confession des Vaters zuspricht, diese Genugthuung heiße und so wurde mein Bruder der katholischen Kirche bestimmt.«

»Man mochte dabei wohl auf ein längeres Leben meines Vaters gerechnet und sich Hoffnung gemacht haben, daß auch die Mutter dann mit der Zeit zu dem Bekenntnisse des Mannes und des Erstgeborenen sich bequemen werde. Aber der Himmel wollte es anders. Nach zwei Jahren wurde ich geboren. Der Vater setzte über den Rhein, um mit seinem Beichtvater, der jenseit des Stromes wohnte, wegen der Übertragung der



Taufe an einen evangelischen Pfarrer zu reden. Er wurde bis in die Nacht aufgehalten; das Wasser war stürmisch; das leichte Boot schlug um und ich verlor meinen Vater wenige Tage nach meiner Geburt.«

»Die Verwandten meiner Mutter konnte nun nichts abhalten, mich durch einen Geistlichen ihrer Confession taufen zu lassen. Zwar versuchten die Katholiken noch jetzt alles, um das zu hindern. Der Schiffer, welcher meinen Vater übergesetzt hatte, war gerettet worden und bezeugte vor Gericht, daß mein Vater kurz vor seinem Tode sein jüngstes Kind dem Priesterstande gelobt habe. Aber diese Aussage hatte durchaus nicht den erwünschten Erfolg. Die mütterliche Verwandtschaft hatte das bürgerliche Recht und die Stipulationen des Ehecontrakts auf ihrer Seite, und da sie schon vorher beabsichtigt

hatte, meinen Bruder zum ehelosen Stande zu erziehen, so drang sie jetzt um so mehr darauf, daß das von dem Schiffer bezeugte Gelübde allerdings, aber in rechtlicher Form erfüllt werden und der katholische Sohn künftig in den Klerus hinübertreten müsse. Nach einigen rechtlichen Weiterungen erlangten sie alles, was sie suchten.«

»Wir beiden Knaben wurden hierauf frühe getrennt. Das Mißtrauen war durch das Vorgefallene zu lebhaft angeregt, als daß die Katholiken meinen Bruder in der Nähe seiner Mutter gelassen, oder die Verwandten der Letztern ihrerseits in unsere gemeinschaftliche Erziehung gewilligt hätten. Erst als unser beider Confession durch uns selbst bestätigt war, ließ man uns Brüder wieder zusammenkommen, und vielleicht wäre es auch da noch nicht geschehen, wo nicht unsere

Mutter gestorben wäre und uns als Waisen zurückgelassen hätte. Mein Bruder hatte das Unglück gehabt, von sehr beschränkt denkenden Geistlichen erzogen zu werden. Er war in seinem ganzen Wesen höchst unfrei, in seinem Benehmen ängstlich, in allem Wissen vernachlässigt. Bloß die kirchliche Lehre und die Polemik gegen das evangelische Bekenntniß hatte man ihm auf's Beste gelehrt. Dagegen war ich nach einem Entwurfe unterrichtet und erzogen, den der Gemahl von der Schwester meiner Mutter angegeben, und der noch jetzt meinen Beifall hat, nur daß der Sinn für den Glauben gar nicht angesprochen und durch die Methode meiner Lehrer beinahe getödtet wurde. Ich kann das Gefühl gar nicht beschreiben, in welchem ich zuerst mit meinem Bruder zusammenlebte. Seine ängstliche Geistesbeschränkung war mir

eine stete Aufforderung zur Betrübniß. Er dagegen machte mir wegen meiner Nachlässigkeit in äußern Andachtsübungen unaufhörlich die ernstesten, wohlgemeintesten Vorstellungen.

»Reden Sie von dem Abbé?« fragte Wilhelm erstaunt.

»Eben von dem,« sagte Coucy; »so war er damals. Freilich war etwas in ihm, das aufmerksamen Blicken eine künftige Veränderung hätte verrathen können. Man konnte ihm abfühlen, daß er das Joch einer fremden Form trug. Aber er selbst hielt sie für eigen und beachtete sie um so ängstlicher, je weniger sie ihm paßte und je mehr sie ihm doch als das Wichtigste vorgestellt war. Ich war nicht minder übertriebener Evangelischer, wie er peinlich ängstlicher Katholik. Die brüderliche Liebe war durch unser

Verwaisen in uns Beiden gleich hoch gestiegen. Wir liebten einander ohne Maß, weil wir so wenige hatten, die wir lieben konnten. Aber wir bewiesen unsere Zuneigung auf die sonderbarste Art in unaufhörlichen Streitreden. Mein Bruder glaubte nichts Angelegneres zu haben, als meine Seele nach seiner Vorstellung zu retten. Und mir kam es nicht aus dem Sinne, daß er unglücklich seyn müsse, und ich wollte ihn frei haben. Die Erwachsenen, wo sie Zeugen unserer Zänkereien waren, lächelten. Ich kann mich nicht mehr besinnen, wie gründlich oder ungründlich die Sache von uns damals behandelt wurde. Es gelang keinem, den andern zu überwinden; aber unsere Liebe blieb ungeschmälert, und vielleicht gerade darum blieb in jedem von uns etwas von der Meinung des Gegners haften, das sich nachher ent-



wickelte. — Noch ehe mein Bruder mündig war, und also die Frage über das Erben der Güter von neuem in Anregung zu kommen brauchte, theilte er mir seinen Entschluß mit, wirklich die Tonsur zu nehmen. Es kränkte mich im tiefsten Herzen und ich versuchte nochmals, alle seine Gründe zu entkräften. Aber gegen den einen, daß des Vaters Gelübde erfüllt werden müsse, wußte ich selbst nichts vorzubringen. Einen zweiten Grund verschwieg er mir, und ich fiel nicht darauf, ihn zu errathen. Er wollte den Zureden unserer Verwandten entgehen, die ihn unter Vorstellung des reichen Erbes zum Austritt aus seiner Kirche häufig anreizten. Sein damaliger Gemüthszustand konnte diesen Gedanken nicht ertragen, und seine aufrichtige Liebe zu mir machte es ihm leicht, mir den Besitz aller Güter zuzuwenden. Ohne

Vorwissen irgend eines Andern außer mir, reifete er in das Innere von Frankreich ab, und meldete uns seinen Aufenthalt erst zugleich mit der Nachricht, daß der entscheidende Schritt bereits gethan sey.«

»Die Frage über die Beerbung der Güter schien meinen Verwandten nun erledigt. Aber aus den Gesprächen, die darüber jetzt häufig geführt wurden, vernahm ich nun erst, was man bis dahin mir als dem jüngeren Sohne zu sagen nicht für gut gefunden hatte. Ich empfand eine tiefe Beschämung, meinem Bruder an Liebe und Kraft nachstehen und durch sein Entbehren reich werden zu sollen. Es schien mir Frevel, als jüngerer Bruder mir das anzumaßen, was nach uralten Rechten dem älteren gehörte. Ohne zu bedenken, was ich that, ohne die Unlösbarkeit des priesterlichen Gelübdes bei den Katholiken zu

kennen, entfernte ich mich bald nach jener von meinem Bruder erhaltenen Nachricht ebenfalls. Ich schrieb unserm Oheim vom Elsaß aus, daß ich bis zum Tode meines Bruders unter keiner Bedingung die väterlichen Güter antreten und auch nie mich vermählen würde, bevor sein Recht anerkannt und ihm zugesprochen sey. Dann suchte ich meinen Bruder in der französischen Hauptstadt auf, um noch einmal alle Beredtsamkeit, die mir zu Gebote stand, aufzubieten, daß er seine Confession verändern oder wenigstens die väterlichen Güter in Anspruch nehmen solle. Es war aber alles vergeblich. Unsere Liebe zu einander erhielt durch den Wettstreit neue Nahrung; doch das einzige, worin wir übereinkamen, war, daß wir Beide die Güter nicht wollten.

»Um nicht wider meinen Willen zu dem,

was ich für unrechtlich hielt, gezwungen zu werden, entschloß ich mich, ehelos zu bleiben und nach meines Vaters Beispiel in Kriegsdienste zu treten. In Frankreich hatte ich als Evangelischer wenig Aussichten; ich kehrte also nach Deutschland zurück. Über das Folgende kann ich kurz seyn. Was ich in vielfachen Verhältnissen war, wurde, that oder erfuhr, erzählt sich besser beiläufig bei gegebenem Anlasse. Mein Bruder bildete sich in Paris zum denkenden und gewandten Mann um. Wie vorauszusehen war, sprengte er die Bande, die seinen Geist zu eng umstrickten, und nun mochte es ihm an einer besseren Form fehlen. Indem er sich von dem Aberglauben loswand und dem Beispiel folgte, daß so viele berühmte Männer an dem Orte seines Aufenthalts in gleicher Lage gaben, entfernte er sich gleich ihnen auch von

dem bessern Glauben, ja, ich kann es nicht läugnen, zuweilen auch von dem, was ein reines Gefühl allein für sittlich halten kann. Bei dem Allen blieb aus seiner Jugendzeit etwas zurück, das ihn vor dem gewöhnlichen eitlen Egoismus französischer Denker bewahrte. Seine Liebe gegen mich bewährte sich zu allen Zeiten. Gewiß war es ihm wohlthätig, daß die Zeitumstände ihn aus Frankreich entfernten. Er zog nun zu dem Oheim, der meine Erziehung geregelt hatte und mit dem ich noch in Briefwechsel stand. Sein Sinn stimmte jetzt weit besser mit dessen Ansichten, als der meinige je gethan hatte. Das Zusammenleben beider Männer befestigte jeden in seinen Überzeugungen; mein Bruder übernahm die Erziehung der Pflegebefohlenen des Oheims, und wer von Ihnen diese kennt, den Freiherrn Lothar mit



dessen Geschwistern, der wird finden, daß er bei seiner Behandlung sich durch die selbst gemachten Erfahrungen leiten ließ.«

»Es sind einige Jahre, seit wir wieder in größerer Nähe bei einander lebten. Ich vermag es nicht zu sagen, wie mir war, als ich den Bruder wiederfand. Zwar hatten wir von Zeit zu Zeit Briefe gewechselt und ich wußte, daß er längst nicht mehr strenger Katholik war, ja, daß ich es mit religiösen Dingen jetzt ernster nahm als er. Aber dabei war die alte Vorstellung von ihm noch lebhaft und unverändert in meinem Gedächtniß geblieben. Wie soll ich mein Erstaunen bezeichnen, da ich ihn ganz, wie er jetzt ist, vor mir sah? Bloß seine Liebe hatte nichts verloren und er suchte mich mit aller Kunst und Mühe zu einer Vermählung zu bewegen, welche unsern alten Streit über die Gü-

ter friedlich schlichten sollte, indem sie unser Beider Rechte vereinte. Es war dieses Mal nicht Eigensinn von meiner Seite, was den Plan vereitelte. Und so stehen wir noch gegenwärtig zu einander, höchst ungleich in unsern Ansichten und doch eng mit einander verbunden. Die Güter werden von treuen Verwaltern in Stand gehalten; aber keiner von uns Beiden wird sich zu mehr Einnahme verstehen, als dem jüngern Sohne zukommt, bis der Tod des Einen die Frage löset.«

Alle hatten die Erzählung mit großem Antheile gehört, und Junius erinnerte sich aus früheren Jahren sehr wohl, daß der seltene Wettstreit der Uneigennützigkeit in dem Vaterlande Aufsehen erregt habe. Er trug nach, was Coucy übergangen hatte, daß die von beiden Brüdern zurückgewiesenen Ein-

künfte, nach ihrer gemeinschaftlichen Abrede, jährlich zum bleibenden Besten der Gutszugehörigen und der ganzen Umgegend verwandt wurden.

Unsern Freund Meister hatte besonders das, was er vom Abbé erfuhr, angezogen. »Ich bin Ihnen für diese Mittheilungen Dank schuldig,« sagte er nachher zu Coucy. »Bis hierhin war mir der Charakter Ihres Bruders ein Räthsel, das hinter sieben Schleiern ruhte, und weil ich mich über ihn beklagen zu dürfen glaubte, so war ich ungerecht gegen ihn. Jetzt finde ich es bestätigt, daß man jeden Menschen aus dem Gange seiner Erziehung am besten begreift. Ja, ich gestehe, es thut mir wohl, daß auch in demjenigen Gemüthe einst Irrthümer und Spaltungen sich fanden, das ich bisher für das besonnenste und kälteste hielt, welches

mir je vorgekommen. Eben das söhnt mich mit ihm aus. Ich vergesse seine wunderlichen Erziehungsmaximen, nach welchen er Lothar und Friedrich gewiß nicht zu ihrem Vortheil leitete; denn nach seinen Erfahrungen mußte er alles zwingende Eingreifen lassen.«

»Mein Bruder,« antwortete Coucy, »erzog nach seinen einseitigen Erfahrungen und nach Religionsansichten, die vom Volke nicht anerkannt sind, noch je anerkannt werden können, und Beides ist gleich gefährlich. Übrigens ist die regellose Sinnlichkeit, die Lothar's wie Friedrich's ursprünglich gute Natur zur vollen Unbedeutenheit herabzieht, nicht sowohl Folge seiner Behandlung, als ihres Zusammenlebens mit Tarno. Sie werden so billig seyn, meinen Bruder nie mit diesem Manne in Vergleich zu stellen. Was

Gener war, ist dieser nie gewesen und wird auch nie werden, was mein Bruder noch immer ist. Gebe der Himmel, daß er für immer aus dem Kreise ausgetreten sey, auf den er nur nachtheilig wirkte; denn er gehört, ähnlich der Baronesse und nur noch in höherem Grade wie diese, zu den Menschen, deren mißgeschaffenem Gefühle nur im Unheiligen wohl ist.◊

---



### Dreizehntes Capitel.

---

Das Verhältniß, in welchem nach Coucy's Erzählung die beiden Brüder erschienen, gab den jüngern Freunden reichen Stoff zu Betrachtungen. Sie stimmten darin überein, daß Beide mit einem ausgezeichneten Geiste begabt und wie zum Herrschen über ihre Umgebungen berufen seyen, und daß gerade hierin der Schlüssel liegen müsse, weshalb sie, sonst so ungleich auf so ausgezeichnete Weise an einander fest hielten. Ludolf kannte den Abbé nur aus den von Wilhelm mitge-

theilten Heften, und wollte in seinem Benehmen doch etwas Jesuitisches finden; aber Wilhelm lehnte sich dagegen auf. »Ich muß freilich gestehen,« sagte er, »daß die Art, wie er mich behandelte und täuschte, mir noch immer eines geraden Mannes unwürdig erscheint. Bei aller Unklarheit, die einem hellen Geiste damals an mir widerwärtig seyn mußte, hätte ich doch, wie mir scheint, erwarten dürfen, daß er mich einem Lothar, Tarno oder Friedrich gleich setze und seiner eigenen Erfahrungen dabei gedenken werde. Aber wenn ich nur seine Bruderliebe bedenke und daß es ihm möglich war, bei seinen andern verunglückten Versuchen, doch eine Natalie zu bilden, so kann ich ihm den Sinn für das wahrhaft Schöne und Gute nicht absprechen und nehme gern an, daß er besondere Gründe hatte, weshalb er eben

mich mit einem Mangel an Achtung, mit einer Ironie behandelte, die von seinen Untergeordneten nur schroffer wiederholt wurde. Ich bin entschlossen, der Gelegenheit nicht auszuweichen, um diesem Geheimniß seiner Gründe auf die Spur zu kommen.«

»Wohl,« sagte Ludolf; »es wundert mich nur, warum Du den Versuch nicht schon früher gemacht hast; er liegt doch so nahe.«

»Außer dem Zutrauen zu mir selbst,« sagte Meister, »fehlte mir auch das Zutrauen zu ihm, und wie hätte ich also darauf fallen können, mich ihm zu nähern? Erst seit ich weiß, daß er auch Lehrjahre machte und darin nicht besser bestand als ich, fühle ich mich weniger durch die Erinnerung meiner ihm bekannten Schwäche gehindert. Bis hierher war der Mann selbst mir ein Räthsel und

fein angenehmes, und eben darum strebte ich ihm entgegen. Jetzt ist er mir selbst klarer geworden und das Räthselhafte bleibt nur noch in seinem, seinen eigenen sonstigen Grundsätzen widerstreitenden Benehmen gegen mich zurück. Er, der bei Erziehung und Schicksal Jeden sich selbst überlassen will, muß besonderen Anlaß gehabt haben, weshalb er sich in die Lenkung meines Schicksals so anscheinend unberufen einmischte. Als Vertrauter seines Bruders hoffe ich schon, ihn zu einem größeren Maße von Offenheit zu zwingen und das ist mir Bedürfniß, um mich mit meiner eigenen Vergangenheit zu verständigen.«

Ludolf billigte das ganz, ja, er erklärte es beinah für nothwendig. »Es kommt mir fast vor,« sagte er, »als ob der Abbé Natalia zu seinem Liebling erkoren habe, sein

ganzes Benehmen gegen Dich daraus erklärt werden müsse, daß er sie Dir nicht gönne. Da nun Deine eigene Überzeugung sich ebenfalls umgestellt hat, so ist immer zu versuchen, was eine Verständigung für Folgen haben werde.«

»Deine Vermuthung wegen des Abbé's,« sagte Wilhelm, »möchte wohl zutreffen; wenigstens scheint manches zu beweisen, daß, so wenig er, als irgend einer der nächsten Verwandten meine Verbindung mit Natalien wünscht. Aber was anders, als Nataliens Liebe zu mir konnte sie dann zur Einwilligung bestimmen? Und diese vorausgesetzt, sollte ich etwa mit dem Abbé darüber Rath pflegen, wie mein frei gegebenes Wort zu umgehen sey?«

»Nun still nur,« versetzte Rudolf; »über den Punkt kennen wir uns schon, und was



Nataliens Liebe betrifft, so haben wir auch darüber schon gesprochen und Dein eigenes Gefühl stimmt mir bei.« Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sagte: »es ist in alle dem, was das letzte Heft Deiner Lehrjahre erzählt, so viel Widersprechendes und Räthselhaftes, daß man es ohne Talisman nicht aus einander wirrt. Der Abbé scheint mir von allen damals handelnden Personen der Einzige, der eigentlich wußte, was er wollte, und es ist Recht, daß der Priester ein Mal selbst beichte.«

»Ich werde ihn sehr wahrscheinlich bald wieder sprechen,« antwortete Meister und erzählte dem Freunde nun, daß er in Coucy's Auftrag vermuthlich bald nach dem Elsaß reisen werde, wobei eine vorläufige Rücksprache mit dem Abbé sich natürlich empfehle.

Sie wurden von einem Diener unter-

brochen, der die Ankunft des Anselmus meldete. »Der muß etwas abhaben,« sagte Ludolf schnell, »für die Art, wie er Dir und früher auch mir mitgespielt hat. Das wird uns zugleich aus dem zu großen Ernste wieder heraus helfen. Siehe da, unser Publikus!« rief er dem Eintretenden entgegen. »Wir haben Sie ja lange nicht gesehen?« Er erzählte hierauf sogleich, daß er und Junius sich noch immer darüber stritten, ob der Bergrath mit größerem Rechte Publikus oder Publikum zu nennen sey. »Ich,« sagte er, »behauptete das erstere, weil kein Geheimniß bei ihm aufgehoben und er der gerade Gegensatz eines Secretairs ist. Junius aber wollte ihn Publikum genannt wissen; denn sein Charakter sey mit dem dieses seltsamen Wesens ganz und gar derselbe und zudem geschlechtlos.«

»Wirklich,« versetzte Meister lachend, »eine interessante Streitfrage. Wenn sich ein Volk mit einem Einzelnen vergleichen ließe, so wäre der Name Publikum wohl vorzuziehen. Herr Anselmus hat es mit unsern deutschen Landsleuten gemein, daß er für alles Neue Begeisterung fühlt, nur aber immer damit zu kurz kommt.«

Der Angegriffene war weit entfernt, über diese Neckereien böse zu werden. Er hörte mit seinem eigenthümlichen düstern Lächeln zu und da Ludolf noch damit fortfuhr, sagte er bloß, indem er auf diesen hindeutete, zu Wilhelm: »Hüten Sie sich vor dem Menschen, er ist nicht zu retten.«

»Doch,« sagte Ludolf. »Wenn Sie ein Bergamt für mich hätten, wer weiß, was am Ende möglich wäre?«

»Nein,« versetzte Jener, »Sie sind zu

allen ernstest Sachen verdorben; Ihnen kann man nichts anvertrauen. Sie sehen die Welt nur als eine große Bilderkammer, die portrairt werden soll. Wo ist Coucy?»

»Ei,« sagte Ludolf, »der ist weit weg. Bleiben Sie hier, wir wollen mit einander streiten. Wenn's möglich ist, so retten Sie uns Beide. Es wäre schön, wenn wir über eine halbe Stunde so recht enthusiastische Bergmänner wären.«

»Was kann das Spotten helfen?« versetzte Anselmus. »Es wird nicht Jedem so gut, wie Ihnen, daß er nur für eine einzelne Fertigkeit Sinn hat und immer auf demselben Fleck stehen bleibt. Sie konnten einmal nur ein Maler werden, und Ihre Anlage ließ sich auch nicht unrecht deuten. Sobald Jemand sein rechtes Element hat, mag er darin bleiben. Wenn aber Andere,

die das Beste suchen, länger am Suchen verharren als Sie, wie kann es Ihnen einfallen, die nach sich zu messen? Malen Sie getrost bis an's Ende, aber verführen Sie mir den Meister nicht. Er ist zu etwas Besserem berufen, als Farben auf die Leinwand zu tragen.«

»Nun muß ich Sie Publikum nennen,« rief Ludolf mit angenommener Hitze. »Haben Sie es denn ganz und gar vergessen, wie Sie täglich bei mir standen, Farben riechen und bald hier bald dort ein Gesicht wollten gesehen haben, das des Malens, der Ewigkeit im Ausdruck des Augenblicks, wie Sie pomphast sagten, werth seyn sollte? Wie manche krumme Eiche haben Sie im Walde aufgesucht, um mich nachher zu dem malerischen Baume zu zerren, und hatten keine Ruhe, bis ich Ihnen den Willen that?



Haben Sie das denn ganz vergessen?« —  
 »Sie haben mich durch Schaden klug gemacht,« behauptete Jener. »Wie ich Sie so eingenommen sah von Ihrem Treiben, da konnte ich nicht anders glauben, als darin müsse das eigentliche Glück liegen. Mit der Zeit fand ich freilich, daß der Genuß bald zu Ende ging, und daß eine wunderliche Natur dazu gehört, um ihn immer von neuem wieder vorzunehmen.«

»Es wäre aber möglich,« meinte Wilhelm, »daß sich eine solche Täuschung, wie Sie von sich bekennen, endlos wiederholte, und daß Sie auf diese Weise immer neue Liebhabereien ergriffen, ohne sich je zu entscheiden.«

»Freilich,« versicherte Ludolf. »Das ist's eben, was er selbst sagt, daß er von dem Wahne nicht loskommen kann, als ob

das Glück in der äußeren Beschäftigung und nicht in uns selbst wurzle. Sagte er's nicht ehrlich, daß er gemeint habe, in meinem Treiben, wie er's poetisch nennt, liege das Glück? Mein Treiben gönne ich aller Welt und kann ich Jedem, der Lust hat, als ein Original zum Copiren überlassen. Mein Sinn aber, mein Auge, mein Wesen, das bleibt mir.«

»Wie hochmüthig!« sagte Anselmus.

»Damals meinten Sie ja selbst, ich hätte Ihren Sinn.«

»Das hat Meister vor Kurzem auch geglaubt,« erwiderte Ludolf. »Kennen Sie das Märchen vom Rübezahl, wie er einige Rüben zum Dienste seiner einsamen Geliebten in deren Gespielen verwandelte? Da sahen sie den Originalen so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Aber die Rübenatur schielte

doch in acht Tagen durch die Runzeln.« —  
 »Ist wohl ein Menschenkind hoffärtiger, als die Künstler?« fragte Anselm unsern Freund.  
 »Wir Alle haben nur Rübennaturen, Sie hören es selbst. Es ist gut, daß er nicht der Rübezahl ist, sonst verwandelte er uns der Abwechselung wegen einmal in Rüben, um uns zu zählen.«

»Nicht doch,« sagte Ludolf. »Ich verwandelte Sie in Stein, um Ihnen vorerst Kälte, Ruhe und Dauer zu geben, und diese mineralische Natur müßten Sie dann bei der Rückverwandlung beibehalten.«

»Den Einfall haben Sie von Junius geborgt,« versetzte Anselmus. »Er klingt wie die lebendige Physik.«

»Was kümmert Sie das?« sagte Ludolf. »Junius und ich führen eine Kasse. Aber in der Hauptsache habe ich doch Recht.

Sie haben wohl Eifer, aber keine Stätigkeit, keine durchdringende Besonnenheit, kein Gleichgewicht, kurz, keine Begeisterung.«

»Nun sage ich nicht mehr, daß Sie geborgt haben,« fiel Jener ein. »Denn das ist Ihr eigenes Pferd, auf dem Sie reiten. Ich will wetten,« wandte er sich gegen Meister, »Sie haben die Theorie von der Begeisterung auch schon mit ihm durchmachen müssen.«

Wilhelm lächelte. »Ich will's Ihnen aber beweisen,« rief Ludolf, »weil Sie doch eben einmal das Gründliche haben. Allerdings sieht Ihr Eifer wie Begeisterung aus. Sie reden über das, was sie gerade beschäftigt, mit Wärme, wenn auch eben nicht mit Einsicht. Man denkt, es wird sich geben, er wird in das Verständniß hineinkommen, seine Gefühle und Phrasen werden Überzeu-

gung werden. Ist aber das Fieber vorüber, so bleibt keine Spur irgend eines Vorschrittes, so kehrt unter allen möglichen Betrachtungsweisen des kaum noch vergötterten Gegenstandes die am meisten profaische wieder zurück. Kaum hörte die Malerei auf, Ihnen das Höchste zu seyn, so wurde sie Ihnen nicht etwa das Zweite, sondern etwas ganz Werthloses, Mechanisches, Beschränktes. Ihre Wärme ist wie ein türkischer Bezier, der eine Weile den Großherrn selbst beherrscht, aber mit seinem Sturze sich auch sogleich in den Haufen verliert.«

Anselm hörte Alles mit Geduld an. »Sie mögen zum Theil Recht haben,« sagte er, »aber Sie werden mich bald anders finden.«

»Daran zweifle ich so wenig,« verset-



cherte Ludolf, »daß ich vielmehr glaube, wir werden Sie nur zu oft anders finden.«

Junius und Coucy kamen hinzu. Anselm verklagte beide junge Männer jetzt gemeinschaftlich. »Sie sind Beide schlechte Mentore,« sagte er. »Sie müssen Ihre jungen Freunde kürzer halten. Man hat ja wirklich Noth, wenn man unter sie geráth.«

Junius lachte. Coucy antwortete: »Sie werden überall, wo Sie sich zeigen, als ein Ausreißer behandelt. Wenn Sie zu Ludolf kommen, so wird Ihnen Ihre Abtrünnigkeit von der Malerei vorgelesen und gegen Meister haben Sie's auf andere Weise versehen.«

»Behren Sie sich,« sagte Junius.

»Mir liegt jetzt nichts daran,« versetzte Anselmus. »Ich kam eigentlich nur, um Sie und Coucy zu sprechen, hierher. Sie

könnten mir vielleicht einige nützliche chemische Schriften oder Operationen nachweisen. Und Ihnen, Coucy, wollte ich erzählen, daß die Sache den besten Fortgang hat. Die Familien sind bereit. Vom Baron hab' ich Antwort. Es scheint, als ob wir nun daran denken könnten, aufzubrechen.«

»Das sollen Sie nachher über Tische erzählen,« sagte Ludolf. »Jetzt ist es Zeit zu ernsthafteren Reden. Sie sind angegriffen. Nun halten Sie Stand und fechten sich ehrlich mit uns herum.«

»Wunderlich,« entgegnete Anselm. »Geschäftssachen weisen Sie an den Tisch und die leeren Wortgefechte, zu denen immer noch Zeit ist, sollen als das Ernsthaftere vorgehen. Das kann nur einem Menschen, wie Ihnen, einfallen, der von eigentlichen Geschäften gar keinen Begriff hat.«

»Nicht mir, sondern Ihnen,« entgegnete Rudolf. »Ihre Erzählungen sind für vier Fünftel von uns gar keine Geschäftssachen, sondern bloß für Sie und darum ist's genug, daß man Ihnen den Tisch dafür einräumt.«

»Machen Sie mich nicht böse,« sagte Anselm. »Ich könnte Ihnen noch behülflich seyn, um auch zu dem Baron zu kommen, wo Sie gewiß weit mehr Genuß und Arbeit finden, wie hier.«

»Das ist edelmüthig,« sagte Rudolf. »Und nun will ich auch mit dem Essen eilen, damit Sie bald Ihren Willen haben.«

Über Tische kam Anselmus dazu, seine Mittheilungen in Ruhe und Zusammenhang geben zu können. Ungeachtet Niemand daran glaubte, daß er der mit Leidenschaft ergriffenen Beschäftigung treu bleiben werde,

so mußte man doch anerkennen, daß er zur Ausführung des entworfenen Planes mit rastloser Thätigkeit schon wesentlich beigetragen habe. Nur sah er den Erfolg des Unternehmens in einer solchen unklaren Vergrößerung, daß eben die langsamer und geiziger lohnende Wirklichkeit ihn für die Zukunft wieder umstimmen mußte. Der Gedanke, daß die Fabriken des Grafen mit den Bergwerken des Barons ein Ganzes bilden mußten, war ihm so gewiß, das dadurch herbeigeführte Aufblühen des Wohlstandes so nahe, der Fortschritt des Unternehmens dünkte ihn so gewaltig, daß er gestand, wie er kein glücklicheres Loos kenne, als im Schooße einer auch durch ihn gesegneten Gegend sein Alter zu verleben. Nichts beunruhigte ihn dabei weniger, als die Fahrlässigkeit des Barons und seine Liebhaberei

für die Ritterzeit. Er hielt sich gewiß, daß er die eine wie die andere überwinden und den Gutsherrn bald dahin bringen werde, sein altes Schloß gleichmüthig stürzen zu sehen, wenn etwa die Gänge unter dem Mauerwerke hingeführt werden müßten. Und wirklich, wenn es ihm gelang, den Baron auch nur die Hälfte von dem glauben zu machen, was er selbst glaubte, so konnte man seine Erwartung billigen.

»Es ist löblich,« sagte Junius scherzend, »daß Sie die Gegend so schnell emporbringen. Man wird gut thun, sich in Ihrem kleinen England zeitig anzukaufen, ehe der Raum fehlt.«

»Sie sind willkommen,« versetzte Anselm, »denn wir können Sie gebrauchen. Aber der Ludolf mußte erst Probezeit halten, ehe er kommen dürfte.«



»Ich schweige,« sagte Rudolf, »und es soll mich auch kein Anderer vertheidigen, denn ich bin in der Pönitenz.«

»Wie so?« fragte Meister, »worin hast Du Dich denn vergangen?«

»Ich hab's noch nicht,« antwortete jener; »aber ich habe mir vorgenommen, mich an dem Anselmus zu vergehen und nun will ich, damit heut Abend kein Rest ist, auf gut päpßlich voraus Pönitenz thun.«

Anselm lachte mit den Andern und behauptete, daß zuerst alte Schuld gelöscht werden müsse.

»Es scheint,« sagte Meister, »als ob Ihr Beide über Eure anzüglichen Redensarten Buch führtet, nur daß Credit und Debet etwas in der Wirre sind.«

»Freilich,« versicherte Anselm. »Aber Ihr Vergleich bringt mir's in Gedanken,

daß Sie von Haus aus Kaufmann waren. Freund, Sie könnten unserer Niederlassung die rechte Rundung geben, wenn Sie die ehemalige Beschäftigung wieder aufnahmen. Denn Manufakturen und Fabriken können beide der Vermittelung des Handels nicht entbehren.«

»Der Anselm ist heute ganz allerliebste!« rief Ludolf. »Erst die Dekorationsmalerei zu Coucy's Entwürfe war ein wahrhaftes Muster der schnellen und glänzenden Arbeit. Und nun die Beförderungen auf die Art, als wenn man eine Kuh bei dem Schwanze aus dem Stalle zieht, die übertreffen an Lieberalität alles.«

»Nun,« sagte Anselm gelassen, »ein Kaufmann im Großen wiegt doch wahrhaftig wohl einen Dichter auf.«

»Nach Nürnberger Fleischergewicht überwiegt er ihn,« sagte Ludolf.

»Nacht's Andern weiß, daß Ihr Pönitz thut,« rief Anselmus. »Ihr haltet ja nicht einmal das Wort, daß Ihr mich über Tische wolltet zufrieden lassen.«

»Es ist wahr,« antwortete Ludolf, »darum will ich auch lieber vom Tische aufstehen.« Er ging hinaus, um die Pferde aufzäumen zu lassen. Denn nach seinem Vorschlage mußte man den Nachmittag bei dem hellen Wetter im Freien zubringen.

»Sie müssen fürwahr den Ludolf kürzer halten,« sagte Anselm zu Junius, als Jener kaum die Thür hinter sich hatte. »Es ist Schade, daß er seine guten Anlagen so vergeudet.«

»Nun,« versetzte dieser, »vor nicht gar zu langer Zeit meinten Sie ja, Ludolf müsse

mich mehr aufregen. Denn es sey Schade, daß ich in den trockenen Studien ein so langweiliges Leben führe.«

»Ja damals,« sagte Anselm, »da hatte er mich geblendet mit seinem Wesen.«

»Schelten wir unsern Ludolf nicht,« sagte Coucy. »Wenn irgend Jemand ein in sich zusammengehaltenes und doch freies Wesen hat, so gewiß er. Und das ist für einen Künstler das Unentbehrlichste. Seine Scherze werden Sie ihm am allerleichtesten nachsehen können, denn ich glaube, daß Sie am meisten mit ihm zu streiten haben.«

Indem Ludolf zurückkam, sagte er's dem Anselm auf den Kopf zu, daß er wider ihn gesprochen und die Andern aufgefordert habe, ihn zu bessern. »Nicht, als ob ich gehorcht hätte,« sagte er, »aber ich kenne seine Weise. Und damit,« behauptete er, »ist meine vor-

läufige Pönitenz vollständig. Nun, Bergrath, hütet Euch, nun kommen meine Sünden.«

Er meinte es indeß nicht so übel. Während des übrigen Tages ließ er von dem geschäftseifrigen Anselmus ab und hielt sich an unsern Freund. Jener begleitete die älteren Beiden Abends nach ihrer Wohnung und die Jüngern kehrten von dem Vergnügungssritte allein zurück.

Wilhelm konnte seine Verwunderung nicht bergen, daß Anselmus sich Ludolfs Neckereien so gefallen lasse. Ludolf meinte, wie der wunderliche Mensch der Nachsicht bedürfe, so müsse er sie auch geben. Es sey jedoch löblich, daß er sie willig gebe, ohne darüber zu rechnen. Über die falsche Empfindlichkeit sey er weit hinaus und im Grunde seines Wesens von zuverlässigem Wohlmeinen.



»Man kann sich's nicht anders denken,« sagte Wilhelm, »und doch würde ich nicht gewagt haben, so auf ihn einzufallen, wie Du.«

»Wir kennen uns länger,« versetzte Ludolf. »Und soll ich's sagen, es hätte aus Deinem Munde auch anders gelauret. So wie Du Alles ernster nimmst, so erscheint auch alles, was Du gibst, ernster. Wer volle Redefreiheit haben will, der muß jeden Gedanken immer frisch, wie er entsteht, über die Lippen schaffen. Mit jeder Minute, die er liegen bleibt, wird er fühlbar schwerer, und auch der Blöde unterscheidet es leicht, ob ein Einfall das Kind des Augenblicks, oder ob er vorher besichtigt ist. Und billig nimmt man jenen anders auf, als diesen.«

Ende des vierten Buches.

Von dem Verfasser der „Wanderjahre Wilhelm Meisters“ sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Über die Natur des Menschen und seines Erkenntnißvermögens. Leipzig, Reclam. 1817.

Poesie der Jugend. Zweite Auflage. Berlin, Reimer. 1823.

Die Perlenkette. (Erzählungen und Aufsätze.) 2 Theile. Quedlinburg, Basse. 1820.

Historisch = kritische Untersuchung der Liblischen Urgeschichte. Halle, Gruner. 1821.

Wilhelm Meisters Tagebuch. 2 Bände. 2te Auflage. Leipzig, Fr. Fleischer.

Maria, oder die Frömmigkeit des Weibes, eine Charakteristik. Zweite Auflage der Gedanken v. Fr. Gräfin. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1825.

Kritik der Schulen und der pädagogischen Ultra's unserer Zeit. Bremen, Heyse. 1824.

Grundzüge des Christenthums. Dritte Auflage. Hamburg, Campe. 1826.

Palmenzweige. Berlin, Reimer. 1824.

Die Wiederherstellung des ächten Protestantismus, oder über die Union, die Agende und die bischöfliche Kirchenverfassung. Hamburg, Campe. 1827.

---

Wilhelm Meisters

Wanderjahre.

---

Fünfter Theil.

---

Quedlinburg und Leipzig.

Verlag von Gottfr. Basse.

---

1 8 2 8.

Wilhelm Meisters

W a n d e r j a h r e.

---

Fünftes Buch.

## Erstes Capitel.

---

Während die heitern Herbsttage sich allgemach verloren und dem unfreundlichen Vorwinter Platz machten, schienen unsere Freunde über der eifrigen Verfolgung ihrer verschiedenen Zwecke davon wenig zu bemerken. Aus Furcht vor der unangenehmen Jahreszeit sputeten sie sich, von ihren Arbeiten so weit loszukommen, daß sie mit innerer Zufriedenheit sie abbrechen und den gemeinsamen Aufenthalt gleichzeitig verlassen könnten. Gerade dieser Wunsch aber vertiefte sie in ihre Geschäfte so sehr, daß jene Furcht



darüber ihren Grund verlor und die regnichten Tage und Wochen ihnen schnell und angenehm über dem Wetteifer dahinslossen.

Anselm allein fand sich gedrungen, an die Beschleunigung der Abreise fleißig zu mahnen. Der wunderliche Mann hatte seinen Einfall, den er für einen völlig neuen Lebensplan hielt, mit einem Eifer verfolgt, wie er ihn bei jeder veränderlichen Richtung seines Strebens zu zeigen pflegte. Eine gute Anzahl bergmännischer Familien war schon seit einiger Zeit aufgebrochen, um nach den Gütern des Barons zu verziehen; ja es wären, von den betäubenden Schilderungen ihres Bergraths verlockt, noch weit mehre nachgefolgt, wenn nicht Coucy es im Stillen verhindert hätte. Dieser traf alle nöthige Vorkehrungen, daß es den Auswandernden weder auf dem Wege, noch bei ihrer An-

Kunst an dem Erforderlichen gebräuche. Er stand mit dem Baron und den einsichtsvollsten Nachbarn und Untergebenen desselben im ununterbrochenen Briefwechsel und bestrebte sich, den neuen Plan vorsichtig in den Schranken zu halten, welche jedem Versuche ähnlicher Art dringend zu empfehlen sind. Damit aber war Niemand weniger, als Anselm zufrieden. Was nach so vielen durchlebten Wechseln diesen noch reizen sollte, mußte durchaus den Charakter des Uberschwenglichen haben und eine endlose Perspektive darbieten. Mit der Wahrnehmung einer Gränze war sein Eifer alsbald erkaltet. Ohne darum seinem besonnenern Freunde für Rath und Beihülfe irgend erkenntlich zu seyn, äußerte er sein Mißvergnügen über dessen furchtsame Beschränkung des Unternehmens wiederholt und harrte mit Sehnsucht

sucht der Zeit entgegen, wo er die Leitung desselben allein übernehmen würde. Er vermaß sich oft, Coucy's Entwürfe in Zeit von einem Jahre überbieten und dessen übertriebene Behutsamkeit beschämen zu wollen und die Ungläubigkeit der Andern diene nur, ihn in seiner vorgefaßten Meinung zu befestigen. Coucy hütete sich wohl, ihn durch Gründe widerlegen zu wollen, weil bei Anselms Sinne die Lähmung seiner Thätigkeit dann ohne allen Zweifel eintrat. Er begnügte sich, den Ungeduldigen auf eigene spätere Erfahrungen hinzuweisen und die jüngeren Freunde im Zaum zu halten, wenn sie die Lust anwandelte, sich an jenem zu reiben.

Fast täglich kam Anselm zu diesen hinüber, um sie zur Eile zu spornen. Es war abgeredet, daß man zusammen reisen wolle.

Ludolf wollte seine Gemälde abliefern und dann mindestens bis zum Frühlinge bei dem Grafen und dem Baron verweilen. Junius hatte sich entschlossen, mitzuziehen, da Coucy ihm lebhaft zuredete, mehr noch aber, weil er bei seinem Still-Leben sich in seines Ludolf Entfernung nicht finden konnte. Wie es gewöhnlich ist, daß diejenigen, welche keine Befreundungen mit Leichtigkeit einzuleiten wissen, um so zuverlässiger in denen sind, die sie gefunden, so hing der Naturforscher an seinem Ludolf mit einer Innigkeit, deren größter Reiz für Fremde eben darin lag, daß sie als vollendete Natur ihm selbst kaum bewußt war. Auch an Coucy und Meister hatte er sich bereits gewöhnt und mochte gern sein künftiges Leben als ein, mit ihnen gemeinsames denken. Bei seiner Wohlhabenheit und der Art seiner Beschäftigungen hatte

eine Ortsveränderung auch keine Schwierigkeit. Übrigens zeigte er nicht die mindeste Ungeduld nach der Abreise, arbeitete in seiner Art fort, als ob er daran nicht denke, und überließ es ganz den Freunden, wann sie es für gut hielten, aufzubrechen. Anselms stets erneutes Treiben und Spornen änderte darin nicht das Geringste und der Ungeduldige mußte den mit seinem eigenen Wesen so unvereinbaren unerschütterlichen Gleichmuth ruhig ertragen lernen.

Um so mehr fiel er den beiden jüngern Freunden, und besonders Ludolfen mit seinen Aufforderungen zur Eile beschwerlich. Der Maler war es in der That, welcher die Verzögerung am meisten verschuldete. Die Gemälde waren bis zur letzten Vollendung fertig. Aber da er sich in der Landschaftsmalerei doch zurück glaubte und eben des-



halb den Aufenthalt in dieser Gegend, an den Ufern des See's gewählt hatte, so wollte er den reichen Stoff, welchen ihm der Spätherbst bot, nicht ungebraucht verlassen. Seine Liebe zur Kunst war das einzige Leidenschaftliche in seinem schön zusammengehaltenen Wesen und er verläugnete sie auch über den Gefühlen und Wünschen der Freundschaft nie. Daß er bei dem Baron eine ganz andere Gegend fand, wußte er; darum reizten ihn die schönen Ansichten der Wasserpartien nun doppelt und sein geübtes Auge bemerkte täglich neue Scenen und Farben, die er seinen Studien zu sichern wünschte. Kein Tag war so neblig und regenschwer, der ihn nicht ans Ufer und aufs Wasser hinausgelockt und mit neuen Anblicken und Entwürfen entzückt hätte. Anselm wollte darüber verzweifeln und wurde zuweilen

bitterböse, ohne damit etwas zu ändern. Rudolf entgegnete ruhig, daß er selbst ihn am meisten gehindert habe und nun warten müsse, bis alles gethan sey. Coucy und Meister blieben bei diesem täglich erneueten Zanke parteilos; denn der Gedanke, sich aus der Gemeinschaft lösfagen und zurückbleiben zu müssen, hinderte sie, Anselms Klagen zu unterstützen, auch wo sie gegründet waren. Zudem waren sie Beide auf ihre Weise beschäftigt, und Wilhelm besonders suchte sein neues Werk in jeder Scene nach Geiſt und Form zu vollenden. Bevor ihm dieses bis zur eigenen Zufriedenheit gelungen, scheute er jede Veränderung seiner Lage doppelt und der mißvergnügte Bergrath beschuldigte ihn nicht ohne Grund, daß er, bei allem scheinbaren Streben nach dem Schluß, doch fast

eben so sehr wie Rudolf die lange Zögerung zu verantworten habe.

»Wie können Sie es rechtfertigen?« sagte jener, oft. »Ich habe meine Stelle niedergelegt, meine bisherigen Geschäfte geordnet, die neuen Ansiedler für die Güter des Barons geworben, zugestutzt und abgefendet und bin mit dem Allem längst und vollständig im Reinen, während Sie mit einer Unbedeutenheit, wie ein Trauerspiel, nicht fertig zu werden wissen? Machen Sie doch endlich, daß Sie zum Schluß kommen! Was liegt daran, ob ein Unglück etwas lebendiger und dichterischer geschildert wird, wenn man darüber sich ein wirkliches herbeizieht? Und ein Unglück, ja mehr als eines, kann aus diesem Zögern gar leicht entstehen.«

»Ich bin unschuldig daran,« pflegte

Meister mit Lachen zu antworten; »wenden Sie sich an Rudolf und Junius. Sobald diese reisen wollen, kann und will ich es nicht hindern.«

»Gerade so,« versetzte Anselm ärgerlich, »verweisen mich diese wieder an Sie und über der allgemeinen Unschlüssigkeit, wo Niemand zuerst aufhören will und Jeder vorgibt, auf die Andern zu warten, werden Tage zu Tagen gefügt, ohne daß etwas geschieht.«

»Sie werden nicht läugnen,« sagte Meister, »daß wir alle auf unsere Weise beschäftigt sind, Sie allein ausgenommen. Ich kann mir nicht denken, daß es nicht auch Ihnen leicht werden sollte, einstweilen eine, in ihre Entwürfe passende Arbeit zu finden und darüber würde ihnen die Ungeduld wahrscheinlich vergehen.«

»Ich sage Ihnen,« versicherte Anselm, »daß alles, was sich hier von mir thun ließ, bereits gethan ist und zudem habe ich wahrlich keine Lust, das allgemeine Zaudern durch meinen Beitritt zu beschönigen.«

Ludolf meinte, Anselm könne sich ihnen sehr nützlich machen, wenn er zu dem Freiherrn über den See hinüberzöge und indem er sie von seinen eigenen störenden Reden befreite, zugleich die wilde Emma abhielte, sie durch ihre Besuche zu hindern. Man dürfe nur nichts von der Absicht verrathen, falls man sie durchsetzen wolle. Übrigens wäre es gewiß interessant, zwei so ungeduldige und dabei doch so höchst ungleichartige Wesen zusammen zu bringen, besonders bei einem solchen Muster von Stätigkeit, wie Emma's Vater.

Seiner Schlaueit gelang es, diesen



Einfall durchzuführen. Er steckte sich hinter Junius, der von den Bergen auf der andern Seite des See's manches der Aufmerksamkeit Werthe zu erzählen wußte. Anselm war gerade in der Stimmung, alles, was die leiseste Spur anwesender nutzbarer Mineralien verrathen mochte, zu beachten und entschloß sich leicht und arglos, die empfohlene nähere Untersuchung vorzunehmen. Ludolf und Meister säumten nicht, ihn sofort zu dem Freiherrn hinüber zu begleiten und diesem, wie seiner Tochter bestens zu empfehlen. »Es ist ein Mann,« sagte Ludolf zu der letztern, »wie Sie ihn nur irgend wünschen können, unermüdlich im Umherschweifen zu Fuß und zu Pferde, hinreißend durch lebendigen Antheil, aufregend durch gesprächige Originalität, kurz zur Gesellschaft für Sie und zur Unterhaltung für Ihren Herrn

Vater ganz eigens gemacht.« Das Mädchen sah ihn bei diesen Worten forschend in das ernste Gesicht und schien den in seinen Augen lauernden Schalk zu gewahren. »Damit Ihnen Beiden selbst jetzt nichts anzufangen ist,« sagte sie, »so finde ich es wenigstens brav, daß Sie uns einen Ihrer Freunde zuführen. Wenn Sie mich täuschen wollen, so wird sich's bald genug ausweisen.«

Das schien es auch wirklich thun zu wollen. Die beiden jungen Männer blieben einige Stunden da, um der Einführung Anselms den nöthigen Anstand zu geben und schon in dieser kurzen Zeit wurde ihnen das komische Verhältniß, welches Ludolfs Muthwille herbeigeführt hatte, anschaulich. Anselm fing sofort an, über die nächsten Berge und deren Inhalt zu sprechen und

der gute Freiherr, welcher nie an Beides viel gedacht hatte, hörte ihm mit steigender Bewunderung zu. Die Anderen hüteten sich wohl, ihn zu unterbrechen, und so kam er mit seiner lebendigen Phantasie bald genug in die malerische Schilderung aller der Veränderungen, die ein mit höchster Kunst betriebener Bergbau in diese Gegend bringen werde. Dem Freiherrn war es etwas ganz Neues, letztere anders zu denken, als er sie von jeher gekannt hatte, und da sein Gast alles so leicht und wenig kostspielig vorstellte, so äußerte er vergnügt, daß er zu der ersten Anlage wohl bereitwillig seyn würde, falls nur sein Burghof unverändert bliebe. Wie es schien, war er der Meinung, als ob alle Berge Metalle verschlossen und es nichts als eines Ganges bedürfte, um diese herauszuholen. Anselm hatte sich

auch schon so ganz in seine Malereien vertieft, daß er an die Vorfrage, ob sie passe, nicht mehr dachte und sie mit Junius einzelnen Bemerkungen schon zur Genüge erledigt hielt.

Als der gläubige Lehrer mit seinem eben so gläubigen Zuhörer in der vollen Wärme war, welche Beider Charakter vertrug, hielten es Meister und Ludolf für gerathen, sich zurückzuziehen; denn es wurde ihnen schwer, bei Anselms Träumereien und des Freiherrn Unkunde immer gehörig ernsthaft zu bleiben. Bei der Rückfahrt nach ihrem Landhause ließen sie der scherzhaften Laune freien Lauf und ergöhten mit der Erzählung ihrer gelungenen Schelmerei besonders den Naturforscher, der sich über Anselms Mangel an den einfachsten bergmännischen Kenntnissen nicht genug verwundern konnte. Er

meinte zuletzt, die hoch aufgetriebene, buntgemalte Seifenblase werde bald genug springen, wenn der Bergrath nur eine Stunde lang die Gegend, so weit solche dem Freiherrn gehöre, untersuche. Aber Ludolf versetzte: »Für einige Tage stehe ich ein und auf so lange sind wir denn doch seiner Ungeduld ledig.«

»Es ist billig, auch den Abwesenden zu vertreten,« sagte Coucy. »Wie mich dünkt, hat jede wahrhafte Natur das Recht, auf Duldung, ja auf Anerkennung Anspruch zu machen, und daß Anselm sich unverstellt gebe, wird unter uns nicht bezweifelt. So kurz auch die Strombahn seines Interesse's an einer Sache ist, bevor sie ins Meer der Vergessenheit mündet, so gewiß fodert sie doch die Geltung hydraulischer Geseze. Man muß ihr Fluß gönnen und angemessenen



Fall, und so kann ich seine Eile nur für ein Symptom der reinen Natur halten, dem man sich möglichst bequemen muß. Bis auf kleine Reste, die mehrentheils aus eigener Schuld in jedem Verhältnisse hangen bleiben, scheinen wir alle mit unsrer Thätigkeit dem vorläufigen Abschluß nahe. Anselm fühlt es, daß uns in Wahrheit mehr die persönliche Neigung zum Zusammenleben, als unsre vorgegebenen Gründe zum Widerstreben gegen seine Eile veranlassen. Wollen wir denn billig seyn und in der Hoffnung, daß die Trennung zum Wiedersehen führe, seinen Wünschen nachgeben!«

Ludolf machte ein komischtragisches Gesicht und versetzte: »So soll ich die vielen Bergwerke am jenseitigen Ufer umsonst angelegt und den Zauberer, der sie in Stand setzt, mit Aufopferung eines ganzen Nach-

mittages vergebens dahin übergesezt haben!  
Und ich wollte überdem noch so manche  
Ufergegend in meine Mappe aufnehmen!«

»Die Erinnerung wird Shren Pinsel  
eben so gut, als die Anschauung leiten,« ant-  
wortete Coucy.

»Ich warte auf den Beschluß der An-  
dern,« sagte Junius; »nur zuerst möchte ich  
für die Trennung nicht stimmen.«

»Ich bin noch nicht mit meiner Arbeit  
zufrieden,« erklärte Meister, »aber ganz  
werde ich es wohl überhaupt nicht werden.  
Dem, was seyn muß, will ich nicht zuwider  
seyn.«

»Nun,« sagte Coucy, »so wollen wir  
die Trennung auf die nächste Wiederkehr  
heiterer Tage ansehen, und zwar so, daß  
davon der erste unserm vorläufig letzten  
Beisammenleben, der Morgen des zweiten

aber dem Scheiden bestimmt seyn und dawider keine Ein- oder Ausrede gelten soll. Diese unsichere Scheu vor dem Auseinandergehen würde uns zuletzt den Genuß der Gemeinschaft verleiden und Anselms Besorgnisse wenigstens theilweise verwirklichen.«

»Es ist, Gott sey Dank, noch recht miserables Wetter!« flüsterte Rudolf Meistern zu, nachdem er schnell zum Fenster getreten war. »Ich hoffe auch, daß es noch eine Weile sich steif hält.«

---

## Zweites Capitel.

---

Un den beiden nächstfolgenden Tagen trieb der feuchte Herbststurm so schwere Wolken über den Himmel und auf dem See so hohe Wellen, daß Niemand daran dachte, sie zu den heiteren zu zählen, und daß vom jenseitigen Ufer nicht einmal Nachricht zu haben war. Die vier Freunde lebten jetzt auf Ludolfs Landhause beisammen; denn Junius hatte gleich nach dem gefaßten Beschlusse, seine Instrumente eingepackt und die Besorgung des Weitern in sichere Hände

übergeben. Man wollte sich zuletzt des Beisammenseyns von allen Seiten noch in vollem Maße freuen und an Arbeiten wurde von Keinem ernstlich mehr gedacht.

Früh am Morgen des dritten Tages trat Ludolf an Wilhelms Bette und sagte: »Es ist leider ganz helles, schönes Wetter! Ich hoffe nur, daß es entweder keinen Bestand hat, oder daß der vortreffliche Anselm in die Berge hineinwandert, um eine Stelle zum Einschlagen auszuwählen. Wenigstens würde ich es ihm nie vergeben, wenn er's unterließe.«

Meister theilte die Unzufriedenheit seines Freundes mit dem guten Wetter von ganzem Herzen; aber die Richtung des Windes, die Frische der Luft und der Stand des Barometers ließen ihn bald erkennen, daß keine große Hoffnung auf schnelle Wieder-



Fehr des Regens sey. Dem Vorschlage Ludolfs, daß sie den Anselm auf irgend eine Art von dem Gute des Freiherrn fortzubringen suchen wollten, damit er keine Nachricht erhalte, widerstrebte er in allem Ernst. Je unangenehmer es ihm war, nicht mitziehen zu dürfen, um desto ängstlicher bestrebte er sich, jede zu starke Aufregung seiner Gefühle zu verhüten. Er begab sich daher still an das Zusammensuchen seiner Sachen, da er nach der Abreise seiner Freunde bei dem Freiherrn auf der andern Seite des See's zu verweilen dachte und diesem auch schon das Wort darüber gegeben hatte.

Nachdem er selbst fertig geworden war, half er Ludolfen, der aus lauter Verdruß über die Trennung anfangs gar nichts beschicken konnte. Auch Junius und Coucy

erwiesen sich hülfreich und vereinte Mühe brachte es dahin, daß zu Mittag alles Erforderliche gethan war.

Man hatte alle Bilder und Zeichnungen vor dem sorgfältigen Verpacken noch zu guter Letzt gemustert und war dabei auf den Gedanken gekommen, am Nachmittage auch Meisters jetzt fertig gearbeitetes Trauerspiel zu hören; denn in wenigen Fällen bedarf man mehr solcher Beihülfen der Unterhaltung, als wenn der Stoff dieser letztern gar zu reich und ernst ist. An Anselm und damit gleichzeitig an den Freiherrn nebst seiner Tochter war Nachricht gesendet, daß man sie Abends besuchen und am andern Morgen von dort aus die Reise antreten werde.

Es war unstreitig für unsern Helden sehr wohlthätig, daß er durch diese Aufforderung zum Vorlesen eines selbstverfertigten

Werkes aufgeregt und zerstreut wurde. Denn so oft er daran dachte, daß die Abreisenden in kurzer Zeit das Thal vor sich sehen würden, das sich in vollster Frühlingspracht so oft seinen Träumen vergegenwärtigte, fühlte er eine Wehmuth, die er kaum zu verbergen wußte. Er strebte jedoch, sich zusammen zu halten und darin erleichterte ihn der Vorschlag seiner Freunde sehr. Man fing mit der Vorlesung gleich nach Mittag an, weil Anselm ohnehin jetzt keinen Sinn dafür zeigte, und Wilhelm wechselte in der Rolle des Vortragenden mit Ludolf ab.

Als man geendet hatte, wurde das unserm Freunde schon früher über die Hauptscenen gespendete Lob wiederholt und dabei sein Bemühen um möglichste Vollendung in der Form besonders gebilligt.

»Daß Sie zum Dichter geboren seyen,« sagte Coucy, »entgeht Keinem, der Sie kennen lernt. Aber etwas Anderes, als die Anlage oder bewußtlose Kraft ist das Bewußtseyn ihrer und ihres Zweckes. Dieses scheint mir den meisten neueren Dichtern zu fehlen und gerade durch Schuld der Aesthetik, die ihnen dazu verhelfen sollte. Mich dünkt, daß es auch bei Ihnen der Fall war, daß Sie aber nahe daran sind, sich zu der Besonnenheit zu erheben, welche die endliche Kraft nicht mit einer unendlichen verwechselt und eben durch Selbstbeschränkung sich zur Meisterschaft erhebt.«

»Daß mir ein solches Urtheil über mich höchst ermunternd ist,« sagte Wilhelm, »brauche ich nicht zu versichern. Aber der Zweifel an mir selbst, den ich nie ganz überwinden lernte, dringt mich zu der Bitte,

daß Sie mir sagen, was Sie für den Kreis und die beste Richtung meiner vorausgesetzten Kraft halten.«

»Recht gern,« war die Antwort; »nur darf es Sie nicht ängstlich machen, wie überhaupt kein fremdes Urtheil, von wem es auch komme. Wie mir vorkommt, besteht der Unterschied der lyrischen, epischen, dramatischen und didaktischen Poesie nicht bloß in ihrem verschiedenen Charakter, sondern er gründet sich auf einen eigenthümlichen Charakter der Dichter selbst. Wenn dieses ist, so kann jeder von diesen nur in einer dieser Arten vollkommen werden, ob er sich auch in vorübergehenden Launen oder der Schule wegen in den andern versuche. Ich berufe mich darauf, daß man die berühmtesten Dichter aller Zeiten fast ohne Ausnahme nur in einem Fache als Meister



nennt. Unsere Zeit aber scheint diese subjektive Form der poetischen Kraft zu verkennen und bloß an eine objektive Formenverschiedenheit der Poesie zu glauben, deren jeder Dichter durch Schule gleichmäßig mächtig werden könne. Daß halte ich für eben so irrige Überschätzung der Schule, als für ein Zeichen von höchst unklarem und schwankendem Sinne. Die der Lyrik zum Grunde liegende Gemüthsstimmung mag vielleicht bei jedem Dichter anfangs daseyn. Aber wenige sind berufen, darin zu bleiben und von allen gilt es, daß, so lange jene besteht, keine rein objektive Auffassung denkbar sey. Nachher bildet sich bei den meisten Dichtern aus der lyrischen Subjektivität eine bestimmte, verschiedene Beziehung derselben auf die Außenwelt. Bei der dramatischen Poesie ist diese eine wesentlich andere, als bei

der epischen, und wer als Dramatiker Meister seyn will, der muß darauf verzichten, in der andern Art der Poesie sich auszeichnen zu wollen. Nur die didaktische Form mag am Ende allen Dichtern wieder so zugänglich seyn, wie die lyrische in der Zeit der jugendlichen Entwicklung.«

»Erlauben Sie mir jedoch, Ihnen Goethe ins Gedächtniß zu rufen,« sagte Junius. »Mich dünkt, es sey schwer zu sagen, welcher Klasse von Poesie er sich mehr zuneige.«

»Goethe,« versetzte Coucy, »hat, wie Voltaire, und mit mehr poetischem Sinn als dieser, den Versuch gemacht, nach der lyrischen Periode, die jeder Dichter erlebt, sich den verschiedenen Arten der Poesie gleich befreundet zu halten. Ob ihn dazu Irrthum, sey es über sich selbst oder der Schule,

verleitete, oder ob er wirklich eine neue Aufgabe lösen wollte, möge dahin stehen. Sichtlich aber hatte die Natur ihn zum Epiker bestimmt; der Charakter des Epikers spricht auch in seinen Dramen und daher sind diese wohl leßbar, aber nicht wirklich dramatisch. Sein Versuch hätte als Eigenthümlichkeit geduldet werden und jede schwächere poetische Kraft vor der Nachfolge warnen müssen. Statt dessen glaubte man, diese bloß scheinbare Universalität durch Schule ebenfalls zu erreichen und verflachte sich damit in poetische Charakterlosigkeit. Die bessern Dichter aber, wie F. Wagner, Fouqué, Hoffmann, Richter, Müllner, Raupach, Houwald, Grillparzer, blieben der Selbstbeschränkung treu und sicherten sich damit den festen poetischen Charakter, der jenen andern fehlt.«

»Und Sie meinen,« sagte Meister,

»daß ich wohl thue, mich auf die dramatische Poesie zu beschränken?«

»Eigentlich dieses,« versetzte Coucy, »daß sich bei Ihnen die Betrachtungsweise, die dem Dramatiker eigenthümlich ist, angefangen hat, zu bestimmen, und daß Sie nur nöthig haben, sie weder in die lyrische zurückfallen, noch in die epische abarten zu lassen. Ohne diese innere Bestimmtheit kann alle Bekanntschaft mit der Bühne das Dramatische nicht rein erzeugen. Goethe besitzt diese Bekanntschaft in vorzüglichem Grade, und doch sind seine dramatischen Werke insgesammt so episch, wie die von Klopstock und Wieland. Ich möchte aber noch weiter gehen und Sie auch vor der Gemeinschaft des Komischen und Tragischen warnen. Hier habe ich zwar Shakespeare und Calderon gegen mich; aber was jenen

beiden Heroen möglich war, zu verbinden, das ist nicht jedem andern Charakter eben so leicht, und die Mehrzahl der Dramatiker hütete sich deshalb weislich vor dem Versuche.«

»Es ist schwer,« wandte Meister ein, »sich freiwillig so zu beschränken. Ich habe mich nie im Komischen versucht und doch möchte ich's unverbotten wissen, es einmal zu wagen.«

»Für Versuche stehen dem Dichter alle Fächer offen,« sagte Coucy, »er muß sich selbst daraus kennen lernen und bei vorzüglichen Geistern können solche Versuche, wenn auch nie musterhaft, doch beachtungswerth ausfallen. So versuchte sich Schiller im epischen Fach des Romans und Lessing im Dramatischen. Aber je größer die Bestimmtheit des poetischen Charakters wird, desto



entschiedener gestaltet sich der Charakter des dichterischen Werkes. Es ist zu bedauern, daß man fast aufgehört hat, an eine Poesie des Innern zu glauben, die aller schönen Produktionen Mutter ist. Dadurch lernte man die Formen überschätzen und fing bei der Leichtigkeit ihrer Auffassung an, den charakteristischen Geist derselben zu verkennen. Schon daß es Ihnen nie einfiel, sich im Komischen zu versuchen, könnte Ihnen jeden Versuch der Art ersparen, wenn Sie nicht etwa beabsichtigen, die innere Verschiedenheit komischer und ernster Weltanschauung aus eigener Erfahrung zu begreifen.«

»Ich glaube ebenfalls,« sagte Rudolf zu Meistern, »daß ich bei einem Lustspiele von Dir mehr Deine Studien, als Dich selbst wiederfinden würde, und das gerade halte ich doch für den schönsten Vorzug aller

Kunst, daß sie mit dem Werke auch den Sinn des Künstlers verewigt.«

»Gewiß,« antwortete Meister, »und ich würde es nicht der Mühe werth halten, an Kunstwerken zu arbeiten, wenn ich nicht an ein anderes Schöne glaubte, als jenes, das sich in den Produktionen ausspricht. Darum erkenne ich es als völlig wahr, daß das eigene Innere beim Dichter zuerst in derjenigen Form gebildet seyn müsse, die er späterhin seinen Werken gibt, und daß keine Gewandtheit in den äußern Formen die innere Unbestimmtheit vergüte.«

»Ihr seyd ein Paar brave Künstler,« sagte Junius, »und es ist wahrlich schade, daß wir morgen aus einander müssen. Ich habe die Leute so gern, die recht wissen, was sie wollen.«

Meister reichte dem trefflichen Manne

die Hand und wendete sich dann wieder gegen Coucy. Er war begierig, dessen Meinung ganz kennen zu lernen, wie denn ein Dichter gerade in Augenblicken der Zufriedenheit mit einem vollendeten Werke allezeit am aufgelegtesten ist, über sein inneres poetisches Wesen nachzudenken. Jetzt wünschte er zu hören, ob sein Freund auch zwischen dem Schauspiel und Trauerspiel eine innere Scheidung annehme?

»Das würde wohl zu weit gehen,« war Coucy's Antwort. »Das Tragische ist freilich von dem poetischen Ernst, der die Lieblichkeit nicht ausschließt, wesentlich verschieden; aber der Unterschied liegt, wie mir scheint, nicht in der Betrachtungsweise des Dichters, sondern rein im Objektiven. Der Weltgeist, der über dem Menschenleben waltet, vermag allein den Ernst desselben bis

zu einem Grade zu steigern, wo der Dichter sich erheben muß, um sich im Schönen zu behaupten, und das gerade halte ich für die Eigenthümlichkeit des Tragischen. Alle wahren Tragödien sind darum entweder der mythischen und wirklichen Geschichte entlehnt, oder doch auf Verhältnissen angelegt, die geschichtliche Wahrheit haben. Dem Dichter steht es nur zu, das Leben zu fassen, wie es ist, und seine höhere Ordnung zu rechtfertigen, wie er's glaubt. Je höher der Ernst steigt, desto mehr werden Täuschung, Affectation und das willkührliche Ausheften tragischer Situationen widerwärtig, und die geistreichste Erfindung verliert hier ihren Werth und verfehlt alles Eindrucks, wenn sie nichts weiter als Erfindung ist und eine ungerechte Anklage des Lebens einschließt.«

»Dergleichen,« sagte Ludolf, »scheint

mir aber jetzt sehr an der Tagesordnung zu seyn.«

»Es kann nur als Beweis gelten,« versetzte Coucy, »wie wenig man sich selbst zu bescheiden versteht. Der ernste Dramatiker faßt das Leben überall mit eignem Blick, aber er verändert seine allbekannten Grundzüge nicht. Wo sich dessen Ernst so weit steigert, daß die Schönheit in Todesgefahr schwebt, da ruft er das Erhabene zu Hülfe, und es erscheint entweder in dem Charakter des Helden, oder in des Dichters Glauben. Statt des Erhabenen aber die Subtilität oder statt des Glaubens den Aberglauben aufzubieten, das halte ich für unwürdig. Wer sich in den hohen Ernst so wenig zu finden weiß, der sollte wenigstens bedenken, daß er ihn auch schwerlich gut schildern werde.«



»Ich gestehe,« sagte Meister, »daß mir Ihre Meinung über die gleiche Betrachtungsweise des Dichters bei der Tragödie und dem sogenannten Schauspiel noch nicht klar ist.«

Coucy antwortete: »Wir nehmen bei dem Komiker eine komische Laune an, die ihn alles im eigenthümlichen Lichte betrachten läßt und sich im Werke nur spiegelt. Aber wir fordern von dem Tragiker keine tragische Gemüthsstimmung, die im Stande wäre, alles Objektive im tragischen Wiederschein hervortreten zu lassen. Ja wir halten dergleichen für unmöglich, da selbst der in diesem Punkte allein stehende Ossian seine Welt nur elegisch, aber nicht tragisch beleuchtet. Weiter als bis zum Elegischen geht die subjektive Stimmung des Dichters nicht. Vom Tragischen aber fordern wir nicht

diese elegische Stimmung, sondern bloß besonnenen Ernst für das ernste Leben, genau denselben hellen Sinn, wie ihn auch der Schauspieldichter bedarf, wenn er Charaktere und Situationen in ein genügendes Ganze verbinden will. Wo nur dieser Sinn ist, da wird das ächt Tragische schon hervortreten und ihm bemerklich werden. Denn ungleich dem Komischen und Elegischen, wurzelt das Tragische außerhalb dem Gemüth des Dichters und regt das Gefühl des Erhabenen und den Trieb, sich wetteifernd selbst zu erheben, seinerseits zuerst darin an.«

»Ihre Bemerkungen,« sagte Junius, »passen vorzüglich auf unsern Schiller.«

»Dem Wesentlichen nach,« antwortete Coucy, »halte ich Schillern für einen der größten Tragiker, die je gelebt haben, so wie

für ein Muster poetisch festen Charakters überhaupt. Man scheint sich fast zu fürchten, ihn so anzuerkennen, wie er es verdient, weil man vielleicht nicht ohne Grund besorgt, daß seine Individualität dann mehr Nachahmer, als seine Größe Nebenbuhler finden werde. Wer sich aber hier vorzusehen weiß, der wird Schillern in eben der Geltung als Tragiker beachten dürfen, wie Homer Epiker ist.«

Wilhelm meinte, dahin werde es bei den Deutschen so bald nicht kommen. »Nicht,« sagte er, »als ob ich Ihnen mir noch zu neuen Behauptungen widerstreiten wollte; dazu würde eine schärfere Vergleichung unseres Dichters mit den übrigen Tragikern gehören. Aber es scheint mir eine Eifersüchtelei gegen seine außerordentliche Geltung um sich gegriffen zu haben, die so leicht nicht

verschwinden möchte. Seit Luther hat kein Schriftsteller dem Volke höher gestanden, als er, und wirklich sind diese Beiden in Geist und Sprache nahe Verwandte. Doch gerade darum fühlt sich der Neid aller derer aufgeregt, denen es weniger gelang, die allgemeine Billigung zu finden, und sie scheinen stillschweigend übereingekommen, in der Klasse derer, die eine höhere, weniger nationale Bildung in Anspruch nehmen, eine Gegenpartei zu gestalten, um den Forderungen des eigentlichen Kerns der Nation mit desto mehr Schein auszuweichen.«

»Lassen wir uns das nicht kümmern!« sagte Coucy. Die deutschen Hauptstädte streben immer nach dem Supremat des Geschmacks, wie es Paris über Frankreich behauptet, ohne doch je gleich dieser es gewinnen zu können. Wahrscheinlich ist diese

Reibung zweier Parteien der Ausbildung deutscher Art und Kunst förderlich und seit Schiller der Nationalität derselben wieder Halt gegeben hat, bin ich um die Verflüchtigung der letztern nicht sehr besorgt.«

»Freund, auf welcher Seite wirst Du stehen?« fragte Ludolf Meistern.

»Mich dünkt,« sagte dieser, »es sey das Beste, den Geist der Nationalität mit der größeren formalen Kunst der andern Partei auszugleichen. Es läßt sich vieles von dieser lernen und ohne Gefahr, sobald man sich selbst klar bleibt; denn auch die Formen sind in der Poesie höchst wichtig.«

»Das war auch Schillers Streben,« sagte Coucy, »und er verdankt seine Leistungen dem Gelingen desselben.«

»Nun, so steure mit vollen Segeln ihm nach!« rief Ludolf.



»Wenn dergleichen nur nicht zu ängstlich geräth,« sagte Meister; »ich bin vor der zu genauen Beachtung eines einzelnen Vorbildes scheu worden.«

»Ei Freund,« war die Antwort, »daraus rede ich ja gerade im Bilde einer Seefahrt. Der Ocean ist breit und die Wasserstraßen haben keine Gleise.«

Coucy gab dem Maler Beifall. Bei Schiller, meinte er, könnte nur die Form zur Nachahmung verleiten, viel weniger der Geist seiner Poesie; denn dieser sey vorzugsweise national und das Individuelle dabei stark untergeordnet. Alle besonnene Beachtung des letzteren führe also jede andere Individualität nur zu dem gemeinsamen Grunde der Nationalität, aber zu keiner Verwechslung ihrer selbst mit der fremden. Und nur dieses sey Nachahmung zu nennen.

»Ich gestehe,« sagte Junius, »daß die Nachahmungen der Schillerschen Sprache und Form mir ganz besonders zuwider sind und so geht es Vielen.«

»Ein Beweis,« versetzte Coucy, »daß gerade bei Schillern der Geist die Hauptsache ist und von jedem Gefühl dafür anerkannt wird. Sein lebendiger Reiz wirkt elektrisch auf jede empfängliche Seele, und einer Zeit, welche die Poesie auf das Reich der Formen beinahe beschränkte, war es zu vergeben, wenn sie diesen lebendigen Reiz nach ihrem ästhetischen Materialismus von der Form untrennbar und also mit dieser zugleich sich anzueignen glaubte.«

»Es ist am Ende doch Schade,« sagte Rudolf, »daß Anselm bei unserer Unterhaltung nicht zugegen war. Ich sehe eben, daß der Kahn über den See steuert. Gern

hätte ich gewußt, wem der geistreiche Mann beige stimmt haben würde.«

»Das ist ja ganz unmöglich zu errathen,« versetzte Junius lachend. »Aber dafür erwarte ich, daß er Dir wegen seiner Verbannung nach den unnützen Bergen eine Strafrede halten wird. Er muß sich die regnichten Tage durch dort schrecklich gelangweilt haben.«

»Nun, er hat doch durch seine Abwesenheit mindestens ein gutes Werk gestiftet,« antwortete Ludolf, »indem er uns ruhig und ordentlich zum Abschluß kommen ließ. Ich kann nichts weniger vertragen, als bei Abschieden, wo sich äußere und innere Verwirrung ohnedem genug häufen, einen müßigen, ungeduldigen Zeugen, der mit ewiger Einsprache beide nur vermehrt.«

»Zürerst,« sagte Meister hinausblickend,

»bleiben wir von seinen Vorwürfen noch verschont; denn ich sehe, daß in dem Kahne Niemand, als der alte, schweigsame Haushofmeister sitzt.«

»So wollen wir nicht länger zögern,« sagte Coucy, »damit wir drüben noch etwas Anderes bereden können, als euer Recht oder Unrecht gegen den Bergrath.«

### Drittes Capitel.

---

Zu ihrer Verwunderung fanden unsre Freunde, als sie gegen Abend bei dem alten Freiherrn Raimund ankamen, diesen mit seiner Tochter allein. Anselm hatte am Morgen desselben Tages die Nachricht erhalten, daß noch Einiges in seinen bisherigen Verhältnissen zurückgeblieben sey, was seine Anordnung fodere. Da war er denn nach seinem alten Wohnorte vorausgegangen und ließ nun die Übrigen bitten, ihn mit einem kleinen Umwege von da abzuholen.



»Das finde ich recht von ihm,« sagte Junius: »er mußte seinem Charakter treu bleiben. Ich besorge nur, daß wir noch länger durch ihn aufgehalten werden, und solche Zögerungen auf einer einmal angetretenen Reise sind mir widerwärtig.«

Während man den Ankommenden alle Bequemlichkeit zu verschaffen suchte, erzählte Emma unserm Freunde ein Mehreres von dem Benehmen ihres Gastes. »Anfangs,« sagte sie, »hatte ich Sie und Ludolf in Verdacht, daß Sie uns den Herrn nur zugebracht hätten, um seiner los zu werden; dem Ludolf wenigstens könnte man dergleichen wohl zutrauen. Am ersten Abende, noch lange nachdem Sie zurückgekehrt waren, sprach er von nichts als Fabriken und Bergwerken, und ich hörte dabei ganz gern zu, weil er's so lebendig ausmalte, wie ge-

winnreich Beide für den Gutsherrn seyn müßten, wie leicht sich dann ein glänzendes Schloß aufbauen lasse, wie sich stattliche Gebäude überall erheben, und Regsamkeit und Wohlstand sich über das ganze Ufer immer weiter ausbreiten würden. Ich war gleich willig, am andern Morgen mit ihm auszuwandern, um die Schätze, die das alles bewirken müßten, zu suchen und das häßliche Wetter machte mich so wenig, als ihn selbst irre. Aber bald fing ich an, es zu bereuen. Wir fletterten ganze Stunden lang zwischen den Schluchten umher, ohne etwas anderes als Mergel zu finden und während er rechts und links abschweifte, überall die Erde besah und dann kopfschüttelnd weiter ging, führte er mit mir Gespräche, als ob ich ein zweiter Bergrath wäre, und von allem Gestein der Erde Be-

scheid wußte. Ich gestand ihm zuletzt meine Langeweile an seiner Unterhaltung, aber statt sie zu verändern, bemühte er sich nur, mir von neuem die Nutzbarkeit der Mineralien auseinander zu setzen.«

»Das ist alles ganz gut, Herr Anselm,« sagte ich zuletzt ärgerlich; »aber was kann es uns nutzen, wenn Sie die Stelle, wo wir sie zu suchen haben, nicht zu finden wissen? Ich versichere Sie, daß überall, so weit des Vaters Besitzungen reichen, Mergel ist und wozu der nutzen, wissen wir längst.«

— »Ich muß selbst glauben,« war die Antwort, »daß Herr von Junius sich geirrt habe.« — »Also finden wir nichts?« fragte ich kleinlaut, »und die ganze Gegend muß nun bleiben, wie sie ist?« Er entschuldigte sich und meinte, wenn ich gern Bergwerke sehen wolle, so müsse ich nicht in die Ge-

gend reisen, in die er und die Andern hinzögen. Er erzählte mir nun viel davon und ich fand an seinen Reden von neuem mehr Geschmack. Ich bat ihn, von dem Bergwesen nur ganz still zu seyn und dem Vater fleißig von seinen Reisen vorzusprechen. Das hat er denn auch ehrlich gethan und wir haben uns von da an sehr gut mit einander vertragen.« — Rudolf war indessen zu ihnen getreten und sagte: »Also wirklich war er von seinem Bergbau still? Und Sie werden keine Gruben anlegen, keine Pochwerke, Schmelzhütten und Hämmer?«

»Anselm hat nur Mergel gefunden,« antwortete Wilhelm. »Ich glaube,« sagte Emma, »Sie thun ihm Beide unrecht; denn er redete von Ihnen mit der größten Wärme und bedauerte bloß, daß Sie keine einflußreicheren Geschäfte gewählt hätten. Übrig-

gens gestand er, nie zwei junge Männer gefunden zu haben, die sich so zur Freundschaft mit einander eigneten, wie Sie Beide.«

— »Man kann ihm nicht böse werden,« sagte Ludolf, »wenn er auch ewig derselbe bleibt.«

»Ich bin ihm sehr gut geworden,« fuhr Emma fort; »denn er hat dem Vater aufs nachdrücklichste zugeredet, daß er mich zu dem Grafen oder dem Baron senden solle, zu denen er selbst hinzieht. Er wußte die Nothwendigkeit, daß ich aus der Einsamkeit heraus müsse, so einleuchtend zu machen, und meines Vaters bedenkliche Einwendungen so schön zu widerlegen, daß ich mich herzlich freute.«

»Habe ich das nicht auch gethan, Liebe?« fragte Meister.

»Nicht so wie er,« war die Antwort.

»Er versprach, alles Nöthige zu besorgen,



selbst meine fernere Erziehung zu beaufsichtigen und dem Vater von Zeit zu Zeit davon Nachricht zu geben.«

»Das will ich auch,« sagte Ludolf scherzend, »und verlange nichts dafür, als alle Vierteljahr von Ihnen einen Kuß.«

Sie wollte unwillig werden und fortgehen; aber er hielt sie zurück. »Also ziehen Sie wirklich mit uns?« fragte er.

Sie wendete sich gegen Wilhelm: »Reden Sie mit meinem Vater; wie Sie wissen, kann er zu keinem Entschlusse kommen und ich wollte doch gern, daß er einwilligte. Denn fort muß ich, das steht einmal fest. Wenn der Vater nicht bei seiner Zustimmung bleibt, so erzwingen Sie mich, indem ich mich ohne dieselbe aufmache. Ich habe mit Herrn Anselm alles abgesprochen und er hat es gebilligt.«

»Welche Unbesonnenheit von einem gereiften Manne!« rief Meister aus. »Ich denke, Emma, Sie werden das Ungehörige eines solchen Schrittes bei einigem Nachdenken besser einsehen, als der gar zu gefällige Mann.«

»Ganz und gar nicht,« versetzte sie; »was wäre denn Ungehöriges dabei, in Gesellschaft von Männern, die, den einzigen Ludolf ausgenommen, alle ganz brav sind, eine Reise zu machen, in die der Vater wirklich gewilligt hat? Es kann ja alles gehen, wie er selbst will; reden Sie ihm nur zu, daß er bei seinem Versprechen bleibt.«

»Herzlich gern,« sagte Meister, »aber zuletzt muß sein Entschluß doch frei bleiben, und wenn er Sie nicht von sich lassen mag,

so bin ich durchaus entfernt, eine Eigenmächtigkeit zu entschuldigen.«

»Was wird mich das kümmern?« versetzte sie. »Aber nun halten Sie Ihr Wort gleich jetzt, daß Sie mit ihm reden.«

Meister trat zu dem Freiherrn, der mit Coucy und Junius ebenfalls über Anselms dringende Aufforderungen zur Überlassung seiner Tochter schon im Gespräch begriffen war. Mit seinem gewohnten Feuer hatte Anselm dem unbeweglichen Manne die unverantwortlichen Folgen seines Zauberns so lebendig vorgemalt, daß er wirklich für den Augenblick entschlossen gewesen war, in die gemachten Vorschläge einzugehen. Mit der Entfernung seines Gastes war indeß seine Unschlüssigkeit zurückgekehrt und er suchte sie auf alle Art zu rechtfertigen. Coucy billigte dagegen die Vorstellungen Anselms ganz,

und ermunterte den Vater, selbst seine Tochter hinzubegleiten, um sich von der Zweckmäßigkeit ihrer neuen Lage zu überzeugen. Auch Wilhelm trat nun dazu und befaß sich, diese Zureden zu unterstützen. Er suchte den wohlthätigen Reiz, den eine solche Reise für den Freiherrn haben müsse, auf das Empfehlendste zu schildern.

»Wie wäre daran zu denken?« sagte dieser kopfschüttelnd. »Mein Leben ist mit meinen Umgebungen längst wie zusammengewachsen und Herr von Junius weiß es, daß ich seit Jahren nicht einmal bis zu ihm, viel weniger noch weiter gekommen bin. In meinem Gute bin ich heimisch; überall begrüßt mich das Bekannte und gerade in dieser Bekanntschaft finde ich seinen Reiz. Wie nichts beklagenswerther ist, als ein heimatloser Mensch, den Niemand kennt, so

halte ich mich darum schon für glücklich, weil ich eine ruhige Heimath habe.«

»Recht schön,« sagte Meister; »aber gerade eine kurze Entbehrung derselben, würde Ihnen die Annehmlichkeiten der heimathlichen Ruhe doppelt süß machen.«

»Schwerlich,« versetzte Raimund; »ich finde mich in meiner Lage so zufrieden, daß ich sie nicht verändern mag. Und so schwer es mir werden möchte, meine Emma einmal entbehren zu müssen, so würde ich mich darin, wenn es ja nothwendig wäre, noch finden können. Nur mitzureisen, sie in fremden Umgebungen zu verlassen und dann ohne sie durch fremde Gegenden allein zurückzukehren, das halte ich nicht aus.«

»So bleibt nichts Anderes übrig,« sagte Meister, »als daß Sie sich entschließen, Ihre Emma gleich morgen mit in der Gesellschaft



und unter der Obhut meiner Freunde zu entlassen. Denn allein könnte sie später den Weg doch nicht machen, und auch nicht wohl in Begleitung eines andern Frauenzimmers, denn dazu scheinen die Zeiten zu unruhig.«

»Lieber Freund,« versetzte der Freiherr, »wie können Sie mir vorschlagen, mein Kind so schnell von mir zu geben? Und wie wäre das ohne alle Vorkehrungen ins Werk zu richten?«

»Die Vorkehrungen,« nahm die Tochter das Wort, »sind ja längst fertig. Erinnern Sie sich nur, lieber Vater, daß seit länger als einem Jahre Alles zu der Reise in Stand gesetzt ist, und auch mein Mädchen ist bereit, wenn es ihr jetzt gesagt wird, über eine Stunde mit mir abzureisen.«

»Kind, es geht wahrlich nicht,« antwortete der Vater; »Du quälst mich nur,

wenn Du noch weiter darüber sprichst. Was sich thun läßt, soll geschehen. Aber jetzt wollen wir von andern Dingen reden, da wir mit so lieben Freunden zum letztenmale zusammen sind.«

Wilhelm wurde über den alten Mann in Ernst verdrießlich und war geneigt, Emma's fecken Entschluß und Anselms Übereilung in seinem Herzen zu entschuldigen. Für sich hätte er es zwar nicht ungern gesehen, wenn das muntere Mädchen zurückblieb; denn was er bis zu Coucy's Rückkehr allein mit dem Vater anfangen sollte, der, von der Entfernung seines Kindes betrübt, nur noch einsylbiger werden mußte, das konnte er nicht denken. — Aber doch konnte er das Mitleid mit dem Mädchen nicht verläugnen, welches, von lebhafter Begierde nach der Ferne gereizt, die Aussicht

auf endliche Erfüllung ihres heißesten Wunsches so nahe sehen und dafür den ihrer Ausbildung so ungünstigen Aufenthalt bei ihrem unregsamem Vater noch fortsetzen sollte. Zugleich vermuthete er noch immer ein Interesse des Herzens bei ihr, das sie nur selbst noch nicht kenne, und dachte sich, daß Ludolfs Entfernung ihr besonders das längere Verweilen in einer, ihres lebendigsten Reizes beraubten Gegend verleide.

Er suchte Gelegenheit, mit Coucy allein zu sprechen, um ihm Emma's von Anselm begünstigten Plan mitzutheilen, in der Hoffnung, daß sein Freund vielleicht einen letzten Versuch machen werde, den Freiherrn zum schnellen Entschluß zu bringen. Aber die drei Männer waren schon in einem emfigen Gespräche über Verhältnisse des Landes, das für Coucy sehr interessant zu seyn

schien und welches er daher nicht stören mochte. In Gegenwart des Vaters konnte er ohnehin den unkindlichen Einfall der Tochter nicht verrathen wollen. Emma war hinausgegangen und Ludolf trat zu ihm, faßte ihn in die Arme und sagte: »Es sind nur noch wenige Stunden und ich geize mit jedem Augenblicke, wo ich Dich noch bei mir haben kann. Aber doch, — willst Du mir keine Briefe mitgeben?«

Wilhelm zuckte zusammen, wie sein so oft erwachter und immer mit Ängstlichkeit niedergekämpfter Wunsch ausgesprochen wurde. Ein schnelles Weh drang durch sein Herz und in sein Auge traten Thränen, während er stumm verneinte.

»Komm mit hinunter an's Ufer,« sagte Ludolf; »es wird mir hier zu wirr und Dir gefällt es im Freien auch besser.«

Sie gingen hinaus und wandelten eine Zeit lang Arm in Arm auf einem geebneten Pfade längs dem See. Der Mond schien fast voll auf das ruhige Wasser, das nur in leisem Murmeln ans Ufer spielte, und leichte Streifen neblichten Duftes schwebten über der Mitte.

Ludolf war in merklicher Bewegung und Wilhelm, dem es nicht anders erging, kam auf den Gedanken, daß sein Freund durch die letzten Gespräche und die nun gewisse Trennung von Emma so aufgeregt werde. »Wie nachtheilig,« fing er an, um das Schweigen zu brechen, »sind doch sowohl die unständige Unbesonnenheit, wie sie Anselm hat, als die leider gar zu ständige Unschlüssigkeit des alten Herrn! Beide zusammen in einem wunderlichen Bunde haben diese Verlegen-



heit herbeigeführt, in der wir uns wegen Emma's befinden, und die ich so gern beseitigt sähe.«

»Laß das jetzt,« sagte Rudolf; »ich denke, sie wird sich zu helfen oder sonst zu fügen wissen und uns Beiden liegt jetzt etwas Anderes näher. Hast Du denn wirklich gar nicht zu schreiben?«

Wilhelm zuckte wieder zusammen, wie ein schmerzlich Verwundeter, der seine Wunde verbergen will und sich unversehens berührt fühlt. »Ich glaube, ich darf nicht,« sagte er leise, »und Du weißt ja wohl, warum?«

Rudolf stand und sah ihn an. »Und wenn Du an Mathilden nicht schreiben magst, warum denn nicht an die Gräfin, an den Baron? Es würde Dir selbst wohlthun.«

»Ach Rudolf,« sagte Wilhelm, »es ist mir gefährlich, an die guten Menschen nur zu denken, und ich sollte ihnen gar zu schreiben wagen? Oder an die Gräfin schreiben und den Schein annehmen, als hätte ich Mathildens vergessen? Vor Monaten konnte ich es noch, aber nun nicht mehr. Mir graut heimlich vor der Zeit, wo Du dort bist und ich nur um so öfter dort hinüber meine Gedanken schweifen lasse.«

»Und auch grüßen soll ich nicht?« fragte Rudolf.

»Tausend Mal!« sagte Wilhelm, »und aus meinem vollsten Herzen; aber schwören mußt Du mir hier, daß Du mich nicht verrathen willst, auch nicht durch die mindeste Andeutung meiner Dir freilich bekannten Gefühle.«

»Schwören will ich Dir gern,« antwor-

tete Ludolf, »daß ich mich nicht bedenken würde, für Dich ins Feuer zu springen, aber nichts weiter. Wäre es nicht zugleich Deinetwegen, ich zöge wahrlich nicht von Dir fort.«

»Ludolf!« sagte Wilhelm, überrascht von dieser Liebe und erwiderte herzlich die Umarmung. »Aber,« fragte er dann, »was hast Du vor?«

»Nichts,« versetzte der Maler, indem seine Stimme den Ton des Scherzes wieder suchte, »wenigstens nichts, was Dich bedenklich machen könnte. Ich will nur gehen, sehen, und wenn ich weiter nichts kann, zu Dir zurückkehren, um Deine Gefühle, so weit ich es vermag, zu theilen.«

»Siehe,« fuhr er fort, »ich errieth Deine Stimmung, wie Du weißt, bald; Du suchtest ihrer mit Anstrengung Herr zu

bleiben, aber mir wolltest Du sie nicht einmal verbergen, und das war mir der erste gültige Beweis Deines Zutrauens. Ich fand Deine Entschlüsse schön, aber ich zweifelte, ob Du sie mit Klarheit gefaßt hättest, und darum veranlaßte ich Dich, ein Trauerspiel zu schreiben, von dem ich hoffte, daß es nicht bloß an sich gut werden, sondern mir auch, ja vielleicht Dir selbst erst das volle Verständniß über Dich öffnen würde. Beides ist geschehen, und nur weil Dein Werk als Dichtung so viel Reiz hatte, war es mir möglich, meine Gedanken bis jetzt zurückzuhalten. Aber die Stunden sind karg, und ich mußte Dich doch sprechen. Ich mußte die Gewißheit Deiner Freundschaft und Dein volles Vertrauen haben und Dir auch sagen, was ich vorhabe und meine. Sey überzeugt und nimm es als geschworen,

daß ich in Dir die Treue gegen Deinen Entschluß nicht wankend machen, noch auf zweideutige Weise beseitigen will. Was ich an Dir besonders achte, das will ich Dir nicht nehmen.«

»Es gilt Nataliens und Mathildens Ruhe,« sagte Wilhelm; »darum, Rudolf! enthalte Dich aller weitem Versuche und denke nur Deines Versprechens, mich nicht für immer zu verlassen. Im Frühlinge laß uns einander wiedersehen! O, wie wird es mir so wohl thun, wenn wir von neuem zusammen kommen und ich von Dir so vieles hören kann, und Du mich ganz verstehst.«

»Amen!« versetzte Rudolf, »und damit sey denn unser eigentlicher Abschied genommen. Vor andern Leuten habe ich gern, daß man sich ein wenig hart halte, damit alles bei erträglicher Laune bleibt.«



Die Freunde umarmten sich noch einmal und kehrten in das Haus zurück. Man hatte sie schon vermißt und mit dem Abendessen auf sie gewartet. Die Abreisenden wollten am andern Morgen frühe aufbrechen und sich deshalb zeitig schlafen legen. Doch saß man unter manchen Gesprächen bis gegen Mitternacht auf und selbst Emma, weit entfernt, einen Verdruß über ihre abgeschlagenen Wünsche oder Traurigkeit über den Abschied von Ludolf zu äußern, bemühte sich, die Unterhaltung zu beleben. Wilhelm übernahm es, den Transport der nachzusendenden Sachen zu besorgen, und Coucy versprach, in Zeit von einem Monat spätestens wieder bei ihm zu seyn.«

»Auf ein künftiges ruhiges Beisammenleben, ohne daß einer dabei fehle!« lautete der letzte Trinkspruch, ehe man aus einander

ging und selbst der alte Freiherr wagte,  
nach erhaltener Auffoderung, darin mit ein-  
zustimmen.

---

## Viertes Capitel.

---

Als unser Freund am nächsten Morgen aufwachte, war es noch tiefes Dunkel und Alles im Hause still. Er eilte, in die Kleider zu kommen, und ging dann in den großen, alterthümlichen Saal hinab, um seine Freunde dort zu erwarten. Auch hier war es noch finster und auch keiner von den Dienenden zu hören. Er wollte nicht wecken; mit der eigenthümlichen Selbstsucht herzlicher Anhänglichkeit beschloß er, ruhig zu warten, um nur das Gefühl, daß seine

Freunde in seiner Nähe verweilten, noch einige Zeit zu genießen.

Er ging im Saale auf und ab und verfolgte mit seinen Gedanken den Weg, den er so gern mit ihnen gemacht hätte. Wo dieser sein Ziel hatte, da blieb auch seine Phantasie verweilend stehen und gerade die umgebende Dunkelheit gab ihren Vorstellungen nur desto mehr Licht. Mathildens holde Gestalt, in der Umgebung des Frühlings, stand vor ihm; er sah sie im blühenden Garten ihm entgegen kommen, ihm von fern zulächeln, ihn anblicken und die frischen Lippen bewegen, wie wenn sie zu ihm spräche. Flügel wären ihm in diesen Augenblicken das Liebste gewesen, um zu ihr zu eilen, und da fiel es ihm mit tiefer Wehmuth ein, daß er nicht einmal in Gesellschaft seiner Freunde auf mögliche

Weise zu ihr reisen dürfe. Auf einmal wurde ihm die Finsterniß, welche ihn umgab, wieder bemerklich und die Bilder erloschen. »Ach, ich werde sie nicht sehen,« seufzte er im Stillen, »jetzt nicht, und niemals! Zu sehr sind mein Herz und mein Wort einander entgegen und ihr Glück, wie mein Bewußtseyn hinderen jeden Gedanken an eine Ausgleichung zwischen beiden. Ich sagte es mir längst, ich hatte mich an das Entsagen auf das schönste Loos schon so gut gewöhnt. Warum kehrt denn diese elegische Kraftlosigkeit mit solcher erneuten Gewalt wieder? O, wollte der Himmel, die nächsten Stunden und Tage wären glücklich vorüber!«

Die Dämmerung färbte sich immer heller und es fiel ihm jetzt auf, daß sich noch Niemand von den Abreisenden einstellte.



Er sah Coucy's Diener über den Hof gehen und rief ihn an.

»Sie sind Alle gleich nach Mitternacht abgereist,« antwortete der Bursch auf seine Fragen. »Der junge Herr von drüben, Ihr Freund, gab es an, nachdem Sie zu Bett gegangen waren, und die Andern waren es zufrieden, weil er so inständig darum bat.«

»Treuer Rudolf!« sagte Meister, der seinen Freund sogleich errieth. »Aber,« fragte er, »warum bist Du nicht mitgereiset?«

»Mein Herr hat mir befohlen, hier bei Ihnen zu bleiben,« antwortete der Bursch; »ich soll in der Zwischenzeit für Ihre Bedienung sorgen.«

»Und dazu konntest Du Dich entschließen,« fragte Meister, »obwohl Du dort eine

Braut hast? Batest Du denn Deinen Herrn nicht, daß er Dich mitnehme?»

»Nein,« erwiderte Teneer, »das hätte mir nicht zugestanden, und ich bleibe auch bei Ihnen recht gern. Aber,« setzte er hinzu, »ich will Ihnen Feuer besorgen und den Kaffee; sie schlafen hier in dem alten Hause lange.«

Er ging, und Wilhelm fühlte nun den Schmerz, von seinen Freunden geschieden und zurückgelassen zu seyn, in seiner ganzen bittern Unbehaglichkeit. Die ähnliche Lage, in der sich Coucy's Diener befand, vermehrte denselben nur; denn er beschloß, sogleich den guten Burschen den Vorausgezogenen nachzuschicken. Er nur konnte nicht folgen; er war der Unbeglückte, den eine abgeneigte höhere Gewalt allein unter allen seinen Bekannten und Freunden an dem

frohen Streben nach dem Ziele seiner Wünsche hinderte und zu einem Entsagen verurtheilte, das seinem Herzen unsäglich schwer wurde.

»Wenn Du willst,« sagte er zu dem wieder eintretenden Diener, »so magst Du den Abgereiften nachfolgen. Ich bedarf Deiner Hülfe nur etwa für diesen Morgen, um die von ihnen zurückgelassenen Sachen in Ordnung zu bringen. Dann kannst Du sie bei dem Bergrathe noch immer wieder einholen.«

Der Bursch sah ihn fragend an. »Hier finden Sie aber keine Aufwartung, die etwas taugt,« sagte er endlich zweifelnd und mit einigem Stolz, doch unvermögend, seine Freude ganz zu verbergen.

»Gar zu lange wirst Du ja nicht ausbleiben wollen,« versetzte Wilhelm, »und für

einige Zeit werde ich mich schon behelfen. Geh nur und saddle die Pferde und nimm Dir gleich mit, was Dir Noth ist; denn Du kannst nachher von drüben gleich näher reiten.«

Der frohe Bursch eilte hinaus. »Wie glücklich ich ihn gemacht habe,« sagte Meister, »und doch ist mir's, als ob ich ihn beneidete. Und ist nicht Jeder zu beneiden, dessen Glück so leicht zu schaffen ist, als das seinige?«

Bald darauf trat der alte Freiherr herein und äußerte seine Verwunderung, seinen Gast schon aufzufinden. »Ich hörte es so eben,« sagte er, »und eilte darum, zu Ihnen zu kommen. Nun lassen Sie uns ruhig beisammen bleiben und mit einander reden. Ich bedarf der Aufheiterung und

des Trostes. Mein unartiges Mädchen ist auch mit fortgezogen.«

»Was höre ich?« rief Meister; »doch geschah es mit Ihrer Zustimmung, hoffe ich.«

»Wie man's nun nimmt,« fuhr Jener fort. »Sie wissen, was wir gestern darüber redeten, und ich hielt alles für abgemacht. Abends war sie eine geraume Zeit auf ihrer Stube, ohne daß ich Arges dabei dachte; denn ich pflege ihr immer ihren Willen zu lassen, versteht sich, so weit es angeht. Nachher, wie Sie sich erinnern werden, war sie wieder bei uns und ganz munter, und ich freute mich, daß ihr die Grille vergangen sey. Aber stellen Sie sich vor, kaum hatte ich mich in meinem Bette niedergelegt und war am Einschlafen, als sie auf meine Stube kommt, vor mich hintritt und mir



sagt, daß sie jetzt fortreise und mir Lebewohl sagen wolle. Sie können denken, daß ich ihr Vorstellungen machte; aber sie wußte sich ganz gut zu verantworten und küßte und troßte und bettelte so lange und versprach das Beste, bis ich ihr nachgab. So geht es mit den Kindern; sie machen immer Sorge und Kummer und ich kann nun die langen Winterabende ohne meine Emma allein sitzen.«

»Beruhigen Sie sich,« sagte Meister, »denn ich kann Ihnen jetzt wohl gestehen, daß ich besorgte, sie werde sich zuletzt auch ohne Ihre Einwilligung entfernen. Ich bewundere nur, wie sie in der kurzen Zeit alles zur Reise Nothige hat einrichten können.«

»Sie hat schon lange daran gedacht,« erwiederte der Vater, »und ihr Mädchen,

das in allem mit ihr zuhielt, ebenfalls. Wenn aber ja etwas fehlt, so mag sie es sich anschaffen. Denn ich habe Herrn von Junius, der noch nach ihr hereinkam und mich fragte, ob ich meine Einwilligung wirklich im Ernst gegeben, die nöthigen Vollmachten ertheilt, um ihren Bedürfnissen abzuhelpfen.«

»Schön!« sagte Wilhelm. »Eine Veränderung ihrer Verhältnisse ist für Fräulein Emma ganz gewiß heilsam, und bei ihrer Kraft und Klugheit dürfen Sie den besten Erwartungen von ihr Raum geben.«

»Das denke ich auch,« sagte Raimund. »Ich hatte, wie Sie wissen, schon längst auch beschlossen, sie irgend einer andern Familie anzuvertrauen; nur verzog sich's von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, weil immer Hinderungen da waren.«

»Nun,« versetzte Wilhelm, »ich stellte mir gestern nicht vor, daß Sie mit allem,

wie es nun gekommen ist, hintennach so zufrieden seyn würden.«

»Zufrieden?« fragte der Freiherr. »Bin ich es denn wirklich? Ist es nicht zu beklagen, wenn ein Vater so wenig von seinen Kindern hat? Ich muß mich nur freilich darin finden, weil es nicht zu ändern ist.«

»Mich dünkt,« sagte Meister, »es würde einige Zerstreung uns Beiden gut thun. Ich habe die Effekten meiner Freunde zu besorgen; wollen Sie sich nicht entschließen, mich zu begleiten?«

Der Freiherr entschuldigte sich und Meister drang nicht weiter auf ihn ein. Die sichtliche Schwäche, mit der Jener sich in den Starrsinn seines eigenen Kindes fügte, nachdem er dessen dringendste Bedürfnisse und die ernstlichsten Vorstellungen darüber nicht beachtet hatte, war ihm gerade in seiner jetzigen Stimmung um so unangenehmer und räthselhafter, je unähnlicher sein

eigenes Gefühl diesem lässigen Gleichmuthen war.

Als er, bloß von dem Reitknechte begleitet, um die Ufer des See's nach Junius Landhause ritt, suchte er sich durch Beschäftigung mit diesen Gedanken zu zerstreuen. »Es scheint jeder Mensch seine eigene Art von Gefühl zu haben,« sagte er sich, »ebensowohl, wie seine eigenen Ansichten, und vielleicht entscheidet jene Gefühlseigenthümlichkeit für den Charakter mehr, als die Meinungsverschiedenheit. Und doch ist sie so überaus schwer zu begreifen! Wer könnte glauben, daß es möglich wäre, mit solcher Unempfindlichkeit allen Wechsel des Lebens zu ertragen, wie dieser alte Mann, und doch dabei vor der Unbequemlichkeit der kleinsten Veränderungen solche Scheu zu hegen? Wie widersinnig erscheint dieses dem Verstande, und doch wie innig und eigenthümlich verbindet sich beides in der Person dieses Raimund! So gibt es denn

Menschen, die gleich den Pflanzen, und fast so unbeweglich wie diese, leichter die größten Stürme, als die kleinste Veränderung des Orts vertragen! Wie mag es im Innern solcher Wesen aussehen? Sind sie vielleicht wirklich anders organisirt, oder ist der Organismus, der ihrem Geiste Regsamkeit gab, etwa nur durch Vernachlässigung oder Störung ins Stocken gerathen?»

Es fielen ihm die Indier ein, über die er unlängst Einiges gelesen hatte, und die durch Jahrtausende ruhig unverändert fortgehenden Sitten dieses merkwürdigen Volkes. »Das,« sagte er, »heißt sich dem Reiche der Vegetation so eng anschließen, wie es dem Menschen nur möglich ist, und wir staunen diese Neigung an und wissen sie nicht zu begreifen. Es ist, wie eine ganz fremde Natur, in die wir hineinblicken, und so geistreich und lieblich auch hier und da eine Einzelheit uns erscheinen mag, so wenig werden wir doch je den Sinn, der



das Ganze durchdringt, erfassen und uns aneignen. Und der Himmel wolle uns davor immer behüten! Mag seyn, daß das Herz in diesem stillen Pflanzenleben ruhiger schlägt; aber nur der Erschöpfte, Abgestumpfte vermöchte es darum zu bewundern. Immer besser und auch edler, von der Lebendigkeit des Geistes auf's schmerzlichste bewegt zu werden, als diese Lebendigkeit selbst zu verlieren. Ich möchte mit diesem Freiherrn nicht tauschen, und wenn ich auch damit die ganze Last dessen, was mich peinigt, von meinem Herzen abwälzen könnte.«

Meister hing diesen Gedanken so sehr nach, daß er auf den Weg zu achten vergaß und von seinem Burschen sich erinnern lassen mußte. Wie er auffah, bemerkte er, daß ihm die Scheidung der Straßen entgangen und daß er, statt der, welche nach Ludolfs Landgute führte, die andere eingeschlagen hatte, welche seine Freunde gezogen waren. Etwas beschämt bog er sogleich

von der Seite; er merkte wohl, daß sein Herz ihn über seinen Grübeleien zu dem unrechten Wege geleitet hatte. Um es dem Diener zu verbergen, sagte er ihm, daß er so eben über den gelassenen Sinn des alten Freiherrn nachgedacht habe.«

»Er ist wohl nicht immer so gewesen,« versetzte dieser. »Sein alter Haushofmeister erzählte noch gestern Abend, daß einst auf dem Gute ein sehr munteres Leben und der Herr selbst ein sehr aufgeweckter Mann gewesen sey. Aber das Unglück habe ihn mürbe gemacht.«

Meister fühlte sich abermals beschämt und wurde inne, daß seine aufgeregte Stimmung ihn ungerecht gegen einen Mann gemacht habe, der seine Theilnahme und ein milderes Urtheil verdienen mochte. Er schwieg. Da er die Gegend schon hinreichend kannte und sich zusammen nahm, so fand er sich leicht wieder auf die rechte Straße und kam zeitig auf Junius Landhause an.

Hier besorgte er mit Hülfe des von dem Besitzer zurückgelassenen verständigen Verwalters alles Nöthige leicht und schnell, während sein Diener Ludolfs Sachen ihm herbeischaffte. Schon früh am Nachmittage war er im Stande, diesen zu beurlauben und gab ihm die herzlichsten Grüße an Alle mit. Der frohe Bursch versprach, recht bald wieder da zu seyn, und sprengte eilig davon. Unser Freund sah ihm lange nach, und kehrte dann mit dem Gefühle der vollen Einsamkeit langsam um das andere Ufer des See's zurück.

---

## Fünftes Capitel.

---

Der Aufenthalt, in welchem sich unser Freund befand, war eben nicht geeignet, um ihn zu zerstreuen. Die Burg des Freiherrn Raimund stammte sichtlich fast ganz, wie sie noch jetzt war, aus der frühen Vorzeit, in der so viele Ritterromane spielen. Sie bildete mit den Nebengebäuden ein gegen den See hin offenes Viereck und es fanden sich noch Spuren, daß auch diese Seite einst durch eine Mauer verschlossen war, in der bloß ein Thor gegen die Anfurth ausging. Landwärts lief in geringer Entfernung von den Häusern ein tiefer Graben um sie hin, der einst wahrscheinlich

mit Wasser gefüllt, aber gegenwärtig an beiden Seiten, wo er den See berührt hatte, zugeworfen war, um die Brücken zu sparen. Das Gutshaus oder die eigentliche Burg war von außen grau und finster, obwohl völlig im baulichen Stande. Die Mauern, von großen Bruchsteinen bis zur Höhe von zwei Stockwerken aufgeführt, waren breit und fest und die beiden Eckthürme, in die später nur wenige Fensteröffnungen gebrochen waren, zeigten von der Stärke des Widerstandes, welche der Bau in den Zeiten vor der Erfindung der Feuerwaffen gehabt haben mußte. Die Tiefe des inneren Raumes war überall gering, das Dach unverhältnißmäßig hoch und die meisten Zimmer, nur den untern Saal und diejenigen ausgenommen, die man später erweitert und gelichtet hatte, enge wie Klosterzellen.

Früher hatte Meister diese Beschaffenheit seines gegenwärtigen Wohnortes weniger bemerkt und gefühlt, und man muß ge-



stehen, daß solche alterthümliche Gebäude für den kurzen Aufenthalt eines bloß Besuchenden allerdings einigen Reiz haben, sich auch mehrentheils durch ihre malerische Lage von außen sehr gut darstellen, ohne daß man sich doch zu einem längern Aufenthalte in ihnen leicht entschließen möchte. Auch hatte Emma's Ausgelassenheit in die umgebende Stille und der schöne Herbst in den düstern Eindruck, welchen die Burg für sich allein machte, einen gedoppelten reizenden Contrast gebracht, der jetzt fehlte. Seit länger als einem Jahre an geistreiche, mindestens aufregende Gesellschaft gewöhnt, konnte unser Freund in Emma's Vater, der sich immer gleich blieb, jetzt um so weniger Ersatz finden für das, was er entbehrte, als dieser wohl gern unterhalten seyn mochte, aber selbst zur Belebung der Unterhaltung wenig beizutragen verstand.

Der alte Raimund hatte einen eigenthümlichen, aber lebhaften Geistern wenig

zusagenden Charakter, den wir in einzelnen Zügen schon kennen gelernt haben. Seine Kraft schien körperlich wie geistig erlahmt oder eingeschlafen und das Interesse am Leben zu einem Interesse für das bloße Daseyn herabgestimmt. In seinen Zügen, die viel Ebenmaß hatten, drückte sich Wohlwollen, aber keine Energie aus und in seinem ganzen Benehmen mehr Bequemlichkeit, als Behaglichkeit. Er war zum Guten überall willig, wo es ihm keine Mühe machte und zum Verkehrten nie, wo er nicht mit Anstrengung dazu gedrungen wurde. Auch überzeugte sich unser Freund bald, daß seine Untergebenen in keiner Weise von ihm gedrückt waren, sondern im Gegentheil nur gar zu sehr auf seine Nachsicht rechneten. Kein Pächter bezahlte die Gefälle ordentlich, kein Schuldner den Zins und unter den Dienenden war, den eisgrauen Haushofmeister ausgenommen, Keiner, der den allgemeinen Charakter der Lässigkeit verläugnet hätte.

Alle Gärten, Äcker und Anlagen erschienen veräußert, und wenn der Gutsherr auch je zuweilen sie besichtigte, und etwas erinnerte, so besserte dieses doch nichts. Denn es wurde darauf gerechnet, daß er darnach wieder lange genug ausblieb, um die ohnehin kraftlose Rüge schon selbst vergessen zu haben.

Ein solcher Charakter in diesen Umgebungen war nicht gemacht, Meisters Billigung zu erhalten. Er war vielmehr geneigt, die erste Veranlassung zu dem traurigen Schicksale der ältern Tochter eben in dieser Beschaffenheit des väterlichen Hauswesens zu vermuthen und er billigte es immer mehr, daß die jüngere sich mit Entschlossenheit davon losgerissen hatte. Wenigstens mußte er sich überzeugen, daß sie ihren Vater gut gekannt und nicht zu hart gekränkt habe. Denn außer einigen täglichen Klagen, die man ihres mangelnden Ausdrucks wegen kaum einer Antwort werth

hielt, zeigte der alte Raimund nichts, was auf eine Erschütterung des Herzens schließen ließ, oder nur von der ihm angewohnten Weise besonders abwich.

Die üble Laune führte unsern Freund bald weiter zu einer gar nicht günstigen Beurtheilung des ritterlichen Mittelalters. Die Ausarbeitung seines letzten Werkes, der Agnes Bernauer, hatte ihn schon vorab wieder zu dessen Betrachtung zurückgeführt und er hatte dasselbe, ziemlich in der herrschenden Weise, als eine Periode seltener Kraft und musterhaften Adels gedacht und gefaßt. Aber die melancholische Unbehaglichkeit, die er jetzt in der alten Burg empfinden mußte und nicht los werden konnte, änderte seine Vorstellungen davon für jetzt gänzlich um.

»Was ist es nun damit?« fragte er sich selbst. »Das deutsche Volk wollte, da es sich wieder fühlen lernte, gern eine mythische und heroische Zeit durchlebt haben, gleich andern Urvölkern. Die Spuren von

beiden sind auch unstreitig da, und möglich bleibt es immer, daß die Nationalpoesie beide einst so schön ausbilde, wie bei den Griechen. Aber auf die bisher versuchte Weise kann das nie gelingen. In dem Leben der einzelnen Ritter vermag ich das ächte Heldenthum nicht zu finden. Alles, was wir von ihnen wissen und bemerken, deutet mehr auf das widrige Gemisch von Rohheit und Furcht, wie es der Ungerechtigkeit eines Räubers, als auf den ruhigen, ehrenhaften Muth, wie er dem Helden eigen ist. Wie haben sich die vormaligen Bewohner dieser Burgen verschanzt, um sich und ihren Raub zu sichern und dem rächenden Grimm der gequälten Landeseinwohner mit höhrender Feigheit troken zu können! Wie hüllten sie sich in Stahl und Eisen, um die Reichheit der Waffen im Streite mit den Unterjochten zu hindern! Wie barbarisch rächten sie sich an den Unglücklichen, die in ihre Hände fielen! Und was thaten sie dagegen je, um



Wohlstand und Sittlichkeit unter dem deutschen Volke zu verbreiten? Nicht im Bunde, nein, nur im unendlichen Streit mit ihnen konnte sich der deutsche Bürger zuletzt heben, und nur nach ihrem Sturze lernte das Volk seinen Werth. Wahrlich, jene Zeit und ihre kleinen Tyrannen zu empfehlen, das setzt eine politische Lüge voraus, die sich der gesunde Nationalsinn nie wird aufreden lassen, und man sollte darum von dem vergeblichen Versuche endlich für immer abstehen. Nur in den größeren Verhältnissen seines alten Staatsgebäudes, nur in der Geschichte seiner Kaiser und rechtmäßigen Landesherren kann das deutsche Volk seine Heldenzeit finden und nur in dem Bürgerstande die Wurzel, aus welcher der neue Stamm hervortrieb! Hier tritt die Wahrheit mit der Phantasie des Dichters in Bund und es verläuft sich nicht alles in bloßen Schein.«

Es kam ihm der Stolz der alten Ge-

schlechter auf ihre Ahnen und auch der gut-herzige Baron, der Vater Mathildens, in Sinn, der, obgleich ohne Stolz, doch an der Vorzeit mit besonderer Neigung hing. »Ja,« meinte er, »wenn der gesammte ächte Nachwuchs jener Raub- und Raufbolde sich be- strebte, die Unbilden der Väter dadurch ver- gessen zu machen, und wie übererbte Schul- den zu tilgen, daß er alle ihn umgebende Menschen mit solchem herzgewinnenden Wohl- wollen an sich zöge und zu beglücken suchte, dann könnte man ihm jenes grundlose Ruh- men der Ahnen eben so leicht nachsehen, wie den guten Kindern eines bösen Vaters die kindliche Achtung vor dem, was dieser bloß ihnen war. Wo aber jene alten Verschul- dungen dem hochfahrenden Sinne keine Ver- pflichtungen aufzulegen, sondern nur Vor- rechte zu geben scheinen, da ist es kein Wunder, sondern Erweis einer höheren Weltordnung, wenn ein tragisches Schicksal zuletzt die sogenannten edlen Geschlechter über-

eilt, und schon die griechischen Tragiker haben dieses begriffen und darzustellen gesucht.«

Die angeborene Billigkeit seines Gemüthes und sein gesunder Sinn ließen jedoch unsern Freund bald inne werden, daß seine Verstimmung ihn zur Ungerechtigkeit im Urtheilen verleite, und er bemühte sich, dieselbe zu berichtigen. Dazu gab es, wie er wohl einsah, kein heilsameres Mittel, als eine regelmäßige, seine gesammte Geisteskraft in Anspruch nehmende Beschäftigung. Der Thätigkeitstrieb erleichtert bei jungen, kräftigen Menschen die Selbsthülfe der Natur ganz besonders, wenn diese durch irgend etwas in ihrem Gleichgewichte erschüttert ist. Aber so unmittelbar nach Beendigung seines letzten Werkes fand er, was wohl alle Dichter in gleicher Lage finden, daß es überaus schwer sey, sich sogleich in der Wahl einer neuen Aufgabe zu entscheiden, indem der eine Gegenstand dem vorigen zu

verwandt ist, um zu reizen, während der andere sich zu unähnlich darstellt, um sogleich begriffen zu werden. Diese Pausen in der Melodie des Dichterlebens sind überall nicht bloß lästig, sondern auch bedenklich, zumal wo der Dichter noch nicht geübt ist, sein Leben selbst mit poetischem Sinn zu fassen, oder wo ungünstige Verhältnisse ihn daran hindern. Und das Letztere wenigstens war jetzt bei unserm Freunde der Fall.

Er entschloß sich endlich, den alterthümlichen Bau, in welchem er wohnte, für seinen Freund, den Baron, aus verschiedenen Gesichtspunkten zu zeichnen, sowohl vom See her, wo sich alles am besten ausnahm, als von einigen Anhöhen des Ufers. Auf diese Weise dem Vater Mathildens sein liebendes Andenken zu bezeugen, fand er nicht bloß unverfänglich, sondern billig, indem er damit nur ein gegebenes Versprechen löste. Er folgte dem Einfall mit Freudigkeit, und gab sich außerordentliche Mühe, seine Arbeit

gut zu machen. Ohne die rauhe Bitterung zu scheuen, ging er jeden Vor- und Nachmittag, wo es nicht regnete oder schneiete, hinaus. Über dem Arbeiten dachte er sich dann das künftige Schicksal seiner Zeichnungen, wer sie in die Hand nehmen, was man darüber reden, wie man seiner dabei gedenken werde, und er bemerkte es selbst nicht, daß diese Träume es waren, die seiner Beschäftigung den meisten Reiz gaben.

Um sich auch die langen Abende zu verkürzen, wo er sich der Unterhaltung des Freiherrn nicht wohl entziehen konnte, ließ er aus der Leihbibliothek der nächsten Stadt verschiedene Tragödien kommen, um sie seinem Wirth vorzulesen, namentlich unter diesen die Schuld von Müllner, Grillparzers Ahnfrau, das Bild von Houwald und ähnliche Stücke, wie sie die neuere Zeit in ziemlicher Anzahl hervorgebracht hat. Entschlossen, sich in seinen Arbeiten auf das bestimmte Fach ernster dramatischer Dichtungen



zu beschränken, weil er sich nach seiner Erfahrung und dem Urtheil seiner Freunde dafür die meiste Anlage zutrauen durfte, wünschte er doch, dieses Fach ganz zu kennen und auszufüllen, und fand es darum wohlgethan, sich durch keine vorlaute Kritik in der gerechten Würdigung irgend einer besondern Form hindern zu lassen. Er stellte deshalb seit einiger Zeit gern das Verwandte in seiner Lectüre zusammen und befließ sich, zu einem selbstgeschöpften und klaren Urtheile über das Gemeinsame und Wesentliche jeder einzelnen Art hinzugelangen.

Die Weise, wie er in den erwähnten Werken die Idee des Schicksals auf einzelne adlige Familien angewandt fand, schien ihm keineswegs unglücklich, wenn auch mehrentheils noch etwas ungenau. Sie entsprach ungefähr dem, was er nur erst in den letzten Tagen über den deutschen Adel gedacht hatte und schien dessen allgemeines Loos in einzelnen bestimmten Fällen zu

repräsentiren. Zugleich fand er eine unverkennbare Ähnlichkeit mit der bei den Griechen vorherrschenden Form der Tragödie, wo auch mehr das Walten des Schicksals durch die Zeitfolge eines berühmten Geschlechtes, als dessen über einem Helden oder einem ganzen Volke schnell sich entladender Gewitzern die eigentliche Aufgabe bildet. »Soll,« sagte er, »das Tragische sich von der Völkerbühne, wo Heldengröße oder Nationalinteresse dem Schicksale zum Spruch stehen, in die engeren Kreise der Familie hinabbegeben, so kann nur in sehr wenigen Fällen sich die Theilnahme an dem Stück auf einen einzelnen Charakter oder auf eine einzeln hervortretende That stützen. Man muß die Weite der Zeit benutzen, um die Enge der Verhältnisse zu vergüten, und das eben unterscheidet die neuere Klasse von den früheren bürgerlichen Trauerspielen, daß dem Wesen des Adels gemäß dieses beachtet wird. Geschieht es mit Geschick, so ist dawider nichts

zu erinnern. Man darf Schillers Braut von Messina als das erste, muß aber Müllners Schuld unter den bisher erschienenen Werken dieser Art als das gelungenste betrachten. Doch würde zur vollkommenen Lösung des Problems ein noch gesteigertes Festhalten an der tragischen Idee gehören, woraus die sorgfältigere Verwahrung vor der Klippe des blinden Fatalismus und einer der Intrigue des Dichters wider seine eigenen Personen gar zu ähnlichen überkünstlichen Combination von selbst folgen würde.«

Dieses mag hinreichen, uns das Urtheil zu bezeichnen, welches sich bei Meistern über diese neuere Klasse von Tragödien ausbildete, während er die bekannteren derselben dem alten Freiherrn Abends vorlas. Dieser hörte dabei mit einer, von ihm nicht erwarteten Theilnahme zu. Seit einigen Jahrzehenden der Lectüre völlig entfremdet und mit dem gegenwärtigen Stande der Litteratur gänz-

lich unbekannt, zeigte er, wie der Reiz überraschender Neuheit auch auf minder anregungsfähige Gemüther wirke. Unfers Freundes lebendiger und sich überall leicht anbequemender Vortrag trug dazu das Seinige bei, und da der Lektore sich nach seiner Absicht auf Stücke beschränkte, die verwandten Geistes waren, so fand der Freiherr sich auch bald genug in deren Gedankengang hinein. Dieser harrte auf den jedesmaligen Beginn der abendlichen Vorlesungen mit Ungeduld; und der Haushofmeister, der die Rechte eines Hausfreundes behauptete und mit Wilhelms Erlaubniß zu den neuen Unterhaltungen hinzugezogen wurde, gab einen eben so aufmerksamen Zuhörer ab.

Über das Künstlerische bei den vorgelesenen Werken konnte unser Freund mit seinen zwei Gesellschaftern freilich nicht reden; aber desto mehr beschäftigte ihn ihre Persönlichkeit. Besonders trug die Gestalt des mehr als achtzigjährigen, in seinen Vor-

urtheilen und Gewohnheiten veralteten Dieners nicht wenig bei, seinen eigenen Antheil bei den Vorlesungen zu erhöhen. Ludolf hatte denselben einmal mit einer alten Hausfaze verglichen, die in einem so wüsten Bau unentbehrlich sey und immer noch mehr an diesem Bau, als an ihrem Herrn hange. Wilhelm aber fand sich durch ihn lebhaft an die alten Diener erinnert, die als Erzieher und Aufseher in den griechischen Dramen, und als Castellane in den neueren Stücken fast einen stehenden Charakter bilden, und auch so nothwendig hinein zu gehören scheinen, wie die Vertrauten in das französische Lustspiel. Denn wird es zur Aufgabe der Tragödie gemacht, anzudeuten, wie ein höheres Walten die Geschlechter und Zeiten mit ausgleichender Gerechtigkeit verbindet, so muß diese Zeitdauer selbst repräsentirt werden, und da ist das natürliche Greisenalter immer eine bessere Auskunft, als alte Documente, Gespenster, oder gar der ewige



Jude. Das interessante Problem dieser Rolle ist, das Veralten des Menschen und seines Werkes neben dem gleichen Beharren einer höheren Gewalt anschaulich zu machen, und der Dichter hat sie richtig gefaßt, wenn er sie in diesem Sinne behandelt.

Nach einigen Tagen erwachte in unserm Freunde ganz natürlich die Lust, sich selbst in der neuen Art zu versuchen. Mit seinen Zeichnungen konnte er nicht länger fortfahren, da der verweilende Aufenthalt auf den kühlen Wassern und den feuchten Anhöhen seine Gesundheit ernstlich zu bedrohen schien. Auch war er so ziemlich damit fertig. Dagegen hatten sich die Elemente für die neue Arbeit nach und nach wie von selbst zusammengefunden. Er hatte von der Idee, welche er dem Stücke geben müsse, eine sehr deutliche Vorstellung; das Wesen der besondern Gattung war ihm durch seine Vorlesungen und durch Erinnerungen an die Griechen allmählig klar ge-

worden; seine eigene Stimmung mußte ihm den rechten Grundton erleichtern und die Burg, so wie den Charakter des eigensinnigen, versteiften und dabei doch rechtlichen Alten konnte er ohne Bedenken unverändert benutzen.

Es fehlte ihm nur noch ein passender Gegenstand von historischer Sicherheit; denn vor der bloßen Erfindung war er bange, weil sie seine Vorgänger fast insgesammt zu dem einförmigen Verhältniß zweier einander widerwärtigen Brüder und zudem auf manche Reminiscenzen und Wunderlichkeiten geführt hatte. Aber die Weltgeschichte konnte ihm hier keinen Stoff bieten und mit dem Schicksale neuerer edlen Geschlechter war er nicht bekannt. Am liebsten hätte er den Stoff zu seiner Dichtung aus den auf Raimunds Burg und unter dessen Geschlechte selbst vorgefallenen Begebenheiten entlehnt, weil er damit eine desto größere Lebendigkeit und Sicherheit im Ton seines Stückes

zu gewinnen hoffte. Häufig war es ihm auch, als wenn in dieser Familie, deren Name nun aussterben sollte, während ihrer langen Dauer irgend etwas vorgegangen seyn müsse, das noch in der Überlieferung lebe und, mit Dichterphantasie behandelt, ihm dasjenige bieten müsse, was er suchte. Aber dem alten Freiherrn war so wenig, als seinem noch weit ältern Haushofmeister etwas abzulauschen. Die Erzählungen des ersteren bewegten sich insgesammt um die unserm Freunde schon bekannten und außer diesen nur um sehr gewöhnliche Erlebnisse, und zeigten wohl ein gewisses mittleres Maß von einer in der Jugend erhaltenen standesmäßigen Bildung, aber nicht den fernsten Schein von Anhänglichkeit an die Zeiten und Schicksale seiner Vorfäter. Mehr erwartete Meister von dem alten Diener; denn er hatte bald bemerkt, daß der Glaube an Vorgeschichten, Ahnungen und Erscheinungen, besonders der weißen Frau,

in dessen Gemüthe fest wurzelte. Aber der Greis gehörte nicht zu derjenigen Klasse seiner Altersgenossen, die durch ihre Jahre geschwächigt, sondern zu der andern, welche dadurch schweigsam und mißtrauisch wird. Eigensinnig und unlenksam ging er Tag für Tag in dem eisernen Gleise der Gewohnheit und kein Widerspruch, selbst des Freiherrn, machte ihn darin irre. Die Vorlesungen Meisters hörte er mit großer Aufmerksamkeit an, und verrieth dabei mehrfach jenen eingewurzelten Aberglauben; aber dieses änderte in seiner wortkargen Laune gegen den Gast nicht das Geringste und dessen wiederholte Versuche, ihn vertraulich zu machen, hatten nur den entgegengesetzten Erfolg.

Endlich, bei der Vorlesung des Bildes von Houwald, fiel es unserm Freunde ein, nach dem Ahnensaal zu fragen, der in so manchen neueren Erzählungen und Trauerspielen eine so bedeutende Erscheinung macht.

Es war wirklich eine solche Bildersammlung da, wie in den meisten Stammsitzen alter Familien, und Wilhelm, der es für das beste Mittel erkannte, um von dem Geschlechte mehr zu erfahren, als der Freiherr und der störrige Alte ihm bisher mittheilen mochten, bat sogleich dringend, daß man sie ihm zeige. Man hatte die Tragödie ziemlich früh am Abend beendet und der Freiherr bequemte sich selbst dazu, den Wunsch seines Gastes zu erfüllen; der Haushofmeister wurde mitgenommen, um mit den nöthigen Angaben und Erklärungen auszuhelfen.

Das, was den Ahnensaal in der Burg vorstellte, war ein großer, breiter Gang im obern Stockwerk, der neben einer Reihe von Zimmern über die ganze Länge des Gebäudes sich ausdehnte und etwa die Hälfte der Breite desselben einnahm. Das Licht fiel von der Feldseite durch alte, enge Fenster; weil es aber Abend war, so mußte man den Stammbaum, der die schmale Seiten-



wand dem Hauptgange gegenüber einnahm, und die Bilder, welche über den Zimmerthüren hingereiht waren, durch die mitgenommenen Kerzen beleuchten.

Das Geschlecht Raimunds war wirklich, wie der Stammbaum auswies, sehr alt; sein erster bekannter Ahnherr hatte zu den Zeiten Kaiser Friedrichs des Ersten gelebt. Die Bilder aber gingen nur bis in den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts zurück. Die ältern waren schlecht gemalt und durch die schlechte Unterhaltung noch mehr entstellt; bei einigen hatten die Farben so nachgedunkelt, daß man bei dem zweifelhaften Kerzenschimmer nicht einmal die Umrisse deutlich erkannte. Meister, der hier keine Kunstwerke suchte, bestrebte sich nur, von dem Leben der abgesehenen Verstorbenen irgend etwas Bedeutendes zu erfahren; aber die Kenntniß des alten Haushofmeisters ging über das Genealogische wenig hinaus. Nur aus der Zeit des dreißigjähri-

gen Krieges bezeichnete er das Bild einer Frau mit ausdrucksvoller Zurückhaltung als das Conterfei derjenigen, welche den Adel der Familie durch ihren heimlichen Katholicismus und die dadurch veranlaßten verbrecherischen Handlungen verdunkelt, aber dafür gewiß auch gebüßt habe. Wilhelm vermuthete, daß sich hier etwas Interessantes verberge, und daß er in dem bleichen, trüben Anlitze die weiße Frau des Hauses erblicke; aber die kalte Zugluft des Ganges und sein schon seit einigen Tagen empfundenenes Unwohlseyn ließen ihn jetzt schweigen. Er fing an zu wünschen, daß die ganze Besichtigung zu Ende komme und verschob die nähere Nachfrage auf eine andere Zeit.

Je mehr sich die Folge der Bilder der neueren Zeit näherte, desto erträglicher wurde die Arbeit, und desto genauer wußte der erklärende Alte Bescheid, so daß er auch alle Häuser nennen konnte, mit denen die Familie durch Heirathen verwandt geworden war.

Meister behielt aus diesen für ihn völlig unbedeutenden Nachrichten nur, daß eine Tochter der Familie vor etwa hundert Jahren mit dem Stammhalter des freiherrlichen Geschlechts vermählt worden war, welches er durch Lothar, die Gräfin und Natalien näher kannte. Er fühlte immer empfindlicher, daß ihn froh und wünschte heimlich dem Alten statt seiner jetzigen Gesprächigkeit, die bisherige Wortarmuth zurück. Doch glaubte er ihn um so weniger stören zu dürfen, da er ja selbst zuerst alles veranlaßt hatte.

Endlich waren sie an das Ende der Bilderreihe gelangt. »Hier ist unser gegenwärtiger Herr,« sagte der Greis, »der letzte seines Namens, und diese Beiden sind seine Töchter.«

Wilhelm erkannte bei dem Hinblick Ludolfs Pinsel und bestrebte sich zu guter Letzt, die Bilder mit aller Aufmerksamkeit, deren er fähig war, zu betrachten. Der Freiherr und Emma waren sprechend ähnlich;

das dritte Portrait, die unglückliche Tief-  
sinnige, zog ihn ebenfalls an durch Aus-  
druck und Schönheit und ein gewisses Etwas  
in Gewand und Zügen, was ihm bekannt  
schien. Er hob das Licht empor und be-  
trachtete es genauer. Auf einmal wurde es  
ihm, als strömte alles Blut beengend nach  
seinem Herzen und vor seinen Augen wurde  
es dunkel. Er konnte nicht mehr irren —  
es war die unglückliche *Mariane*.

Die Masse sich einander drängender,  
höchst ungleicher Vorstellungen, die ihm im  
gleichen Augenblick alle gegenwärtig werden  
wollten, überwältigte seine Kraft. Noth-  
dürftig behielt er so viel Besinnung, um sei-  
nen Begleitern zu sagen, daß er sich wegen  
der Kälte unwohl fühle und ein Fieber be-  
sorge. Darauf mit unsicherem, hastigem  
Schritt eilte er von ihnen fort nach seiner  
Stube und warf sich, heftig zitternd, auf  
sein Lager.

---

## Sechstes Capitel.

---

Unser Freund hatte, wie wir berichteten, schon seit mehreren Tagen einige körperliche Unbehaglichkeit empfunden, als die Folge seiner häufigen Ausflüge ins Freie und seines ruhigen Verweilens auf dem See oder den feuchten Anhöhen. Aber bei seiner seit Jahren nie wankend gewordenen Gesundheit hatte er diese Mahnungen zu größerer Vorsicht nicht früh genug beachtet. Da er endlich aufmerksam wurde, und eine angemessene Beschäftigung zu ergreifen strebte, warf der plötzliche, erschütternde Anblick von Marianens Wilde seine Kraft und Fassung nieder.

Wenn wir uns seine wahre Lage und die Art, wie er sie selbst betrachtete, mußte,



vorzustellen suchen, so können wir uns nicht wundern, daß seine kräftige Constitution in diesem Falle unterlag. Von der Entfernung seiner liebsten Freunde tiefer ergriffen, als er selbst es wissen oder sich gestehen wollte, von der Hoffnung auf Liebe durch eine unlösbar scheinende Verwicklung geschieden, gleich einem Verbannten in die Einsamkeit gewiesen und kaum vermögend, durch aufgegriffene Beschäftigungen sich die winterliche Einförmigkeit seines Aufenthaltes erträglich zu machen, zu dem allen noch körperlich unwohl — sah er plötzlich einen Schatten wie aus dem Grabe ins Leben zurücksteigen, der ihm einst am Anfange seiner Selbstbestimmung so verlockend erschienen war, den er mit der ersten Jugendwärme geliebt, der ihn betrogen, den er verlassen und doch so schwer und spät erst vergessen hatte. Erst seit dem Glauben an Marianens Tod war eine größere Ruhe in seine Brust zurückgekehrt; nun aber schwand dieser

Glaube wieder und sie erschien, zu dem traurigsten Loose verdammt, von neuem in den Reihen der Lebenden, um sich zwischen ihn und alle seine Ansprüche auf Liebe, männlichen Werth und Lebensanmuth zu stellen. Aus den frühern Mittheilungen ihres Vaters wußte er jetzt auf einmal, wie das Schicksal der Unglücklichen sich eingeleitet und entwickelt hatte. Er wußte, daß sie von edler Geburt, tief verirrt, immer doch noch für die gemeine Verworfenheit zu erhaben, und nun von den Banden der Geisteszerrüttung so eng umschlungen war, daß man auf ihre Wiederherstellung nicht mehr hoffte. Und er, der vielleicht zu diesem trüben Schicksale den meisten Anlaß gegeben, er lebte in demselben Hause, wo sie als Kind gespielt, das sie als Verlassene wiedergefunden, als Tieffinnige durchirrt hatte! Ihr Bild hing noch da, einsam und unbesucht, wie sie selbst! Und er, schon so lange sein Unrecht wider sie bereuend und

so hart dafür gezüchtigt, er mußte jetzt, von der Krankheit an sein Lager gefesselt, hier verweilen, und konnte weder dem Orte noch der qualvollen Lebendigkeit der Erinnerungen entfliehen.

Der alte Freiherr und die übrigen Hausgenossen, welche den Zusammenhang nicht kannten, vermutheten, daß bloß eine starke Erkältung ihren Gast angefallen habe, und zu Anfang zeigte dessen Krankheit auch wirklich den gutartigen Charakter eines bloßen Flußfiebers mit erhöhter Reizbarkeit der Nerven. Wilhelm selbst lehnte eifrig jeden Vorschlag ab, einen Arzt herbeizurufen. Er suchte sich vor fremden Augen stark zu zeigen und behauptete, daß seine Natur sich schon selbst helfen werde. Aber die Anstrengung, mit der er die auf ihn eindringenden peinlichen Vorstellungen abzuwehren suchte, kostete ihn den Überrest seiner Kraft und wirkte überaus nachtheilig. Sein Schlaf wurde immer unruhiger und die

Phantasien auch im Wachen immer greller und lebendiger.

Am dritten Tage nach dem Vorfalle kam Coucy's Diener zurück. Er hatte sich selbst zur Eile getrieben, so daß er kaum einen Tag bei den Seinigen ausgeruht, und wunderte sich nicht wenig, Meistern so krank zu finden. Von Ludolf brachte er einen langen Brief, den wir, so sehr er uns unterbricht, doch des nöthigen Verständnisses wegen hier einschalten müssen:

»Um Dir gewiß alles Wichtige von unserer Reise zu melden,« schrieb der Freund vom ersten Tage der Abreise, »fange ich hier in Anselms bisherigem Wohnorte meinen Brief an und denke ihn auf dem Wege gleich einem Flusse wachsen zu lassen. Die Anderen sind eben ausgegangen nach dem nächsten Hüttenwerke und Emma hat sich ihnen angeschlossen. Ich denke eine Stunde mindestens für Dich allein zu bleiben.«

»Es war mir ganz wunderbar, da wir

in Nacht und Nebel von Dir fortzogen. Halb kam mir's vor, als ob alles nur ein Traum sey, und halb auch wieder, als ob unsere Trennung ewig dauern werde; so unklar mischten sich meine Gefühle. Endlich ging die Sonne auf. Wir waren schon ganz aus der bekannteren Gegend fort, und das war eben nicht gemacht, mich aufzuheitern. Doch uns Malern wird immer schon etwas wohler ums Herz, wenn wir nur Licht und Farben um uns her sehen, und ich fand, daß der Schnee die Berggegenden besonders gut kleidet. Einzelne Winterlandschaften waren wirklich schön und das Wetter frisch.«

»Hier der Ort hat mir dagegen jetzt so wenig, wie früher gefallen, und ich könnte mich hier nicht lange behaglich fühlen. Diese Häuserreihen zwischen den weißen Bergen erscheinen mir, wie wenn sie in ein offenes Grab gesunken wären und das Leichentuch darüber zugeschlagen werden sollte,



und die schwarzen Bergmänner gehen wie die Todtengräber in der weiten Gruft umher und arbeiten noch immer tiefer. Dazu fehlt dem Auge überall Freiheit und Überblick und das unablässige Pochen und Schnarren und Rauschen von allen den Werken näher und ferner, lautet wahrhaft unheimlich. So scheint es wenigstens mir; den Andern gefällt es hier besser, und Junius war kaum abgestiegen, als er schon diese und jene Anstalten zu sehen verlangte, deren Namen ich vergessen habe.«

»Wir dachten ganz recht, daß Anselm noch nicht fertig seyn werde. Er hatte die Jahresrechnungen einem Andern übertragen, der sie nicht in der vorgeschriebenen Weise machte, und so hat man sie ihm zur eigenen Ausfertigung zurückgesandt. Jetzt hat er die ganze Nacht daran gearbeitet und ist noch nicht zu Rande. Coucy und Junius wollen ihm heute Abend helfen. Wenn wir nur morgen fortkommen.«

»So eben kommt Philipp an und erzählt mir, daß Du ihm erlaubt habest, mitzurufen. Das war brav von Dir, obwohl ich Dich bedaure, daß Dir nun alles, sogar eine leidliche Bedienung fehlen wird.«

»Wir sind heute schon bis an den dritten Tag hier, und wenn wir so fortfahren zu reisen, so werden wir kein Ungemach von zu großer Anstrengung haben; aber die Veranlassung war eine besondere.«

»Den Weg hierher beschreibe ich Dir nicht; er ist ganz angenehm, hat aber, zumal im Winter, nichts Ausgezeichnetes und Du kennst ihn ja. Hier bezogen wir das von Euch (Dir und Coucy) im vorigen Sommer bewohnte Quartier, besahen uns darauf die Stadt und ihre Anlagen und gingen mit einander Abends in das Theater.«

»Unserer Loge gerade gegenüber befanden sich zwei Offiziere und eine Dame, die

uns nach unserm Eintreten mit sichtlichem Erstaunen betrachteten, und dann beim ersten Herabfallen des Vorhanges sich entfernten, ohne wiederzukehren. Wir sahen das Stück ruhig zu Ende; es war die Sappho von Grillparzer, die mir aber wegen ihres französisch=antiken Wesens gar nicht besonders zugesagt hat. Beim Nachhausegehen hatte ich jene Fremden schon ganz vergessen und wurde erst wieder an sie erinnert, als wir in unserm Gasthose den jüngeren von jenen beiden Offizieren auf uns wartend fanden. Er wendete sich gegen Coucy und ich vernahm bald, daß er jener blonde Friedrich sey, der Bruder der Gräfin, mit dessen unergiebigem Charakter auch Du Dich einige Zeit plagtest. Das Bürschchen gebehrdete sich, als ob seine Lieutenantsjacke für seine fehlende Jahre gutsagte. Nach den ersten Einleitungen erklärte er, daß er in Auftrag des Hauptmanns Tarno, seines Begleiters, zu fragen habe, ob und wann

dieser dem Herrn von Coucy aufwarten dürfe, um sich über Einzelnes, was vorgefallen, näher zu erklären. Ich errieth, daß die Dame, die wir bei den beiden Männern in der Loge gesehen, die Baronesse sey, und daß sich's um eine Verständigung handle, welche Familiensachen betreffe. Unser Adalbert bestimmte eine Morgenstunde des folgenden (gestrigen) Tages, und der blonde Friedrich, wie ihn Deine Hefte nennen, bat sich hierauf selbst bei uns für den Abend zu Gaste.«

»Du weißt, daß er mir schon nach Deinen Papieren keine sonderliche Meinung von sich eingefloßt hatte. Zuerst in der Rolle eines kindischen Laugenichts umher vagirend, und dann, noch immer gegen Dich ein unreifes Kind, sich auf einmal in die Rolle des Lüderlichen werfend, konnte man nichts von Bedeutung von ihm erwarten. Aber entweder hatte es mich bestochen, daß er doch immer ein Bruder meiner

Gräfin war, oder ich hatte nicht veranschlagt, daß sich im Leben Alles bestimmter ausnimmt, als in einer ziemlich losen Schilderung auf dem Papiere. Genug, ich hielt mich bald überzeugt, daß er zu denen gehöre, die sich nur durch Stand und Stirn geltend machen. Emma's frisches, naives Wesen schien ihm zu gefallen, aber Coucy's Gegenwart legte ihm einigen Zwang auf. Er blieb den Abend über bei uns und bestrebte sich, durch seine Dir bekannte erlesene Art von Wiß uns zu unterhalten. Ich wies ihn einige Male zurecht, was er sich ganz leidlich gefallen ließ. Anselm dagegen fand Geschmack an ihm, und auch Emma schien seine Munterkeit für etwas mehr zu halten, als ich.«

»Am gestrigen Morgen kam der Hauptmann Tarno, den ich nur kurze Zeit sah, indem ich ihn zu Coucy's Zimmer führte. In seinem freien Gesichte fand ich einige Spannung und Verlegenheit. Später hör-



ten wir, daß Coucy darauf bestanden, die Baronesse solle mit ihm zugleich die Verzeihung des beleidigten Gemahls brieflich nachsuchen und dabei ihre Willigkeit zur Auflösung der Ehe erklären, bis dahin aber sich von Sarno trennen und in unserem Geleite bis in die Nähe ihres bisherigen Wohnsitzes zurückkehren, um die Entscheidung ihres Gemahls zu erwarten. So weit ich die Lage der Dinge beurtheilen kann, dünkt mich dieses wirklich die beste Auskunft unter den möglichen; mich wundert nur, daß sich die Beiden ihr unterworfen haben. Nachmittags ging Coucy mit einem Notar zu ihnen, um die Entsagung der Baronesse, und was sonst nöthig seyn mochte, rechtsgültig aufzunehmen.«

»Der lockere Friedrich benutzte die Zeit, um sich bei Emma beliebt zu machen; zum Glück war es ihr aber eingeschärft worden, daß sie sich zu Junius, als ihrem Vormund, zu halten habe; was würden die beiden

ausgelassenen Menschen sonst für Anschläge gemacht haben!«

»Heute ist gepackt worden; Coucy empfing viele Besuche von Offizieren; Junius einige von Gelehrten; Anselm und ich disputirten derweilen auf unsere Weise und besahen die Stadt; Publius ist leidlicher als je, da seine Veränderungslust befriedigt wird, abgerechnet freilich die geistige Hypochondrie, welche ihn in Freude und Mißbilligung stets zu weit treibt.«

\* \* \*

(Drei Tage später.) »Nur einige flüchtige Worte; denn wir kamen erst heute Abend hier an und werden morgen zeitig weiter reisen.«

»Dein blonder Friedrich würde mit uns gereist seyn, da man ihm, als einem Bruder der Gräfin, die Gesellschaft nicht wohl verweigern konnte. Aber er hat sich vermuthlich etwas herausgenommen, was Emma böse machte. Sie wich ihm sichtlich aus und

hielt sich nun wieder zu mir; seine Bemühungen, ihre Gunst wieder zu gewinnen, waren vergebens, und so achtete er's zuletzt für's Beste, uns ruhig ziehen zu lassen.«

»Die Baronesse fuhr mit Junius; sie zeigte sich in der Gegenwart Coucy's auf eine Weise verlegen, welche auf eine durch Scheu unterdrückte Liebe deutet. Einst muß sie sehr reizend gewesen seyn, als sie noch unbefangen war. Aber den Frauen steht der Mangel an Regelmäßigkeit der Wünsche nie so gut, wie je zuweilen den Männern; denn sie verbinden sie immer mit einer heimlichen Leidenschaftlichkeit, welche die Grundbedingung der Anmuth, das Gleichgewicht des Innern, aufhebt.«

.....

»Morgen sehen wir Deine Geliebten; ich denke sie alle wirklich zunächst in Beziehung auf Dich. Ja, auch die Freundschaft hat ihre Rechte und ich bin sehr gesonnen, wenn ich einmal heirathe, meine Wahl so

zu treffen, daß jene nicht dabei leidet. Es gibt Zeiten, wo ich es für das Abzeichen großer Männer halte, daß sie die Freundschaft der Liebe vorziehen.«

»Der brave Romanus gedenkt Deiner noch und läßt Dich grüßen; ein Bürger aus der Zeit, wo die Bürger den edelsten Stamm des Volkslebens bewahrten. Ich kannte ihn von früher und fand, daß er meiner oft gedacht haben mochte. Seine Tochter ist bei Deiner Mathilde und nach den Briefen, die er mir zeigte, ein sich in Anspruchlosigkeit gesund und gediegen entwickelndes Mädchen. Der Vater scheint sehr geneigt, mit der Zeit auch hinüberzuziehen; es hält ihn nur das Zutrauen der Bürger seines Städtchens zurück. Die Baroness wird hier verweilen, bis sie Antwort hat. Wahrlich, um die Frau thut mir's weh; denn bei allen ihren reichen Anlagen ist ihr nicht zu helfen. Der Baron war wohl am wenigsten ihr Mann und hat sie

schwerlich vermißt. Seinetwegen freue ich mich, daß er frei ist.«

»Es klopft mir mein Herz, indem ich bedenke, wen ich morgen sehen soll. Am meisten, vergib es, verlangt mich aber nach dem Anblick der Gräfin; denn bis hieher kenne ich nichts Liebenswürdigeres an Seel' und Leib. Deine Mathilde vermag ich mir noch nicht eigentlich lebendig vorzustellen; ihr Bild verschwimmt immer mit den Zügen der Gräfin. Aber morgen! Könnte ich doch mit Dir tauschen, damit Du an meiner Stelle wärest! Doch ich will Dein Herz nicht schwer machen.«

.....

»Jetzt angelangt! Aber wie es nun anfangen, daß ich Dir bis zu Philipps schneller Rückkehr alles melde?«

»Erst die schöne Gegend — wirklich in Weite und Wechsel und Begrenzung von der Art, daß Augen und Herzen wohl wird! Der prächtigsten wilden und zahmen Land-



schaften wird man müde und fühlt es beim ersten Anblick, daß das möglich sey. Die Gewißheit des Gegentheils empfindet man nur bei wenigen Ausnahmen. Hier aber hatte ich sie! Wie mußte hier alles seyn, da es Frühling und Meister hier war, dachte ich, und ich sage es ehrlich, Deine Abwesenheit war mir noch nie so leid gewesen.«

»Couchy war ernst und still und hielt sich zunächst zu mir; Junius war wie immer und ließ sich von Anselm geduldig vorerzählen, wie die Bergwerke und Fabriken hier und dort und drüben sich und die Gegend gestalten würden. Emma beklagte, daß die Reiselust ende, war aber im Ganzen doch mit der Gegend zufrieden.«

»Bald sahen wir den Park und dahinter des Barons Haus. Philipp war vorausgeritten und wir wußten, daß wir Alle finden würden. Nun aber möchte ich Deine Hand an meiner Feder haben und bin ungeduldig, daß es nicht mit der meinen aus-

reicht — und gerade diese Ungeduld wieder hindert mich, im Schreiben weiter zu kommen.«

»Alle standen vor der Thür; der Graf, der Baron und andere Männer; dann drei Frauen, unter denen ich die Gräfin sogleich erkannte. Sie hielt eine andere Arm in Arm, die ein Weniges größer war: Das ist Mathilde, dachte ich. Dann kam eine dritte, die ich für unser Ännchen erkannte. Es schwindelte mir vor den Augen, und doch, so wahr ich Dein Rudolf bin, bedauerte ich von neuem, daß Du nicht an meiner Stelle warst.«

»Coucy sprang zuerst vom Pferde und wurde als der allgemeine Freund empfangen; er war wie immer sich selbst gleich und ich beneidete es, wie an ihn, als festen Mittelpunkt, Alles anflag. Er stellte Junius vor, der sich bescheiden, dann Anselm, der sich ziemlich unbeholfen, und endlich mich vor, der sich wie ein Mensch benahm, der

mit drei Sinnen seine zwei anderen wieder sucht. Wirklich habe ich rein vergessen, was ich sagte, und weiß nur, daß ich von Dir Grüße bestellte und es in der Über-  
eilung aus sagte, daß ich Dich an meiner Stelle wünschte. Wie mir das entfahren war, wurde ich indeß doch stutzig und sah von der Gräfin auf Mathilden, deren Auge glänzte. Ja, wenn man Augen malen könnte, ich malte nichts als solche Augen! Nun aber ist unsere Kunst ohnmächtig, und wenn ich Dir ein gewisses Bild schicke, so male ich's mit fast verschlossenen Wimpern; denn ich würde es sonst aus Verdruß zerreißen.

»Und meine Gräfin? Ich sehe sie wahrlich Deiner Mathilde nicht nach; aber wie soll ich's anfangen, sie, die doch so deutlich verschieden sind, zu unterscheiden? Alles, was ich von der einen für Worte gebrauchen könnte, das gilt von der andern auch; nur hat die eine das alles weiblich,

was bei der andern jungfräulich erscheint. Ich habe es nicht aushalten können, sie recht genau anzusehen, daran mag vielleicht die Schuld liegen. Nächstes Mal gelingt es vielleicht besser, und ich will Dich darauf vertrösten. Nur muß ich doch noch sagen, daß ich immer von Dir erzählte und Alle mir zuhörten, bis ich endlich, von Junius erinnert, wegging, um an Dich zu schreiben.«

»Ich habe an diesem letzten Abschnitte schon anderthalb Stunden geschrieben, was Dir unglaublich scheinen wird; aber mein Blut ist zu bewegt; ich muß zu oft inne halten. Wilhelm — laß Dich hier so nennen — wenn irgend etwas mich noch enger an Dich binden konnte, so war es die Liebe, die Du hier gewonnen hast. Wärest Du hier, oder ich in diesem Augenblicke bei Dir, ich drückte Dich halb todt!«

»Eben kamen die Gräfin und Mathilde hieher zu mir und baten mich, Dich zu

grüßen; sie überraschten mich und und ich muß wunderlich ausgesehen haben. Aber wenn Du Phantasie hast, so denke Dir's, wie sie Beide ihre Bestellungen vorbrachten; ich vermag so etwas unmöglich zu schreiben. Nie fühlte ich stärker den Werth, Dein Freund zu seyn, als in diesem Augenblicke. Was ich antwortete, weiß ich nicht; aber wenn ich dazu verdammt werden sollte, lebenslang ein Sekretair oder so etwas zu werden, ich halte mein Dir am Ufer des See's gegebenes Wort.«

»Und nun schilt den Philipp, daß er nicht länger warten will; der gute Junge muß meinethalben durch die Nacht reiten und verläßset zudem seine Brant, die er kaum einen Tag gesehen hat.«

---



## Siebentes Capitel.

---

Einige Tage früher würde dieser Brief des treuen Freundes unsern Meister wahrscheinlich außerordentlich erfreut und aufgeheitert haben. Jetzt konnte er nur dazu beitragen, die krankhafte Spannung seines ganzen Wesens zu erhöhen.

Schon der Anblick des Boten, der sie Alle gesehen hatte, an welchen sein Herz hing, erschütterte ihn und der letzte Abschnitt des Schreibens wühlte sein ganzes Inneres auf. Wie heiß und heimlich hatte er nach diesen Nachrichten verlangt! Im ersten Augenblicke konnte er der Gegenwart vergessen; er las die letzten Zeilen zwei, drei Mal hinter einander und die Stelle, wo bemerkt war, daß Mathilde ihn grüßen lasse, preßte er

fest und wiederholt an seine Lippen. Er strebte sich zu denken, wie sie ihren Gruß dem Freunde aufgetragen und sah sie in ihrer ganzen entzückenden Lieblichkeit vor sich. Thretwegen freute es ihn, daß ihre Stiefmutter, dieses ihm widerwärtige Wesen, aus dem Kreise derer, die er lieb hatte, förmlich austrat, und er dankte dem Himmel, daß sie außer Stande war, ferner seine Mathilde zu quälen. Seine Mathilde! Ja sie war sein, das fühlte er tief und sein ganzes Herz schlug ihr in mächtigen Flammen entgegen. Auf einmal fiel ihm Mariane ein und wie von einem Wolkensturz überschüttet, fuhren die Flammen zischend aus einander; weg war seine ganze Fassung; er sank laut schluchzend zurück auf sein Lager und preßte beide Hände fest auf seine Augen.

Der sorgliche Diener wußte nicht, wie er sich dieses Benehmen denken solle; indeß erkannte er das Bedenkliche des Zustandes

und eilte, ohne seiner Erschöpfung zu achten, mit zwei frischen Pferden sogleich davon, um einen Arzt zu rufen. Als dieser nach einigen Stunden kam und den Kranken untersuchte, erklärte er, daß sich ein hitziges Nervenfieber bereits ausgebildet habe. Er verordnete die nöthigen Arzneien und befahl nachdrücklich, den Leidenden keinen Augenblick allein zu lassen.

Anfangs schienen diese Befürchtungen übertrieben; denn Meister zeigte sich nach der Entfernung des Arztes zwar sehr matt, aber völlig besonnen. Er fing an zu weinen, da er Ludolfs Schreiben wieder in die Hand nahm und beklagte sich bitterlich über die Härte des Schicksals. »War es nicht genug,« sagte er, »daß ich meinen Leichtsinns und den Ungehorsam gegen meine Eltern mit der herbesten Enttäuschung, mit einer tödtlichen Krankheit und dann mit der Verkümmernng einiger der besten Jahre meiner Jugend büßte? Muß, um die Marter zu

wiederholen, die unglückliche Gestalt, die ich längst von den Mühsalen des Lebens frei wähnte, wieder wie aus den Reihen der Todten an den Tag zurücktreten, damit sie mir den letzten Trost des Unglücklichen nehme, den Stolz, daß ich mehr leide, als ich verdiene? O es ist hart von dem Schicksale, daß es mir tückisch auflauerte und seinen rächenden Groll aufsparte, bis es ihn jetzt recht verderblich äußern kann! Mich gerade jetzt zu überfallen, wo ich dem sonnigen Lande, der reinen, beglückten Liebe ohnehin das herzerreißende Lebewohl gesagt hatte, wo ich nichts mit mir nahm, als das Gefühl des eigenen Werthes, und an der stillen Sammlung meiner Kräfte mich, wie ein Verwaiseter an seinen Kindern, zu trösten suchte! Mir da, wo die Zufriedenheit mit mir selbst mein einziger Halt war, diese letzte Stütze zu entreißen und mir's einzuschärfen, daß derjenige auch auf dieses letzte Glück noch kein Recht habe, durch den

ein anderer Mensch sein ganzes Glück verlor!«

Er versank in Nachdenken und saß eine Weile durch still. Dann fiel ihm ein, wie er jene, seine Fassung und Kraft niederwerfende Entdeckung so unbewußt und doch so geflissentlich selbst herbeigeführt habe. »Was ist der Mensch,« rief er, »daß er sich vermisset, in kindischem Vorwitz nach dem Gange der Weltordnung zu forschen und mit ihren dunkeln Räthseln zu spielen! Wie neugierig drängte ich mich zu den Geheimnissen dieses Geschlechtes, um irgend eine sichtliche Spur des darüber waltenden Schicksales zu erspähen! Wie thöricht lüstern war ich nach einem wirklichen Erweise seiner Offenbarungen! Ach, ich ahnte nicht, daß ich seinen Blick auf mein eigenes schuldiges Haupt niederzog, um zu lernen, daß es nicht mit sich spielen lasse.«

Seine Gedanken wurden immer lebendiger, obwohl er sie nicht alle laut dachte.



Es kam ihm eine Äußerung des Abbé's wieder in Erinnerung, die er vor Jahren gehört und oft von neuem bedacht und die seinen frühern Unglauben an alles, was sich vernünftiger Weise Schicksal nennen lasse, besonders begründet hatte \*). »Armer Mann!« sagte er schmerzlich lächelnd, »bei all Deiner angemessnen Überlegenheit warest Du in noch größeren Mißverständnissen befangen, als ich. D unsre lebhaften Neigungen und der Wille des höhern Wesens, der die Weltgerechtigkeit schützt, sind leider nicht so nahe verwandt, daß sich jene diesem unterschieben ließen. Nein, sie stehen in einem Gegensatze, den nur die Unterwerfung versöhnt oder die Strafe an uns rächt — und gerade diese Abhängigkeit, die wir vergeblich läugnen, wenn wir sie auch nie begreifen, gerade die ist das Schicksal und

---

\*) Lehrjahre Th. 1. Cap. 17. S. 171 der Ungerschen Ausgabe.

seine Vollmacht über uns! Ich habe es nun kennen gelernt, das Furchtbare, und wenn ich je wieder dahin komme, es zu vermögen, so will ich seine Majestät in ein so helles Licht setzen, daß Du, und Alle, die es verkennen, zitternd daran glauben und es schauernd preisen sollen! Hingegeben seiner geheimen Behme habe ich das volle, ach von keinem Glücklichen je beneidete Recht dazu!«

Die geistige Anstrengung, welche diese Gedankenreihen den schwachen Kräften unseres Freundes kosteten, zehrten diese immer mehr auf. Bald verriethen einzelne irre Reden und Spuren voller Geistesabwesenheit, daß der alte, erfahrene Arzt nicht unrecht geurtheilt habe. So verlangte er einmal heftig nach Marianens Bilde und da man in Unkenntniß des Zusammenhanges, den dasselbe mit der Krankheit hatte, nichts Bedenkliches dabei fand, ihm dasselbe zu bringen, so ergriff er es mit Hast, schauderte, stierte es darauf lange mit zusammengezo-

genen Augenbraunen an und beschwor dann den alten Freiherrn, seine Tochter herbeizuholen, damit er ihr vor dem Priester seine Hand reiche. Auf einmal brach er in Thränen aus und rief Mathildens Namen mit herzdurchschneidendem Tone, und ihr und aller Lust und Freude ein erschütterndes Lebewohl. Nach solchen Paroxysmen folgte gewöhnlich eine tiefe Ermattung, in der er einschlief, um für neue Anfälle Kräfte zu sammeln.

Einige folgende Tage durch war das Übel so schlimm, daß selbst der Arzt einen bösen Ausgang fürchtete. Die Fieberphantasien entbehrten alles Zusammenhanges und die Besinnung schien ganz verloren. Die Gedanken, mit denen er sich zuletzt beschäftigt hatte, spielten in grellen Bildern vor seiner Seele und weder der alte Raimund, noch sein Haushofmeister durften sich dem Lager nahen, wenn sie seinen Zustand nicht verschlimmern wollten. Das Gemälde mußte man ihm heimlich entwenden, während er

schief, weil er es nicht lassen wollte und doch sein Anblick ihn jedesmal aufs heftigste wieder erschütterte. Als er erwachte, blickte er umher, als ob er etwas suche, aber er schien sich nicht besinnen zu können, was es sey. Der treue Diener wich in dieser Zeit der Gefahr weder bei Tag noch bei Nacht von seinem Lager.

Allmählig brach sich die Hestigkeit der Krankheit und die Besinnung kehrte zurück. Aber nun stellte sich ein anderes Übel ein, das in seinen Wirkungen noch bedenklicher werden konnte, nämlich eine Schwermuth, die sehr nahe an Tieffinn gränzte. Im Bette sitzend und das Haupt auf die Hand gestützt, sah er mit stieren Augen vor sich nieder und überhörte jede Anrede, von wem sie auch kommen mochte. Nur zuweilen seufzte er tief auf, und dann pflegte er emporzublicken und die Anwesenden still und wie über ihre Gegenwart befremdet anzusehen. An dem Zusammenhange, mit dem er

zu andern Zeiten sprach, ließ sich wohl erkennen, daß sein Verstand an sich hell war und in jenen Perioden des Hinbrütens nur in die Tiefe seines Schicksals sich verloren hatte. Er redete dann mit anscheinender Ruhe von der unglücklichen Blindheit des Menschen, die ihn mit Verderben umgarne, während er voll Leichtsinnes nach der Freude hasche. Aber gerade die tonlose Kälte seiner Stimme, wenn er über dergleichen sprach, hatte etwas Furchtbares und Erschütterndes, besonders da er mit einer feindseligen Bitterkeit die schneidendsten Ausdrücke und die grellsten Bilder zu suchen schien, um seine Hoffnungslosigkeit und seine Schmerzen zu bezeichnen.

Es war an einem Morgen, wo sich nach einer ruhigern Nacht eine größere Frische in seinem Wesen einstellte und er zuerst das Bett verlassen hatte, als der Arzt hereintrat, und nach den nöthigen Erkundigungen ihm sagte: es sey ein Kaufmann da,



welcher ihn früher gekannt zu haben versichere. Wenn es ihm Unterhaltung gewähre, so finde er kein Bedenken, ihn hereinzuführen. Nur empfehle er Ruhe.

»Das ist Werner!« rief Wilhelm mit dem Versuche, sich zu erheben; aber er sank erschöpft in den Lehnstuhl zurück. Der Arzt bat wiederholt um die möglichste Ruhe. »Lassen Sie ihn kommen,« sagte Wilhelm; »er ist der Einzige, dem ich alles mittheilen kann; es ist mein Schwager.«

Der Arzt ging hinaus und führte den Fremden herein; aber es war nicht Werner. Wilhelm sah ihn eine Zeit lang zweifelhaft an; aber er konnte sich der Person nicht erinnern. »Mein Kopf ist noch so wüst,« sagte er, »vergeben Sie, wenn ich nach Ihrem Namen frage.«

»So kennst Du mich wirklich nicht mehr?« sagte der Fremde, »auch dann nicht, wenn ich Dich an den Namen Vaertes erinnere?«

»Ach freilich!« versetzte Meister und wunderte sich nun selbst, daß er das ziemlich bezeichnende Gesicht nicht wieder erkannt hatte. Aber der alte Freund war stärker und gesetzter geworden, sehr fein gekleidet und in seinem Benehmen männlicher. Auch die Zahnlücken, die ihn am leichtesten kenntlich gemacht hätten, waren sehr künstlich ausgefüllt.

»Ich sehe, Du wunderst Dich, mich so verändert zu finden,« sagte er selbstgefällig. »Da das Reden Dir schwer werden dürfte, so will ich Dir denn zuerst berichten, was von mir zu sagen ist. Wie ich hoffe, sprechen wir uns in der künftigen Zeit öfter und dann erwarte ich auch die Mittheilung Deiner Erlebnisse.« Er erinnerte nun Meistern zunächst an jene Zeit, wo sie zuletzt einander gesehen hatten und an seine eigenen damaligen Verhältnisse. »Du wirst noch wissen,« sagte er, »daß ich gerade damals mein Glück durch eine sehr anständige

Heirath machen konnte und nur von meinem gründlichen Haß gegen das weibliche Geschlecht mich daran gehindert fühlte. Jetzt gehst Du von der Truppe ab, auch Philine war schon etwas früher verschwunden und Serlo fand bei der übereilten Gemeinschaft mit Melina seine Rechnung so wenig, daß er unsere Besoldungen mit eins heruntersetzen wollte. Das alles und mehreres verleidete mir meinen Stand und ich suchte das schon abgebrochene Verständniß mit meiner Braut wieder anzuknüpfen. Ihr Vater, ein reicher Kaufmann, hielt mich für fähig genug, sein Geschäft in Kurzem begreifen zu können und verstand überdem den Willen seines einzigen Kindes nicht zu lenken. Gegen das Versprechen, daß ich auf dem Comtoire fleißig seyn und das wohlervorbene Gut fein zusammenhalten, aber an das Theater nie mehr denken wolle, gab er seine Einwilligung. Ich zog zu ihm ins Haus und, wie's zuging, weiß ich nicht, kaum

hatte ich mich an Geldvorrath und Wohlstand gewöhnt, als eine wahre Begierde nach dem Erwerb mich ergriff. Es scheint wirklich in dem Gelde etwas Diabolisches zu stecken, daß es ein freies Herz so geschwind bestricken kann. Wer kümmerte sich weniger darum, als ich, so lange es mir fehlte? und nun wurde ich auf einmal, zwar nicht geizig, aber doch so erwerbsüchtig, daß mein Schwiegervater einen wahren Schatz in mir gefunden zu haben glaubte. Meine Frau war ein gutes, anspruchloses Mädchen, das sich in die sogenannten feinen Gesellschaften unseres Standes trefflich zu schicken wußte, sich gern hübsch kleidete, auch Bücher las und einen wohlbesetzten Tisch liebte — lauter Dinge, bei denen ich nicht das mindeste zu erinnern hatte. Und so lebten wir von damals bis jetzt in dem allerbesten Einverständnis.«

Laertes fuhr hierauf fort zu erzählen, daß er nach dem vor etwa einem Jahre er-

folgten Tode seines Schwiegervaters seinen Wohnort verändert habe, seiner Frau zu gefallen, der es anstößig war, daß man ihren Mann daselbst als vormaligen Schauspieler kannte. Er hatte sich in der Residenz niedergelassen und seine Geschäfte immer weiter ausgedehnt. Jetzt hatte er eine bedeutende Lieferung übernommen, da auf die als gewiß betrachtete Erneuerung des Krieges die ansehnlichsten Rüstungen gemacht wurden. »Ich muß mein Geschick preisen,« sagte er, »wenn ich daran zurückdenke, wie uns dazumal die kriegerischen Unruhen fast zum Verhungern und ein anderesmal sogar gewaltsam ums Leben gebracht hatten, und wie ich jetzt dagegen in ihnen so gut und noch besser wie im tiefsten Frieden meinen Wohlstand fördern kann.«

»Freilich,« sagte Wilhelm, der sich zu schwach fühlte, um mit seinem alten Freunde jetzt über diese Ansichten einen Wortwechsel



anzufangen. »Wenn nur der Geist nicht dabei leidet.«

»Nichts weniger,« versicherte Laertes.  
 »Ich hoffe, Dich bald bei mir in der Stadt zu sehen und dann magst Du selbst Dich überzeugen, wie ich mit den Gebildetsten darin Schritt zu halten weiß. Das ist mein Hauptanliegen an Dich, daß Du recht bald wieder zu Kräften zu kommen suchest, um für einige Zeit zu mir zu ziehen, wo Du Dich bald vollkommen erholen und die vergnügtesten Tage mit uns verleben wirst. Serlo ist dort Director eines der beiden Theater, und wenn Du noch Deinen alten Liebhabereien anhängst, so wird es Dir angenehm seyn, ihn zu finden. Er ist noch wie sonst; aber seine Leute sind insgesammt andere und obwohl er neben dem Hoftheater nicht recht auskommen kann, doch um es aufrichtig zu gestehen, weit bessere, als zu unserer Zeit. Ich kam zufällig hierher, um mit dem alten Freiherrn einen bedeutenden

Contract abzuschließen und war nicht wenig überrascht, als ich von dem eintretenden Arzte Deinen Namen nennen hörte. Ich fragte und konnte bald nicht mehr zweifeln, daß Du darunter gemeint warst. Leider bist Du noch wohl zu schwach, um in meinem bequemen Wagen mich sogleich zu begleiten. Aber Du magst selbst den Tag bestimmen, wo ich ihn Dir senden oder, falls ich irgend kann, Dich selbst mit meiner Frau abholen soll. Hier auf dem Lande, mitten im Winter allein zu sitzen, während sich in der Residenz die Lustbarkeiten drängen, ist wirklich traurig, zumal da die muntere Emma, die Dich sonst wohl festgehalten hätte, wie ich höre, auch fort ist.«

Er schwieg, um Meisters Antwort zu vernehmen, aber statt der dankbaren Annahme, die er für seine freundschaftlichen Erbietungen erwartete, sah er seinen Freund in ein finsternes Hinbrüten versunken und unverwandten Blickes zur Erde sehen.

Seine wiederholten Fragen blieben ohne Antwort und da er nicht hinreichend von dem Zustande des Kranken unterrichtet war, um darauf Rücksicht nehmen zu können, so entfernte er sich stillschweigend, als der Arzt wieder eintrat.

Laertes war, bei allem Mangel an hervorstechenden Talenten und einer merklichen Eitelkeit, doch gutmüthig und verständig genug, um seines Freundes nicht sogleich zu vergessen, sondern mit Ernst an die Erforschung seines Übels zu denken. Daß dieses im Gemüthe wurzele, urtheilte er recht. Er wendete sich deshalb an den Freiherrn, um die Veranlassung der Krankheit kennen zu lernen, und hörte von diesem, daß Wilhelm gerade bei den letzten Bildern des Familiensaales sich zuerst über Unwohlbefinden beklagt habe. Es fiel ihm ein, das Gemälde selbst zu besehen und bei diesem Anlaß erfuhr er von dem alten Raimund ebenfalls die Geschichte von dessen unglück-

licher Tochter. Der Bediente, welcher ihn für einen sehr genauen Freund seines Herrn hielt, machte ihm aus dessen Äußerungen in der Periode der fehlenden Besinnung kein Geheimniß und der wiederholte Ruf nach Marianen, deren Verhältniß zu Wilhelm Meistern er aus früheren Mittheilungen ziemlich genau kannte, leitete ihn im Allgemeinen zu einer richtigen Combination der Umstände. Er hörte freilich, daß des Freiherrn Tochter einen andern Taufnamen führe; aber bei der Gewohnheit der Schauspieler, ihren Namen zu verändern, machte ihm dieses wenig Bedenken. Es wurde ihm gewisser, daß sein Freund die ehemalige Geliebte in dem Bilde unerwartet wieder gefunden habe — und unbekannt mit dessen spätern Erlebnissen, glaubte er aus dem, was er hörte, schließen zu dürfen, daß Meisters Herz noch immer an ihr hange, daß er sie zu besitzen wünsche und nur wegen ihres Tieffinnes, vielleicht auch wegen ihres Stan-

des an der Erfüllung seiner Sehnsucht zweifle. Er berief den alten Freiherrn sogleich allein und theilte ihm seine Vermuthungen mit. Indem er sich für die Wohlhabenheit und die Charaktergüte seines Freundes verbürgte, stellte er ihm vor, daß vielleicht durch eine eheliche Vereinigung die Schwermuth der beiden jungen Leute gleichzeitig gehoben werden könne und eine Verbindung mit einem Bürgerlichen unter solchen Umständen kein Bedenken haben werde.

Der Arzt, den man ebenfalls zum Vertrauten machte, unterstützte diese Ansicht so weit, daß er wenigstens den Versuch, seinen Patienten mit der Tochter des Freiherrn persönlich zusammenzubringen, nicht mißbilligte. Dann, meinte er, werde sich mit mehr Sicherheit schon bestimmen lassen, was ferner zu thun seyn möchte. Der Freiherr erklärte, daß er mit allem zufrieden sey, was so einsichtsvolle Männer für gut finden könnten. Und so kam man überein, die äl-



teste Tochter gleich in den nächsten Tagen ohne Wilhelms Vorwissen zurückholen zu lassen und Laertes verließ das Schloß, um seine Reise weiter fortzusetzen, höchst zufrieden in dem Gedanken, daß er nicht bloß ein kaufmännisches, sondern auch ein freundschaftliches Werk mit Geist und Glück zu Stande gebracht habe.

---

## Achtes Capitel.

---

Die gelehrten Ärzte, welche über die Behandlung gestörter Gemüther schrieben, sind noch sehr uneins über die Vorzüglichkeit des einen oder andern Verfahrens in bestimmten Fällen. Der erfahrene Mann, welcher unsern Freund behandelte, suchte überall bei Seelen von geschwächter Kraft das Starkwirkende, Mögliche und Angreifende zu vermeiden und war deshalb der Meinung, daß er seinen Patienten erst vorbereiten müsse. Er eröffnete ihm darum möglichst behutsam, daß man durch seinen Freund seine Liebe zu der ältesten Tochter des Freiherrn jetzt kenne, daß sie noch lebe, aber leider freilich, vielleicht gerade durch die Trennung von ihm etwas schwermüthig geworden sey. Als er

fand, daß sein Kranker dieses ohne sichtliche Zeichen von Unruhe anhörte, setzte er hinzu, daß er sie wiedersehen könne, und daß von Seiten des Vaters der Verbindung kein Hinderniß entgegenstehen werde, sobald Beide völlig wieder hergestellt und dann beiderseits willig und einig seyen.

Hätte der gute Mann errathen können, daß sein Kranker den ersten Theil seiner Mittheilungen nur zu gut wußte und daß die letztere Hälfte ihm gewiß nicht beruhigend seyn konnte, so würde er sich weniger gewundert haben, als derselbe während seiner vorsichtigen Mittheilungen nur immer düsterrer wurde. Er fing endlich an, theils an Laertes Vermuthungen, theils auch an der Zweckmäßigkeit seines eigenen Verfahrens bei diesem Kranken zu zweifeln und wollte es wagen, den Erfolg einer erschütternden Überraschung zu versuchen. Doch blieb er immer zu treuer Anhänger seiner Methode, um nicht auch jetzt noch Meistern einige

Winke zu geben, als es so weit war, daß man die Ankunft der armen Tiefsinnigen am nächsten Tage erwartete.

Meister hatte diese Winke ganz gut verstanden. Überhaupt war seine Besonnenheit bereits völlig mit der zunehmenden Genesung zurückgekehrt; nur die Aufmerksamkeit auf das, was um ihn her gethan und gesagt wurde, fehlte, weil seine Gedanken sich immer auf das Düstere seiner Lage hinrichteten. Jene Andeutung, daß Mariane kommen werde, wirkte erschütternd, aber heilsam auf ihn ein. Die Unbestimmtheit, worin er bisher alles gesehen hatte, weil es ihm zu fern lag, fing an zu verschwinden, da das Gefürchtete näher rückte. Er gewann das Vermögen, alles aus mehr als einem Gesichtspunkte zu betrachten, wieder und damit war seine Rettung von einem Zustande, den er selbst schon gefürchtet hatte, entschieden.

Von Liebe gegen Marianen fand er in

seinem Herzen keine Spur mehr, wenn man nicht die bloße Erinnerung an deren vor-  
maliges Gefühl so nennen oder daß, vom  
Bewußtseyn der Mitschuld verstärkte Mitlei-  
den damit verwechseln will. Er erkannte es  
für Recht, und er war auch willig, für seine  
Übereilungen zu leiden, und sie nach Kräf-  
ten wieder gut zu machen. Aber sein Herz  
wendete sich mit Widerwillen davon ab, daß  
er ihr die Hand reichen solle. Sie hatte  
ihm nie allein gehört — das fiel ihm schwer  
auf als etwas von keinem Weibe irgend zu  
Bergütendes. Und er mit seinem Herzen  
konnte ihr nie mehr gehören — das schreckte  
ihn eben so sehr von jedem Gedanken an  
eine Verbindung mit ihr hinweg.

Zum Glück für ihn kam Coucy noch  
desselben Abends von seiner Reise zurück.  
Er hatte, wie wir bereits wissen, die Freunde  
bis zur Stelle begleitet und wäre wohl noch  
länger dort geblieben, wo alles sich seiner  
freute, wenn nicht die Nachricht von Meisters



ernstlicher Krankheit ihn zur Rückreise gedrängt hätte. In seinen Fieberphantasien nämlich hatte Wilhelm dem Diener befohlen, die Zeichnungen für den Baron diesem zu übersenden. Er hatte ihm die Adresse richtig selbst angegeben und bei dieser Gelegenheit hatte der besorgte Diener in kurzen Worten die Lage seines Herrn gemeldet. Bei der Nachricht waren Alle im höchsten Maße erschrocken und sowohl Ludolf als auch der Baron hatten Coucy begleiten wollen. Er hatte es jedoch abgelehnt, weil Mathilde aus Besorgniß um ihren Geliebten selbst krank geworden, und war unter dem Versprechen baldigster Nachricht eiligst fortgereist.

Er erfuhr, was vorgefallen war und am nächsten Tage beabsichtigt wurde, noch ehe er seinen Freund gesprochen, von dem Arzte und dem Freiherrn. Dann berief er seinen Diener und befragte diesen ganz genau über Alles, was er wußte. Es wurde

ihm aus dessen Mittheilungen bald deutlich, daß Laertes in unvollständiger Kenntniß des Zusammenhanges und bei seiner Eile eine ganz falsche Spur aufgenommen hatte, auf welche seine Zuversicht die andern nachzog. Indesß war es schon zu spät, um das einmal eingeleitete Zusammentreffen Marianens mit seinem jungen Freunde noch zu verhindern. Um so mehr freute er sich, daß er früh genug eingetroffen war, um diesen von einer Übereilung zurückzuhalten, zu der ihn vielleicht eine übrigens gute Absicht, mögliches Zureden, Gefühl des Unrechtes und auch Mitleiden mit der Unglücklichen bewegen könnte. Von dem Freiherrn war nichts zu besorgen; denn dieser war sehr zufrieden, wenn Andere für ihn handeln wollten, und ein Brief seiner Tochter Emma, worin sie ihm ihr Wohlseyn meldete, hatte ihn so behaglich gemacht, als ob damit alles gut sey.

Coucy war von allem Nöthigen unter-

richtet, ehe er Wilhelm sprach und ging nun zu ihm mit dem Entschlusse, ihm ganz selbst zu überlassen, wie weit er sich ihm mittheilen wolle. Er erschrak doch, als er ihn wiedersah. Die Krankheit hatte ihn sehr angegriffen und die fortwährende Spannung der Gedanken gab seinen sonst weichen und schönen Zügen eine leidende Schärfe. Er hörte Coucy's Berichte von der Reise ganz still mit einem tragischen Lächeln zu. Als dieser aber erwähnte, daß Mathilde bei der Nachricht von seiner Krankheit selbst erkrankt sey, da verschwand das Lächeln aus seinen Zügen und eine unaufhaltsame Flut glühend heißer Thränen stürzte aus seinen Augen.

Coucy wußte längst, daß er und Mathilde sich lieb hatten; aber ein solches Maß von Liebe hatte er auf keiner Seite erwartet. Er sah selbst trübe und mit feuchten Augen vor sich nieder und schien mit ernstern Gedanken zu kämpfen.

Wilhelm ermannte sich so weit, um

seine ganze Seele gegen den Freund ohne allen Vorbehalt zu eröffnen, und ergoß sich dabei in bitteren Klagen über sich selbst und sein Schicksal. »Sie wissen längst,« sagte er dann, »wie ich Mathilden liebe, und Sie wissen ebenfalls, wie angestrengt ich mein eigenes Herz bekämpfte und meine Gefühle niederhielt. Sie lehrten mich an einen vom Glück unabhängigen Werth des Innern glauben und in dem Wahne, daß ich ihn noch gewinnen könne, fand ich die Kraft, darnach zu ringen. Ja, bis vor Kurzem glaubte ich, es sey etwas Edles, das mir die heißesten Wünsche meines Herzens zu unterdrücken gebiete. Ich habe gelernt, daß es Frevel war, sie nur aufkeimen zu lassen, so lange jene arme Tieffinnige mit ihren Klagen über mich täglich vor den Thron des Weltenrichters trat! Schreiben Sie doch Natalien, daß ihr Wort gegen mich sie nicht binden könne, weil ich nicht fähig war, es zu empfangen! Schreiben Sie Mathil-

den, daß jede Thräne, die sie über mich weint, verschwendet sey und einem durch eigene Schuld Unwürdigen fließe, und vergessen Sie mich selbst, um nicht zu sehen, wie mein Streben gelähmt und meine Kraft gebrochen ist.«

Die Wiederkehr des heftigen Weinens hemmte seine leidenschaftlichen Klagen. Coucy ließ sich ihn dadurch erleichtern, ohne sofort zu antworten. Er wußte, wie nur das von ihm selbst angeregte lebhafteste Ehrgefühl seinen jungen Freund in Stand gesetzt hatte, den schweren Kampf wider die frühere Schwäche seines Charakters und mit der Liebe zu Mathilden zu bestehen. Er fürchtete für ihn, wenn diese ihn stützende Kraft erlag, und mußte sich doch gestehen, daß es möglich sey. Als Meister sich etwas gesammelt hatte, nahm er dessen Hand und sagte mit dem Tone der Achtung und des Vertrauens, welcher seine Wirkung noch nie verfehlt hatte:



»Ich kannte dieses ehemalige Verhältniß, dessen Folgen Sie jetzt so tief empfinden, und wie sehr ich es Ihretwegen bedauerte, so störte es doch meine Freundschaft nicht mehr, seit ich Zeuge war, daß Sie Ihre frühere Kraftlosigkeit überwunden hatten. Nicht von der unvermutheten, ob auch noch so unangenehmen Erinnerung an dasselbe, haben Sie ein Vergessen bei mir und Andern, die Sie liebten, zu fürchten, sondern allein von dem Rückfall in jene Mattigkeit, die sich selbst für werthlos erklärt. Nur vor dieser hüten Sie sich; es ist die einzige wirklich vorhandene Gefahr.«

Unser Freund hörte diesen Worten aufmerksam zu. »Wenn ich meinem Gefühle trauen darf,« sagte er dann, »so ist dieser Leichtsinn, der mich einst beherrschte, schon von mir gewichen und die Abneigung dawider jetzt größer als je.«

»Ich glaube es ebenfalls,« versetzte Coucy, »und darüber dürfen Sie sich nicht

bloß als Mensch, sondern auch als Dichter freuen. Dieser Leichtsinn war es, der Sie nach und nach der Kunst entfremdete. Denn die Kunst des Dichters beruht ja nicht zunächst auf der äußern Regel des Werkes, sondern in einer innern Regelmäßigkeit seiner Seele; und wo nicht Alles in dieser sich harmonisch verbindet zu einer Welt- und Lebensansicht, der auch Andere gern beitreten, da ist kein reiner und reger poetischer Sinn zu vermuthen. Nichts aber hebt, wie ich glaube, die innere Regel des Lebens gewisser auf, als jener Leichtsinn, der sie verachtet. Da es auch eine Strenge gibt, welche durch peinliche Beachtung äußerer Regeln die innere Regelmäßigkeit zu schaffen meint, aber in Wahrheit nur deren freie Entwickelung hindert, so hat man eine Zeit lang bei uns den Wahm begünstigt, als ob der Leichtsinn dawider für den Dichter das rechte Gegenmittel sey, und vorzügliche Talente sind durch diesen Mißver-

stand für die Poesie verloren gegangen. Sie selbst waren ein Schüler, wie ein Kind dieser Zeit; aber gleich fern von Leichtsinne und Gesetzesdienst, werden Sie sich der innern Regel nach dem Prinzip des Schönen immer mehr bewußt werden, und dann der Kunst bald mit Freiheit angehören.«

Diese Unterhaltungen waren darauf berechnet, Meistern sowohl zu zerstreuen, als zur Zufriedenheit mit sich selbst zurückzuführen und verfehlten ihre Absicht in so weit nicht, daß sie ihn wirklich nach und nach ruhiger machten. »Ja,« sagte er, »ich werde der Kunst treu bleiben; denn sie ist das Einzige, was mich aufrichten und meiner Zukunft noch einigen Reiz geben kann, und wenn, wie Sie glauben, ein hoher Ernst dazu gehört, um ihr würdig zu dienen, so wird mir dieser am mindesten fehlen. Leider fürchte ich aber, daß das Schöne in einem zerrissenen Gemüthe nicht wurzeln und gedeihen, und daß die Hoffnungslosig-

feit und noch mehr die unablässige Erinnerung an frühe Unbesonnenheiten allen Wohlklang aus meinen Gefühlen entfernen werde. Nur das Tragische etwa wird einem Geiste darzustellen gelingen, der selbst, ob auch nur in beschränkten Verhältnissen, lernen mußte, wie sich alle Schuld auf Erden räche.«

»Das wahrhaft Tragische,« antwortete Coucy, »will, wie überhaupt alles Wahrhafte, durch eigene Erfahrung gelernt seyn, und es ist ein Glück für die Dichter, daß der verjüngte Maßstab hier gilt und die bloß persönlichen Verhältnisse, in denen sie ihre Erfahrungen sammeln, sie eben dasjenige lehren können, was sie im größeren Maßstabe und in allgemeineren Verhältnissen schildern müssen. Ist doch das Menschenherz in der engsten wie in der weitesten Umgebung dasselbe; es kommt nur auf den Sinn an, mit dem es sich zu der Welt stellet und darum könnte, wenn die objectiven Forderungen der Poesie nicht darunter

litten, daß wahrhaft Tragische so gut in einem bürgerlichen Trauerspiele, als in Cäsar's Tod sich ausdrücken. Die schmerzlichsten Erfahrungen werden dem Dichter, der vom Leben lernen will und den Sinn des wahren Lehrlings hat, endlich durch seine eigene Thätigkeit zu den fruchtbarsten werden, deren er sich selbst, und deren sich mit ihm die Welt, in Betrachtung seiner Werke, späterhin am meisten freut. Übrigens sehe ich die neue Verwicklung, in die Sie sich verflochten finden, nicht so leidenschaftlich, und darum wahrscheinlich richtiger an, wie Sie. Während Sie von derselben eine Verdüsterung Ihrer Zukunft fürchten, muß ich sie für die Krisis halten, in welcher Ihr Charakter sich von aller unschönen Zumischung ganz befreien und sie wie ein kräftiger Organismus die Krankheitsmaterie schnell und völlig ausscheiden wird. Gleichwie auf solche Krisen die Genesung und auf eine heiße Schlacht der Frieden zu folgen



pflegt, so dünkt mich, werde eine höhere Ruhe und Bestimmtheit Ihr Eigenthum werden, sobald Sie sich mit Ihren Erinnerungen ausgesöhnt haben und sich sagen dürfen, daß eine ehemalige Schwäche mit allen ihren inneren Folgen der Vergangenheit ganz angehöre.«

»Ach,« sagte Meister, »das glaubte ich ja gerade bis vor kurzem, und darum hatte ich Freudigkeit und Zuversicht zu mir selbst. Ich wähnte, die Arme, welche meine Verschuldung theilte, habe lange ausgelitten und Vergebung gefunden, wie gewährt. Nun aber finde ich sie noch lebend, leidend, unaussprechlich leidend, und Niemand hat mir Hoffnung geben wollen und können, daß dieses furchtbare Loos sich anders, als durch einen Schritt enden werde, zu dem ich mich nie bequemen kann. Alle Folgen einer alten Schuld gegen sie treten zugleich aus der Vergangenheit in die Gegenwart hinüber und Sie können gerade jetzt meinen,

daß sie sich von der Gegenwart abschneiden und der Vergangenheit für immer zufallen werden?«

»Allerdings meine ich das,« entgegnete Coucy. »Freilich waren Sie ruhig, seitdem Sie den Tod Ihrer Mariane glaubten; aber was diese Ruhe galt, das haben Sie würdigen lernen. Was der Leichtsinn fehlte, das vermag der Leichtsinn nicht zu beseitigen. Vielleicht könnte sich's ein Dichter einfallen lassen, auf solche Art die Schwäche seines Helden für weichliche Leser zu sühnen; aber die Poesie der Wahrheit, die Weise, wie eine ewige Macht das Drama des Menschenlebens ordnet, ist anderer und edlerer Art. Und Ihr jetziger Ernst wird das begreifen. Wenn Sie erst im Stande seyn werden, ein ruhiges Urtheil über Ihre gegenwärtigen Erlebnisse zu fällen, so werden Sie sich freuen, daß die arme Mariane noch nicht zu den schweigenden Todten hinübergetreten ist. Nicht der Tod, sondern Sie

selbst hatten wieder gut zu machen, was Sie selbst verschuldeten, und nur wenn Sie dieses gethan oder sich des ernstestn Willens dazu bewußt sind, werden Sie Ihr Wesen so frei fühlen, als es dem Menschen möglich ist. Alles absichtliche Vergessen genügt nicht; der wahre Dichter, als Freund der Götter, der ihren geheimen Rath offenbart, kann nicht mit seinem Willen ihr Feind seyn.«

Meister versank während dieser Worte in immer tieferes Nachdenken und es schien beinahe, als ob einer jener Anfälle des alle Umgebungen vergessenden Trübsinns zurückkehre. »Nein,« rief er endlich, da Coucy schon eine Weile schwieg, »sterben kann ich für sie, aber ihr die Hand reichen — nun und ewig nicht mehr!«

»Daran habe auch ich nicht gedacht,« versetzte Adalbert; »aber ich glaube, daß außer diesem vieles gethan werden könne, was ich Ihnen selbst zu wählen überlasse. Es freut mich, daß ich Sie entschieden finde

zu allem dem, was Ihrem Wesen, wie es sich jetzt ausgebildet hat, nicht widerstreitet. Halten Sie diese Richtung im Auge; sie wird Sie, daran kann ich nicht zweifeln, zu dem einzig richtigen Ausgange aus Ihrer jetzigen Verwirrung führen. Und nun wollen wir die uns Beide angreifende Unterhaltung in einen leichtern Ton umstimmen, wie er Freunden, die sich wiedersehen, angemessener ist.«

Er ging hierauf zu der Erzählung von seiner Reise zurück und verweilte besonders bei allem, was seinen Freund aufheitern konnte. Meister empfand, daß seine Entschiedenheit im Wachsen war und wußte es Adalberten Dank, daß er ihm bei einer so schwierigen Verflechtung der Umstände mit solchem freundschaftlichen Zartgefühl zur Seite stand.

»Vielleicht,« sagte Coucy, »hat Ihr Freund Rudolf alles das, was ich Ihnen erzählen möchte, kürzer und deutlicher Ihnen

gemeldet. Hier habe ich einen langen Brief von ihm; wollen Sie ihn jetzt lesen?»

Er zog ihn mit diesen Worten aus der Briefftasche und übergab ihn Meistern. Dieser besah ihn und wollte ihn mit Eifer erbrechen. »Nein,« sagte er, plötzlich inne haltend, »er möchte mich jetzt verwirren, und das wäre doch wider des Schreibers Absicht. Behalten Sie ihn und geben Sie mir ihn morgen, wenn die Zusammenkunft vorüber ist und Sie es dann gut finden. Ich bin noch gar zu schwach und darf mir nichts Ungewöhnliches zutrauen.«

Coucy legte den Brief zurück und fuhr in seiner Erzählung fort, indem er alles vermied, was seinen Freund zu tiefsinnigern Gedanken veranlassen konnte. Vornehmlich sprach er von Ludolf und dem Baron. Von der Gräfin hatte er ein Heft ihres Tagebuches erhalten, mit der Erlaubniß, es Meistern mitzutheilen, das jetzt schon bekannt und von vielen Lesern freundlich auf-



genommen ist \*). »Es gilt mir als Beweis für das, was ich vorhin äußerte,« sagte Coucy; »ja es hat mich wohl zunächst darauf gebracht. Die Gräfin Maria war, wie Sie wissen, früherhin von dem Leichtsinne, der das Leben ganz launenhaft nimmt, ebenfalls nicht frei, und erfuhr gerade wie Sie, daß die innere Regelmäßigkeit und Klarheit ihr darüber verloren ging. Ihre Aufzeichnungen beweisen, wie sie beide wiedergewann, indem sie sich zu einer größeren Besonnenheit zu erheben strebte, lediglich durch die Achtung vor innerer Regelmäßigkeit, und ohne die äußere weder zu verachten noch zu überschätzen.«

Wilhelm bat um die Mittheilung des Heftes und Coucy sagte sie ihm zu. »Es besteht,« fügte er bei, »zwischen Ihnen und der Gräfin der wesentliche Unterschied, daß

---

\*) Maria, oder die Frömmigkeit des Weibes. Zweite Auflage. Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1827.

Ihnen der Sinn des Schönen, ihr aber der der Frömmigkeit die innere Regel näher bestimmt. Ubrigens besteht zwischen beiden Formen wenigstens diese Verwandtschaft, daß der eine wie der andere Sinn die Regellosigkeit eben so sehr, wie die Knechtschaft gegen äußere Regel fliehet und eine Entwicklung aus eigenem Keime fodert. Als Parallele werden die Blätter Sie ansprechen und für mehr gebe ich sie gerade Ihnen, als einem Künstler, nicht.«

Er suchte das Heft sogleich und übergab es Wilhelm. Dieser besah die saubere Handschrift und preßte sie an seine Lippen. »Eine schöne Seele,« sagte er, »deren milde Kraft man auf's innigste liebt und verehrt.«

Coucy versicherte ihn, daß sie mit der treuesten Freundschaft an ihm hange, und daß er in den Blättern selbst Spuren davon finden werde. Dieses machte Meistern so glücklich, wie er sich an dem Tage nur fühlen konnte.

## Neuntes Capitel.

---

**U**nser Freund hatte in seinen Lehrjahren die Bemerkung gefunden, daß man sich selbst fremd erscheine, wenn man eigenes früheres Schreiben nach einiger Zeit wieder zu Händen bekomme, indem sich die damalige Stimmung dann gewöhnlich bereits verloren, und eine vielleicht völlig entgegengesetzte dafür eingefunden habe. Er hatte die Wahrheit dieser Bemerkung, die auf die Wandelbarkeit jedes menschlichen Gemüthes zurückweist, häufig an sich selbst erprobt. Sie fiel ihm wieder bei, als er Morgens aufwachte, mit der gewissen Voraussetzung, vor Abend Marianen wiederzusehen. Sie war einst das Spiegelbild seiner eigenen Seele gewesen; aber nicht Tage und Wochen, sondern lange, be-

deutungsreiche Jahre lagen zwischen diesem Einst und der Gegenwart, und weniger unveränderlich, als ein dem Papier anvertrautes Bild, hatte sie sich in der Zwischenzeit selbst nicht minder als er, nur in einer traurigeren Art, verändert.

Die Lesung der hingeworfenen Gedanken der Gräfin Maria hatte ihn beruhigt. »D, daß Mariane dieser milden Kraft fähig wäre,« dachte er oft, »die ein ihr einst wenigstens verwandtes Gemüth so glücklich in seine ursprüngliche Reinheit zurückführte!« Er wagte es aber nicht, zu hoffen; denn sie war zu tief gefallen, und traurig fühlte er den Stachel in seiner Brust, daß er dazu beigetragen, ihr Versinken zu beschleunigen.

Der Freiherr zeigte an dem Morgen eine besondere Regsamkeit, die es bewährte, daß sein Vatergefühl doch noch etwas über seine Lässigkeit vermochte. Das von Laertes veranlaßte Mißverständnis war schon beseitigt; doch hoffte er noch immer von dem Zusam-

mentreffen seiner Tochter mit demjenigen, der ihr einst so vorzüglich lieb gewesen, viel. Es war ihm klar, daß sich von Meistern nicht fodern lasse, was nur die Treue zu fodern berechtigt ist, und der ernste Schmerz desselben über die ihm in seiner Tochter zugefügte Beleidigung mußte einen so friedlichen Charakter völlig zur Vergebung derselben stimmen.

Es war gegen Abend, als ein verschlossener Wagen auf den Hof gefahren kam, den der Freiherr sogleich als den erwarteten erkannte. Auf diese Versicherung sprang Meister sogleich auf und eilte mit klopfendem Herzen hinaus auf den Hof. Er wollte Marianen gern, unbemerkt von ihr, beim Aussteigen sehen, um sich an ihren Anblick zu gewöhnen und rechnete dabei auf ihr geschwächtes Gesicht und die Veränderungen der Zeit.

»Mein Himmel! Trügt mich mein Auge? Herr Meister, Sie hier?« rief eine



Dame, der unser Freund zitternd beim Aussteigen die Hand bot.

Die Stimme war ihm bekannt; er hob das furchtsam niedergesunkene Auge auf, um sie zu betrachten. Sie kam ihm zuvor und sagte: »Einst kannten Sie mich als Frau Melina. Ich bin jetzt die Gemahlin des Predigers, bei welchem des Barons Tochter in Pflege gegeben ist, um sie in Gemeinschaft mit einem geschickten Arzte zu behandeln.« Es folgten noch mehre Mittheilungen und Ergüsse gegen unsern vor unangenehmen Erstaunen sprachlosen Freund, der mittlerweile immer nach der Wagenthür schielte und sich doch der darin Sitzenden nicht zu zeigen wagte. Endlich sagte die ehemalige Madame Melina: »Es ist kalt, lassen Sie uns ins Haus treten, da der Freiherr vermuthlich auf Nachrichten von seiner Tochter warten wird.«

»Sie ist nicht da?« fragte Wilhelm, wir wissen nicht, ob im Herzen erleichtert,

oder über die getäuschte Erwartung einer endlichen Entscheidung unzufrieden.

Die geschwähige Frau erzählte ihm, daß ihr Mann sich dawider erklärt habe, weil er die erhaltenen Nachrichten und Vorschläge mit dem Gemüthszustande der Kranken und mit den bei ihr festgewordenen Vorstellungen nicht vereinigen könne. Dann kam sie auf sich selbst zurück und fragte: ob er sich nicht verwundere, sie als Pfarrerin wiederzusehen? Doch sogleich erinnerte sie sich laut, daß er ja ihre Familie kenne und bereits wisse, wie diese in ihrer Vaterstadt angesehen und schon von früher her mit Geistlichen nahe verwandt sey. Dann verwunderte sie sich über sein so kräftiges und dabei doch so leidendes Aussehen und auf der Flur des Hauses, indem sie die Kleider musterte, fragte sie: »Aber was ist das für ein junger Mann, der den Einfall hat, die Gemüthsfranke zu heirathen? Geben Sie mir einen

Wink, wenn wir eintreten. Oder ist er allein bei dem Freiherrn?»

»Mit ihm und einem älteren Fremden allein,« antwortete Meister; »aber,« fügte er hinzu, »als Freund darf ich Sie wohl bitten, sich möglichst kurz der Austräge Ihres Herrn Gemahls zu entledigen, damit wir desto schneller zu einer zwanglosen Unterhaltung übergehen.«

Sie blickte ihn forschend an, ungewiß ob er ihr eine tadelnde Weisung geben, oder verbindlich auf die Freude hindeuten wolle, welche ihr unerwartetes Wiederfinden ihm verursacht habe. Ihre Eitelkeit zog die letzte Erklärung vor und mit der Versicherung, daß sie ihn verstehe, trat sie ihm voraus in den Saal. Coucy war durch den Freiherrn bereits über die Person der Eintretenden unterrichtet und da es diesem an Geschick dazu fehlte, so übernahm er es, aus Interesse für seinen jungen Freund, die deklamatorische Lebendigkeit der Frau Pfarrerin, so viel wie

möglich, zu zügeln. Seine klaren und bestimmten Worte im Verein mit seinem imponirenden, schönen Außern machten die eitle noch immer auf Schönheit Anspruch machende Frau bald bescheiden und sie bequeme sich zu einem einfachen Berichte.

»Die arme Gemüthsranke,« so lautete dieser im Wesentlichen, »war unter der ginsichtsvollen Behandlung des Pfarrers so weit wiederhergestellt, daß sich ihr ungeheurer Schmerz über den Betrug des Lebens und der Menschen in eine tiefe Schwermuth gemildert hatte, der er mit religiösen Vorstellungen zu begegnen suchte. Diese waren ihr noch mehrentheils neu, da sie dieselben in ihrem unregelmäßigen Jugendleben fast gar nicht, oder nur durch Theaterentzungen kennen lernte. Aber eine darunter sprach sie unerwartet an. Der verständige Geistliche hatte sich bestrebt, ihr den Ernst der Religion im mildesten Gewande zu zeigen und demgemäß der Liebe in jeder ihrer reinen.

Gestalten alle Gerechtigkeit erwiesen. Bei diesen Vorstellungen lebte sie sichtlich auf und versicherte, ihren Lehrer ganz gut zu begreifen. Da der Pfarrer es für nothwendig hielt, ihr Vertrauen ganz zu gewinnen, so versuchte er alles, um ihre anfängliche Zurückhaltung zu überwinden und war endlich so glücklich, seinen Wunsch zu erreichen. Sie erzählte ihm mit schwärmerischer Begeisterung, daß sie die Bönne der Liebe wohl gekannt und dabei seine Versicherungen von der reinigenden, das Leben bessernden Kraft derselben als völlig wahr erfahren habe. Mit Thränen gestand sie ihm darauf, daß Verführung und eigene Schuld dieser Kraft entgegengewirkt und ihr Verderben vollendet hätten. Dennoch hatte sie die Erinnerung an diese einzige, wenn auch nicht ungetrübte, freudige Zeit ihres Lebens nie verloren und sie war es, die von ihr in dem Kinde angeschaut und geliebt wurde. Darum traf sie der, wie sie glauben mußte, zweimal wieder-



holte Verlust desselben so hart. Sie hatte in ihm das Einzige verloren, was sie mit der Freude, wenn auch nur durch bloße Erinnerungen, verknüpfte und hielt sich nun für ganz unselig und verloren. Besonders quälte sie die Vorstellung, daß sie denjenigen, in dessen Liebe sie sich froh gefühlt, mit der eigenen Verworfenheit vertraut gemacht und so vielleicht den Grund zu seinem Verderben gelegt habe. Dieses schien ihr das größte Verbrechen ihres Lebens. Sie hatte nie wieder von ihm gehört und ihre Phantasie quälte sich mit den furchtbarsten Vorstellungen von seinem Elende und seinen Verwünschungen.

Der Geistliche hatte diese veränderte Richtung ihrer Gedanken mit seiner Beobachtung als einen Fortschritt zur Besserung genommen und übrigens, obwohl Evangelischer, doch mit der Gewissenhaftigkeit eines katholischen Beichtvaters davon gegen jedermann, auch gegen den Arzt geschwiegen. Da er nicht

hoffen konnte, von dem jungen Manne, dessen Schicksal seine Kranke beunruhigte, jemals etwas zu erfahren, so beschränkte er sich darauf; ihr die allgemeineren Trostgründe entgegen zu halten, mit denen unsere Religion dem Kleinmuth so nachdrücklich widersteht. Der Erfolg war nicht ganz ungenügend; doch schien es ihrem erfahrenen Vertrauten, als ob er Gefahr laufe, eine religiöse Überspannung an die Stelle der bisherigen zu setzen und das machte ihn bedenklich. Er war schon einige Zeit in sein fruchtloses Nachsinnen über die fernere Behandlung der Kranken vertieft, als der Brief des Arztes, welcher Meistern behandelte, bei ihm eintraf. Über dem ersten Durchlesen erschien er ihm wie eine Hülfe, die Gott selbst sende, um seiner Verlegenheit ein Ende zu machen. Aber sein ruhig prüfender Sinn fand bald dasjenige heraus, was dieser Annahme entgegenstand. Zwar berief das Schreiben sich auf Laertes, der den Gedanken einer Zusam-

menkunft zuerst angegeben, und den er selbst als einen wohl denkenden, klugen Kaufmann, welchem er manche Verpflichtungen hatte, aufrichtig schätzte. Aber seine Kranke hatte sich zu allen Stunden nicht als die Verletzte, sondern ihrerseits als die Verföhlerin des jungen Mannes selbst angeklagt, und wenn er nicht an eine sehr unwahrscheinliche Verwechslung der Personen glauben wollte, so mußte das Nervenfieber auf den Unbekannten bei seinem Erbieten eingewirkt haben. Eine Zusammenkunft der beiden jungen Leute schien ihm unter diesen Umständen gar zu bedenklich. Gern wäre er selbst herüber gekommen; aber dringende Amtsgeschäfte bei der Nähe des Jahreschlusses, hielten ihn zurück. Unter diesen Umständen machte er seiner jungen Frau die nöthigen Mittheilungen und bestimmte sie, einen ausführlichen Brief von ihm persönlich zu überbringen, wozu sie auch wegen des vorneh-

men Standes betheiligten Familie sogleich bereit war.

Dieser, mit manchen Zwischenreden erstattete Bericht gab den bisherigen Ansichten der Zuhörer eine mehr oder minder veränderte Gestalt, war aber allen in gleichem Grade zusprechend. Der Freiherr bedauerte es zwar, die Wiederherstellung seiner Tochter verzögert zu sehen, da er ihrer Gegenwart nach Emma's Entfernung doppelt bedürfe; aber Coucy verständigte ihn leicht, daß der brave Pfarrer mit vollem Grunde seiner Überzeugung gefolgt sey. Das große Lob, welches er ihrem jetzigen Mann über seinen Scharfblick und sein richtiges Verfahren ertheilte, söhnte die vormalige Madame Melina mit der Art aus, wie er ihren sentimentalischen Ergüssen und Zwischenreden oft durch seine entschiedenen Fragen abgefürzt hatte. Unsers Helden Zustand während dieser Erörterungen wagen wir nicht ausführlicher zu schildern. Ihm mochte ungefähr

seyn wie einem Angeklagten, dessen Schicksal von der ihm noch unbekanntem Aussage eines einzigen wichtigen Zeugen abhängt, und der nun nach und nach in der Gerichtsstube hört, wie eben diese Aussage ihn von der Hauptanklage völlig frei macht.

Die Frau Pfarrerin hatte schon etliche Male bedeutende Blicke auf Meistern gerichtet; denn wenn dieser nicht der junge Mann war, über den die Rede war, so wußte sie nicht, wie sie sich in den sie umgebenden Zirkel finden sollte. Sie schien darauf zu rechnen, daß man ihr nach Beendigung ihres Berichtes das Verständniß eröffnen werde und befließ sich gegen das Ende deshalb selbst der Kürze. Aber Jeder schien das Bedürfniß zu fühlen, sich von so manchen angreifenden Vorstellungen zu erholen und die wiedergekehrte Behaglichkeit zu genießen. Marianens Zustand berechtigte zu den besten Hoffnungen und dem wohl überlegten Verfahren des Pfarrers trauten Alle zu, daß er



diese erfüllen werde. Der alte Raimund drang selbst darauf, daß man die Unterhaltung endlich verändere und ließ merken, daß er nach Coucy's Erzählungen oder nach der Fortsetzung von Wilhelm's Vorlesungen verlange. Unser Freund war hierzu noch zu wenig aufgelegt; Coucy übernahm darum für den Rest des Abends die gewünschte Rolle.

## 3 e h n t e s   C a p i t e l .

---

**M**eister schließ die folgende Nacht sehr ruhig und erwachte Morgens mit dem erquickenden Gefühle der wiederhergestellten Gesundheit. Er öffnete die Fenster seines Zimmers der frischen winterlichen Luft und erfreute sich an dem Widerschein der Morgensonne in den Nebeln über dem See.

Alle seine Gedanken hatten eine ungewohnte Heiterkeit und Ruhe, verschieden von der gewöhnlichen Zufriedenheit eines gesunden und das Leben nicht verachtenden jungen Mannes. Er empfand diese Lebenslust freilich auch; aber es war nicht sowohl die lockende Freude, als der unendliche Werth des bewußten Daseyns, was sie veranlaßte.

Er hatte diesen Werth noch nie so vollkommen anerkannt und wunderte sich jetzt darüber. Diese höhere Reinheit des Bewußtseyns schien ihm das Eigenthum der wahren Weisen, oder mindestens das Kleinod, welches die Schüler der Weisheit suchen. Er verglich es einem Lichte, welches im Mittelpunkte der Seele plötzlich mit reinem Scheine aufgeht und nun den nahen Zusammenhang alles desjenigen deutlich macht, was bei dem früheren Zwiellichte ganz verschiedenen Kräften und Vermögen anzugehören schien.

»Warum doch,« sagte er sich selbst, »hüllen die Lehrer der Weisheit ihre Mittheilungen in ein so abschreckendes Kleid, daß Jeder, der an schöne Formen gewöhnt ist, davor zurückschaudert? Ist die Sprache so arm, daß sie dasjenige, was jeden Menschen mit sich selbst verständigen soll, so schwer ausdrückt? Oder hätten vielleicht die Meisten, welche man Philosophen nennt, die

eigentliche Aufgabe ihres Strebens selbst nicht einmal recht verstanden und wäre also die gelehrte Dunkelheit nur ein Deckmantel ihrer Blöße? Wie bedaure ich's, daß diese Aufgabe zu weit außerhalb dem Bereiche des Dichters liegt, um selbst ihre Lösung zu versuchen! Wie sollte ich es sonst unmöglich finden, auf irgend eine Art diese innere Klarheit mitzutheilen, die alles zu enthalten scheint, was die Menschen bedürfen? Denn was kann die Philosophie mehr leisten, wenn sie sich selbst begreift? Aber nun muß ich auf diese lohnendste aller Arbeiten verzichten.«

Er setzte wirklich voraus, daß zwischen der Poesie und der Weltweisheit, wie man im Deutschen bezeichnend sagt, eine solche Kluft befestigt sey. »Aber wenigstens,« sagte er, »werde ich doch im Stande seyn, die Gemüthsform, die den wahren Weisen für Andre kenntlich macht, in irgend einem Charakter darzustellen.« Er sann darüber nach

und allmählig kam ihm Junius in die Seele. »Ja,« sprach er, »nun verstehe ich Dein stilles, tiefblickendes Auge und Dein mit so wenigen Ansprüchen so thätiges und würdiges Leben! Ich begreife die Kraft, die wie ein still leuchtendes Feuer Dein Inneres erhellt und belebend durchdringt! Wie war es doch möglich, daß ich Dir Dein Geheimniß nicht ablauschte, ja es nicht einmal ahnte? Und doch lag es in Deinem Wesen, in Deiner Liebe zu der ganzen geistigen Natur und in Deiner stillen Freundschaft so deutlich ausgesprochen.«

Er verweilte einige Zeit bei dem Gedanken an den bescheidenen, edeln Mann und freute sich, daß er ihn wahrscheinlich einst wiedersehen und dann ein näheres Verständniß mit ihm finden werde. Der lebendige Quell seines Wohlgefühls sprudelte so stark, daß er solcher Reflexionen bedurfte, um abzufließen und dennoch nicht dadurch geschwächt wurde.



Endlich fiel ihm doch ein, was er sich schon gestern vor dem Schlafengehen vorgenommen, an Marianen zu schreiben. Es war ihm als ein Mittel erschienen, ihren Zustand und die Bemühungen des würdigen Pfarrers zu erleichtern und seinem eigenen Gefühle ein völliges Genüge zu thun. Jetzt, bei der Wiedererinnerung, that es ihm doppelt weh, daß die Arme, völlig ungleich ihm selbst in seiner erhöhten Besonnenheit, nicht einmal dasjenige Maß von Klarheit besaß, welches man als Gesammteigenthum unsers Geschlechtes betrachten darf.

»Jahre,« so schrieb er, »sind schon vorübergegangen, seit Du, geliebte Freundin! die letzten Zeilen von meiner Hand erhieltest, und wenn Du sie noch wieder erkennst, so werden leider höchst schmerzhaftes Erinnerungen in Dir eben so, wie in mir jetzt erwachen. Mit einer lebensgefährlichen Krankheit büßte ich damals den Leichtsinns, der mich verlockt hatte, Deiner nicht zu schonen

und die Folgen einer Schuld, die fast ganz mein war, Dich allein tragen zu lassen. O, wie habe ich diese Härte so oft beweint! wie noch Jahre lang Deiner bei jedem Anlasse gedacht, bis die, welche Dich und mich verstrickte, mich mit der Lüge von Deinem Tode erschütterte und doch zugleich beruhigte! Wenn Du es kannst, so vergib mir, was ich dazu beitrug, um Dein Lebensglück zu zerstören, und hege keinen Groll wider den, der Dich einst sein nennen durfte. Ach, warum war in unserer Liebe nichts Keines und Erlaubtes, als diese Liebe selbst? Warum mußte sie Dein wie mein Leben trüben? Daß ich es vermöchte, Dir jede Thräne, die Du um mich weintest, tausendfältig zu ersetzen und jede Freude, die Du durch mich verlierst!«

»Wir haben Beide unsere Schuld gebüßt, und die Zeit hat uns Beide einsehen lernen, daß ein aller Pflicht und allem klaren Gefühl widerstrebender Eigenwille nie die Grundlage eines wahren Glücks werden

kann. Aber ein Etwas war doch in unserm Verhältnisse, das an sich gut und rein und nur durch die Verflechtung mit unserer Schwäche verderblich war; das war unsere Liebe. Laß sie in dem, keinem Vorwurf bloß gestellten Gewande der Freundschaft, unter uns bleiben oder wieder erneuert werden! Wie verschieden der Einfluß der spätern Lebenserfahrungen auf uns eingewirkt und unser früheres Wesen verändert haben möge, diese Freundschaft, dieses gegenseitige Vertrauen ohne Ansprüche, kann ich nicht unter uns für unmöglich halten. Laß mich denn Dein Freund seyn, Mariane! Ich bitte darum, wie um das Glück meines ganzen zukünftigen Lebens! Nie, schwöre ich Dir, werde ich mehr fodern, und ich glaube, Du werdest nie mehr verlangen; nie aber werde ich auch aufhören, der nächste Vertraute Deines Herzens zu seyn, wenn Du mich dazu wählen willst! Ich betrachte es als die heiligste Verpflichtung, Dir dieses Versprechen

zu thun und nichts ist mir heiliger, als es zu halten! Laß mich denn erfahren, ob Du es annimmst; ich hoffe es sicher; und laß uns durch dieses schuldlose Verhältniß die ewige Gerechtigkeit versöhnen.«

»Ich hoffe, Dir in Kurzem die Selbstbetrachtungen einer andern Freundin mittheilen zu können, von denen ich Dir vorläufig einen ungewohnten Genuß versprechen zu dürfen glaube. Ich werde eine Abschrift davon für Dich besorgen, sobald ich den Aufenthalt bei Deinem, in jeder Beziehung wohlmeinenden Vater mit der Hauptstadt vertauscht habe.«

»Vergib mir, und glaube, daß ich das Gute will, und als Freund ohne Ansprüche Dich liebe.«

Als unser Freund diesen Brief beendet hatte und ihn wieder durchlas, fand er freilich, daß er anders lautete, als er sich am Abend vorher ihn zu schreiben vorgesetzt hatte. Er war der Ausfluß eines exaltirten und

doch hier und da durch zwischen eintretende Gedanken gehinderten Gefühls. Aber im Wesentlichen erkannte er doch seine eigentliche Meinung darin ausgesprochen, und so beschloß er, ihn ohne fernere Bedenklichkeit der ehemaligen Geliebten, doch unter Couvert an den Pfarrer, zuzusenden.

Seine behaglichen Gedanken in den ersten Stunden des Tages und nachher das Schreiben, bei dem er länger verweilt und mehr nachgedacht, als er selbst glaubte, hatten ihn ungewöhnlich lange auf seinem Zimmer fest gehalten. Jetzt kleidete er sich eilig an und ging hinunter, um die Andern zu begrüßen.

Coucy war mit dem Freiherrn hinausgegangen, um unterschiedliche Dinge in Augenschein zu nehmen, und unser Freund fand Madame Melina, wie wir sie der Kürze wegen nennen, in dem Saale allein. Es war leicht zu errathen, daß sie mit Absicht die Gesellschaft der Andern abgelehnt hatte,



um ihn zu erwarten, und sie gestand es ohne Umstände selbst, indem sie ihn sofort als einen alten Freund durch lebhafteste Fragen in Anspruch nahm.

Er hatte es nicht vergessen, daß sie ihm einst wohlwollte, und sie bewies es ihrerseits durch ihr ganzes Benehmen, daß das weibliche Geschlecht in seinen bessern Gliedern für Gefühle eine weit zuverlässigere Aufbewahrungsgabe hat, als das unsere. Gewiß fiel es der guten Pfarrerin, die sich mit ihrem jetzigen Stande und der verdienten Achtung ihres Mannes etwas wußte, nicht im mindesten ein, diesem wie jenem irgend etwas zu vergeben. Aber dennoch verriethen ihre Blicke, wie ihre Reden, den Widerschein ehemaliger Neigung, und wir wollen ihr das so wenig verargen, wie unserm Helden, daß er sie dabei natürlicher und angenehmer fand, als in der Eitelkeit von gestern.

Nachdem er ihren ungeduldigen Fragen

über die Person und das Verhältniß seines Freundes Coucy, so weit er es zulässig hielt, ein Genüge gethan, suchte sie sich selbst in sein weiteres Vertrauen hineinzuhelfen, indem sie ihn merken ließ, daß sie ihn selbst für den jungen Mann halte, dessen Schicksal mit dem der unglücklichen Tochter des Freiherrn verflochten sey. Er nahm kein Bedenken, ihr dieses zu gestehen und sein ehemaliges Verhältniß zu Marianen, wie die Begebenheiten der letzten Wochen in einer kurzen und treuen Erzählung zu schildern. Zuletzt äußerte er, daß er sich verbunden halte, zu der körperlichen und geistigen Wiederherstellung der Armen so viel irgend möglich beizutragen, aber jede andere, als eine freundschaftliche Verbindung für ihn, wie für seine Gemüthsruhe, gefährlich achte und beharrlich ablehnen werde.

»Dieses war auch die Ansicht meines Mannes,« versetzte sie, und erzählte dann, derselbe habe die Tiefsinnige, um ihre Ge-

anken zu zerstreuen, sich in der letzten Zeit viel in der Haushaltung beschäftigen lassen. »Da diese aber,« sagte sie, »so klein ist, daß ich ihr eben so leicht, als gern selbst vorstehen mag, so glaubt er, werde die Rückkehr in das elterliche Haus vortheilhaft seyn, und eine regelmäßige Beschäftigung die Wiederkehr ihrer geistigen Gesundheit vollenden.«

Man beschloß, darüber die Meinung der Andern zu vernehmen und sie zu dem Ende aufzusuchen. Die Frau Pfarrerin äußerte den Wunsch, die Ufergegenden des See's zu sehen; da aber Wilhelm den Aufenthalt auf dem kühlen Wasserspiegel noch für sich bedenklich fand, so bequemte sie sich, mit ihm zu Fuß an dem Ufer entlang zu gehen.

Sie erzählte ihm nun von sich selbst und den Veränderungen ihres Schicksals. Melina war schon vor längerer Zeit gestorben und sie darauf zu jenem Pfarrer gezogen, welchem Meister den alten Harsenspie-

ler anvertraut hatte. Dieser war unverheirathet und bedurfte einer Person, welche seinem Hauswesen vorstand. Nachher, da er durch die Vermittelung des Laertes eine bessere Stelle erhielt, ließ er sich mit ihr trauen und sie lebten nun schon seit einigen Jahren in glücklicher, obwohl kinderloser Ehe. »Mein vormaliger Stand,« sagte sie, »ist in hiesiger Gegend Niemanden als dem Laertes und dem Direktor Serlo bekannt, und wir haben uns das Wort gegeben, über unsere früheren Verhältnisse zu schweigen. Denn wenn wir uns auch wegen derselben keine Vorwürfe zu machen haben, so ist doch ein allgemeines Vorurtheil dawider, und Erfahrungen, wie Sie deren selbst machten, geben dafür immer erneuten Grund. Doch verzeihen Sie; ich weiß nicht, ob Sie dieses Urtheil über einen Stand billigen, dem Sie selbst, wenigstens vormals, sich angeschlossen.«

Meister sagte ihr, daß er ihre Ansicht

theile und schon seit längerer Zeit sich dem Schauspielerleben entfremdet habe. »Es war ein seltsames Mißverständniß,« fügte er hinzu, »daß ich die Mimik mit der Poesie verwechselte und die Übung in der erstern als eine Schule für die letztere betrachtete, da vielleicht gerade das Gegentheil Statt findet. Einige Bekanntschaft mit der Schauspielkunst mag dem dramatischen Dichter immer gut seyn; wenn aber der poetische Geist und eine tüchtige Charakteristik die Hauptvorzüge sind, um die er sich zu bemühen hat, so kann ihm nichts ungünstiger seyn, als ein Stand, dessen Lage weder eine schöne Lebensordnung, noch ein richtiges Auffassen der festen, den individuellen Charakter ausbildenden bürgerlichen Formen erleichtert.«

Er erzählte der neugierigen Freundin nunmehr von seinen Arbeiten und Entwürfen und hörte gern ihren Mittheilungen aus dem Kreise ihres jetzigen Lebens zu.



Sie hatte, bei manchen weiblichen Schwächen und einer merklichen Gefühlskünstelei, doch schon früher seine Achtung sich zu bewahren gewußt, da er sich nicht berechtigt finden konnte, sie über ihre Neigung zu ihm, die stets in den Grenzen des Anstandes blieb, zu hart zu tadeln. Ihn dünkte, daß die Affectation, an der sie einst kränkelte, gerade gleich wie bei ihm, durch den vergeblichen Wunsch genährt seyn möchte, in das Schauspielersleben Harmonie zu bringen und die Rolle von der Bühne in das Haus und in Verhältnisse zu tragen, welche dem Pathetischen gewiß nicht leicht entsprechen. Wenigstens kam diese Schwäche jetzt nur noch selten, wie in bewußtlos gewordener Gewohnheit, zum Vorschein.

Im Laufe dieser Unterhaltungen war Meisters außerordentliche Gefühl Sinnigkeit vom Morgen her so weit herabgestimmt, daß er sich mit Leichtigkeit dem Gespräche und der Erinnerung an frühere Erlebnisse

hingab. Indesß blieb das Wohlbehagen zurück und er erfreute sich selbst herzlich an jeder schönen Aussicht, auf die sie trafen. Nach einiger Zeit fanden sie sich mit den beiden Andern, zu denen auch der Arzt gekommen war, zusammen, und da der Freiherr einmal in Bewegung war, so setzte man es durch, daß auf seinem von Ludolf sonst bewohnten Landhause der Rest des Tages zugebracht wurde. Man war einverstanden, das Andenken an das Vorübergegangene allerseits vergessen zu wollen, und bestrebte sich, Meisters Genesung, die sich heute zum ersten Male als ganz entschieden auswies, mit herzlicher Theilnahme zu feiern.

---

## Elftes Capitel.

---

Als man gegen Abend nach der Burg zurückkehrte, fand man auf dem Hofe einen sehr modisch gebauten Wagen, der nur erst eben vorgefahren war und ein Bedienter überreichte dem Freiherrn ein Schreiben.

»Stellen Sie sich vor,« sagte dieser, nachdem er es gelesen, zu Meistern, »da bekomme ich so eben eine Einladung vom Hofmarschall, mit Ihnen, als meinem Gaste, ihn gleich morgen zu besuchen. Es ist wahr, wir sind alte Bekannte; aber seit Jahren haben wir uns nicht gesprochen, und so weiß ich nicht, was ihn jetzt auf den Einfall bringen konnte. Was mag das bedeuten? Was kann er damit wollen?«

Meister blickte seinen Freund an; er

vermuthete einen Zusammenhang zwischen dieser Einladung und dem Gespräch mit jenem Unbekannten, daß ihn zuerst mit Coucy's früheren Verhältnissen etwas näher bekannt gemacht hatte. Dieser hegte dieselben Gedanken und sagte: »Vielleicht ist Herr Meister dem Hofmarschall früher bekannt, oder von irgend Jemanden empfohlen worden.«

»Ich erinnere mich,« sagte der Freiherr, »daß der Oberforstmeister drüben im Gebirge während der Krankheit meines Gastes hier bei mir zum Besuch war und sehr angelegentlich nach Herrn Meister fragte. Der Umstand war mir aus dem Sinne gekommen, obwohl ich mir vornahm, ihn nach der Genesung als etwas Ungewöhnliches zu bemerken.«

Man konnte in der Anwesenheit der Pfarrerin die sich aufdringenden Gedanken nicht frei äußern und unsere beiden Freunde verlangten, sich allein darüber zu bereden.

So neugierig die gute Frau auch bei diesen auf etwas Besonderes deutenden Vorfällen war, so bemerkte sie doch, daß ihre Gegenwart hinderlich werde, und sie besaß Feinheit genug, um den fruchtlosen Versuch, hinter ein vermuthetes Geheimniß zu kommen, nicht über Gebühr zu verlängern.

»Wie nun?« sagte der Freiherr, da sie sich unter dem Vorwande des Umkleidens entfernt hatte; »es ist doch unmöglich, daß ich meines Theils der Einladung folge. Die Residenz liegt starke fünf Meilen von hier und bei den kurzen Tagen könnte ich unmöglich vor Nacht wieder zurück seyn. Ich begreife nicht, was ein so kurzer Aufenthalt bezwecken soll, und muß die Einladung, so weit sie mich betrifft, für eine bloße Höflichkeit halten. Der Hofmarschall weiß noch wohl nicht, daß ich mich nach meiner Emma Entfernung nicht in den Umständen befinde, eine Nacht außer Hause zu verweilen.«



Dagegen weigerte sich Meister alles Ernstes, die Reise allein zu machen, indem die Einladung doch nicht zunächst an ihn gerichtet sey und er als ein Fremder weit eher Gründe vorwenden könne, um sie abzulehnen.

»Sie können,« sagte Raimund, »falls Sie nach Ihrer Krankheit nicht gern allein reisen, die Gesellschaft der Frau Pfarrerin benutzen, die kaum eine Stunde von der Residenz wohnt und Sie gewiß gern zu dem Herrn Laertes begleiten wird, wo Sie immer willkommen sind. Aber gestehen Sie selbst, mich entschuldigt die Unmöglichkeit.«

Wilhelm verwünschte im Herzen die Bewegungsscheu seines guten Hausherrn; denn er war in den höheren Kreisen noch nicht heimisch genug, daß er ohne Bedenken sich in eine Lage hätte wagen sollen, wo er sich oder seinen Freund Coucy in Verlegenheit setzen konnte. Dieser aber äußerte ein größeres Vertrauen in seine Gewandtheit,

als er selbst fassen mochte, und unterstützte die Ausweichungen des alten Raimund. »Ihnen wird es gut thun,« sagte er, »wenn Sie die Entschuldigungen unsers guten Hausherrn persönlich geltend machen und bei dieser passenden Gelegenheit den Hof etwas näher sich ansehen. Vielleicht kann ich selbst Ihnen etwas behülflich seyn, daß der Besuch Ihnen unterhaltender wird.«

Der in diesen Worten liegende Wink bestimmte Meistern, nicht weiter in den Freiherrn zu dringen und sich das Unangenehme der Reise um so bereitwilliger gefallen zu lassen, als er dadurch seinem Freunde einen wichtigen Beweis seiner Freundschaft geben, und auch Marianens Vater sich gefällig erweisen konnte. Dieser war über den Erfolg seiner Weigerung so erfreut, daß er sofort Anordnungen gab, um ein besonders stattliches Abendessen auszurichten. »Denn so bald,« sagte er, »darf ich Sie, Herr Meister, nicht wieder hier zu sehen

erwarten; ich kenne die Gastlichkeit des Hofmarschalls; sie ist es zum Theil, die mich vor einem Besuche bei ihm scheu macht.«

Er ging hinaus, und da unsere Freunde nun ganz allein waren, sagte Meister sogleich: »Ich weiß schon, daß ich diese Reise in der ganz neuen Rolle Ihres Stellvertreters zu machen habe; darum bitte ich Sie um die möglichst deutlichen Verhaltensbefehle.«

»Die werden nicht Noth seyn,« sagte Coucy lächelnd; »denn die Aufgabe ist Ihnen bereits bekannt und die Lösung kann ich Ihrer Freundschaft und Besonnenheit ruhig überlassen. Von der Zeit an, wo man den Krieg beschloß, wünschte ein Theil der Ráthe des Fürsten, mich wieder im Dienst zu sehen, und auf meiner letzten Reise hatte ich Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß dieser Wunsch von dem Heere unterstützt werde. Was ein Fürst mit Recht erwarten kann, daß sich nämlich der Diener

vor der Welt den Schein gefallen lasse, als ob er die Annäherung zuerst gewünscht habe, ist dadurch von mir geschehen, daß ich in das Gebiet desselben wieder zurückkehrte. Nun muß ich, nicht sowohl meiner, als der guten Sache wegen, erwarten, daß man mir Vorschläge mache, und wenn man von Seiten des Rathes dazu eine Person ohne diplomatischen Charakter zu wählen vorzieht, um sich jedenfalls nicht zu compromittiren, so ist mir das auch lieber, obwohl aus andern Gründen. Sie haben nichts zu thun, als die Anträge, welche man Ihnen unter der Form freundschaftlicher Erkundigungen nach mir zu machen ansinnt, wirklich in dieser Form mir zu schreiben und meinen Antworten darauf ebenfalls ihren Charakter als freundschaftliche Eröffnungen zu lassen.

»Das halte ich allerdings nicht für zu schwer,« versetzte Meister; »aber ich besorge, daß ich mit Intriguen und Rabalen zu

kämpfen haben möchte, deren Feinheit mir entgeht.«

»Vergleichen,« antwortete Coucy, »ist mehrentheils nur an kleinen Höfen zu Hause; an größeren beschränken sie sich auf Kleinigkeiten; denn bei ernsteren Sachen lehrt hier schon das Interesse des Staats mehr Vernunft, und vollends in Zeiten der Gefahr finden Sie die meisten Staatsmänner brav. Innerhalb der Grenzen Ihrer Rolle haben Sie also keine Überlistung und Verwirrung zu fürchten, und gerade die Treue in dieser Rolle konnte ich nur von Ihnen erwarten.«

»Ich denke Ihr Vertrauen zu rechtfertigen,« sagte Meister, »und da der verlängerte Aufenthalt mir hier doch jetzt unangenehm werden mußte, so ist es mir angenehm, ihn auf gute Art verändern zu können.«

Sie kamen nun überein, daß Coucy's Diener die Briefe jedesmal selbst überbringen



solle und ließen sich darauf von dem wieder eingetretenen Freiherrn die Fortsetzung der Hindernisse vorerzählen, die diesen von der Reise abhielten. Wilhelm versprach, sie sich möglichst zu merken, um sie dem Hofmarschall in ihrem ganzen Gewichte vorzustellen. Die Frau Pfarrerin kam ebenfalls wieder dazu und freute sich aufrichtig, da unser Freund ihr seine Begleitung bis zu der Residenz antrug. Sie konnte von dort aus Laertes Wagen nehmen und brauchte also den Freiherrn nicht wieder zu bemühen.

Als sie Abends bei einander saßen, sagte Coucy zu Meistern: »Ich habe heute an Ihnen eine weit größere Heiterkeit bemerkt, als je zuvor, und nehme es als ein glückliches Zeichen Ihrer vollen Genesung.«

Auch Raimund hatte dasselbe wahrgenommen und Wilhelm versetzte: »Sie haben Recht, und ohne diese Stimmung würde mir's weit schwerer fallen, daß ich mit der morgenden Frühe auch von Ihnen mich

Losreißen soll.« Er versuchte, diese Stimmung, wie er sie beim Erwachen besonders klar gefühlt hatte, ihrem Wesen nach zu bezeichnen; aber indem er sich bestrebte, die genauesten, eigentlichsten Ausdrücke zu wählen, beschwerten sich Raimund und die Pfarrerin, daß ihnen seine Meinung unverständlich sey. Letztere beschuldigte ihn, er rede nicht wie ein Dichter, sondern wie ein Philosoph.

»Verzeihen Sie,« sagte er; »gerade das fehlt mir, daß ich kein Philosoph bin, um überall die Worte treffen zu können, welche die passendsten und dadurch die verständlichsten sind.

Coucy lachte. »Sie müssen eine wunderliche Vorstellung von der Philosophie haben,« entgegnete er, »indem Sie ihr so etwas Ungewöhnliches ansinnen. Unsere Philosophen denken an nichts weniger, als an Verständlichkeit bei ihrem Versuche, den Menschen mit sich selbst zu verständigen, oder man könnte auch sagen, sie wollen mehr,

daß man ste, als daß man sich selbst verstehen lerne. Aber lassen Sie sich das nicht irren. Wenn wir Ihre Worte auch nicht begriffen, so verstehen wir doch Ihr Gesicht. Mittheilen läßt sich eine Steigerung des Selbstbewußtseyns schwerlich anders, als durch Leben, That und Bild.«

»Wenn das wäre,« sagte Meister, »so müßte der Dichter eben sowohl, ja noch leichter jene Verständigung des Menschen mit sich selbst herbeiführen können, als der Philosoph vom Fach.«

»Jeder in dem Maß, wie er sich selbst klar ist,« antwortete Coucy; »wenn übrigens der Dichter dieses geworden, so glaube ich allerdings, daß ihm die meisten Mittel zu Gebote stehen, seinen Gewinn zu einem Gemeingut zu machen. Ich bin geneigt, dieses von jedem großen Dichter zu fordern und es für die einzig wahre Didaktik zu halten, die in der Poesie anwendbar ist. Ohne daß sie in Paragraphen sich darlegte, wird sie be-

griffen und aufgenommen werden, und damit alles leisten, was der Zweck der Mittheilung fodert.«

»Wahrlich,« versetzte Meister, »es wäre mir lieb, wenn der Dichter zu solchen Hoffnungen wirklich berechtigt wäre; aber beinahe scheint mir das zu kühn.«

»Zweifeln Sie etwa,« fragte Coucy, »daß das Schöne mit dem Wahren eben so vereinbar sey, wie mit dem Guten? Das Prisma bricht den Lichtstrahl in Farben, die in der Erscheinungswelt bestimmt aus einander treten. Aber im Strahle selbst sind sie doch eins.«

»Das geht hoch,« sagte der alte Freiherr. »Lassen Sie uns die gelehrten Dinge vergessen und Jeder froh seyn, daß wir wieder froh seyn können.«

»Gut gesagt,« rief Wilhelm lächelnd, indem er mit ihm anstieß; »und doch reden Sie eben so tiefsinnig, wie wir.«

»Daß ich nicht wüßte,« sagte Raimund;

»aber ich läugne nicht, daß ich mich heute eben auch besonders behaglich fühle. Möchte es nur so bleiben können.«

»Es hängt von Ihnen ab,« antwortete Wilhelm. »Verlassen Sie diese alte Burg, übergeben Sie ihre Verwaltung, wie Junius, an einen zuverlässigen Verwalter, werfen Sie sich in die Flut des Lebens. Sie trägt Seden, der sich ihr zu vertrauen wagt, und da am leichtesten, wo sie am tiefsten ist.«

»Ich habe Ihnen schon meine Gründe angegeben, weshalb ich Sie leider nicht begleiten kann,« sagte der Freiherr, »und noch viel weniger würde ich mich zu einer bleibenden Veränderung bequemen. Dieses Vertrauen auf die Flut des Lebens, wie Sie sich ausdrücken, verliert sich, wenn man in ihr müde geworden ist, und Sie werden finden, daß die meisten alternden Leute davon wenig übrig behalten. Sie gedenken wohl gern daran, daß sie sich einst auch so umhergetrieben sahen; aber doch sind sie froh,



daß es aufgehört hat. Je länger man aber in der Ruhe geblieben, um desto mehr wächst man mit seinen Umgebungen in ein gemeinschaftliches Leben zusammen, und die traurigen Erfahrungen sowohl, wie die frohen machen diese Verbindung zwischen uns und unserer Umgebung, wie zwischen Leib und Seele immer fester.«

»Ich gestehe,« sagte Madame Melina, »daß mein Gefühl dieser Aussage beistimmt; die bei weitem meisten Menschen sehen wir vor allen Dingen nach einem ruhigen und festen Verhältniß ihres Lebens und nach eigener Ruhe verlangen.«

»Allerdings,« versetzte Coucy, »ist dieses naturgemäß. Man soll aufhören, zu streben, sobald man sich sagen darf, daß der Zweck des Strebens erreicht ist, und Jeder, dessen Klarheit das Schütteln nicht verträgt, muß sich Ruhe suchen, damit die verschiedenen Elemente seines Wesens durch Niederschlag sich setzen. Nur dadurch ge-

winnt das Leben der gebildeten Völker seine verschiedenen festen Formen, daß einerseits das jugendliche Streben frei gegeben und seiner Absicht gemäß geleitet, andrerseits aber auch das Gewordene in seinem ruhig aus sich hervorwirkenden Bestande geschirmt wird. Ein Volk, das beides mit einander weise zu verbinden sucht, wird immer das glücklichste seyn.«

»Sie sind mein Mann,« versicherte der Freiherr behaglich, »und ich denke, Herr Meister werde später wohl auch mit uns einverstanden werden.«

»Ich bin es schon jetzt,« war die Antwort, »nur daß ich diesen ruhigen Bestand mehr in der innern Organisation, als in der äußern Ruhe suche. Herr von Junius zeigte mir einmal die Lampe des Cardanus, die so gebaut ist, daß sie bei allen Bewegungen im ruhigen Gleichgewicht bleibt. Was hier der Mechanik möglich ist, muß dem Be-

wußtseyn in seiner Sphäre ebenfalls gelingen können.«

»Was sagen Sie zu dieser Erklärung?« fragte Raimund gegen Couch; »ist Herr Meister wirklich mit uns einverstanden?«

»Ich denke so weit, als es von ihm zu erwarten ist,« versetzte der Gefragte lächelnd. »Nicht alle Menschen suchen dieses edle Kunstwerk des Cardanus nachzuahmen. Die meisten Lebenslampen brennen nur, wenn sie ruhig stehen, und bedürfen zwar Luft, vertragen aber keinen Zugwind.«

Man fuhr fort, in solcher heitern Weise sich über die ernste Aufgabe des Lebens zu besprechen und beschloß zulezt mit der Anerkennung, daß die eigene Zufriedenheit nie zu verachten sey und mit dem Wunsche, daß sie bei den verschiedenen Ansichten Jeder finden und behalten möge.

---

## Zwölftes Capitel.

---

Unser Freund machte sich Morgens bei guter Zeit auf, und man durfte es an der Frau Pfarrerin loben, daß sie ihn nicht gar zu lange auf sich warten ließ. Die Weite des Weges zwang zur Eile, wenn man nicht zu spät ankommen wollte.

Die Straße hielt sich anfangs an den Ufern des See's und Wilhelm blickte häufig auf Ludolfs Landhaus und die verschiedenen Plätze hin, die ihm merkwürdig oder lieb geworden waren. Der Gedanke, daß die, welche ihm den Aufenthalt anziehend gemacht, die Gegend bereits, außer Coucy, alle verlassen hatten und daß Niemand darin zurückblieb, als der alte Freiherr mit der armen Mariane, gab seinem

Blick etwas Schwermüthiges. Er eröffnete seiner Gefährtin, so weit es thunlich war, seine Gedanken und übergab ihr den Brief an Marianen, den sie, falls ihr Mann nichts dawider habe, treu zu bestellen und über die Wirkung ihm Nachricht zu geben versprach.

Man kam bald aus der Umuferung des See's hinaus und die Straße wand sich, nicht aufs beste unterhalten, zwischen waldigen Hügeln fort. Der Wagen war aber leicht und die muthigen Pferde eilten rasch weiter. Nach einigen Stunden hatte man die Höhe gewonnen und die Pfarrerin zeigte ihrem Gefährten in der Ferne schon den großen Dom der Hauptstadt. Die Gegend wurde bald flacher und gewöhnlicher, aber belebter. Man lenkte auf eine Hauptstraße ein und nun ging es noch rascher durch reinliche Dörfer und angenehme Marktflecken vorwärts. Man verweilte nur ein Mal eine kurze Zeit, um dem Gespann Ruhe zu gönnen und schon früh am Nachmittage fuhr



man durch das prächtige Thor in die gedrängt volle, mit pallastähnlichen Gebäuden dicht besetzte Hauptstraße der Residenz.

Der Kutscher hatte von Wilhelm die Weisung bekommen, bei Laertes' Hause vorzufahren, das er sehr wohl zu kennen erklärte, da seine eigene Herrschaft es zuweilen besuche. Er erzählte, daß der Besitzer einer der beliebtesten Kaufleute der ganzen Stadt sey und auch gewiß bald zu den reichsten gehören werde, da er es recht anzufangen verstehe. Das Haus zeigte Nettigkeit und Wohlstand. Als der Wagen vor der Thür hielt, sprang sogleich der Hausherr selbst hinzu und wunderte sich nicht wenig, da er die Angekommenen erkannte.

»Himmel,« rief er, »was sehe ich? Ist es nicht, als ob die Zeiten wieder zurückgehen und das Alte neu machen wollten? Wir Drei wieder zusammen, wer hätte sich das träumen lassen?« — Er drang mit Ernst und Hast darauf, daß Meister geschwind

aussteigen solle. »Wir werden sogleich essen,« sagte er, »und Ihr seyd gewiß hungrig.«

Wilhelm berichtete dagegen, daß er auf eine Einladung des Hofmarschalls hergekommen sey und also fürerst sich diesem vorstellen müsse.

»Des Hofmarschalls?« sagte Laertes verwundert und betrachtete jetzt den Wagen und den Kutscher genauer. »Wie bist Du doch mit dem bekannt geworden und was hat diese Einladung für einen Zweck? Aber,« setzte er hinzu, »es ist wahr, Du darfst nicht zögern, wenn Du noch früh genug vor Tisch bei ihm ankommen willst. Nur versprichst Du, mich recht bald zu besuchen und außer des Hofmarschalls Wohnung keine andere der meinen vorzuziehen.«

Meister sagte dieses gern zu und schied von seiner Gefährtin und dem alten Freunde mit herzlichen Grüßen. Erst, als er weiter durch die Straßen fuhr, fiel es ihm ein, daß

er vergessen habe, der guten Frau Verschwiegenheit über Manches zu empfehlen, indes beruhigte er sich bei dem Gedanken an Laertes zuverlässiges Wohlmeinen.

Der Pallast des Hofmarschalls lag an einer Ecke der Stadt, unfern der Kathedrale und dem fürstlichen Schlosse. Es war neu in einem edlen Styl gebaut und an den Seiten frei stehend, so daß man neben den Pavillons her in den großen dahinter liegenden Garten blickte. Als der Wagen in den vorderen Hof fuhr, bemerkte unser Freund einen Mann mit zwei Frauenzimmern am Fenster, die sich schnell zurückzogen. Bald darauf kamen Bedienten in reicher Livree aus der Hauptthüre und in derselben zeigte sich der Marschall. Wilhelm sprang aus dem Wagen, um dessen Herabsteigen von der Treppe zuvorzukommen. Der Marschall war ein Mann von vielleicht sechzig Jahren, dessen ganzes Äußere sogleich bekundete, daß er in den Verhältnissen des

vornehmen und höfischen Lebens von früh  
 auf heimisch gewesen. Sein Anstand war  
 bescheiden und ungeachtet des Alters leicht,  
 aber zugleich gehalten und würdig. Das  
 nicht unangenehme Gesicht verrieth weder  
 Schlaueit, noch Oberflächlichkeit und man  
 möchte am passendsten davon sagen, daß es  
 eben gar nichts verrieth. Bei diesem Blick  
 des Auges, bei diesem Ton der Stimme,  
 dieser kaum von Runzeln der Jahre bestreif-  
 ten glatten Stirn, ließ sich durchaus kein  
 Vermuthungsschluß auf den Charakter des  
 Mannes wagen. Meister hatte im ganzen  
 Lauf seines Lebens nur ein Mal eine ähn-  
 liche Figur gesehen, nämlich seines Freundes  
 Coucy Bruder, den Abbé, und die plötzliche  
 Erinnerung an diesen brachte ihn auf die  
 Meinung, daß er sich vorsehen und besonders  
 alle Worte, die sich auf seinen Freund be-  
 zögen, genau wägen müsse.

Nach den ersten Begrüßungen und  
 nachdem Meister den alten Freiherrn wegen

seines Zurückbleibens versprochenemassen entschuldigt hatte, sagte der Hofmarschall, indem er ihn eine Marmortreppe hinauf in einen großen, mit kostbaren Kupferstichen schön verzierten Saal führte: »Ich hätte den guten alten Herrn sehr gern gesehen; denn wir sind Jugendfreunde. Aber ehrlich gestanden, hoffte ich selbst nicht auf die Erfüllung meiner Bitte und that sie nur, weil ich nicht wagte, Sie allein ohne ihn zu mir einzuladen. Ich will es nur bekennen, daß ich eigentlich auf sie es angelegt hatte, und ich weiß nicht, wie ich Ihnen meinen Dank dafür aussprechen soll, daß Sie mich sogleich errathen haben.«

Diese Erklärungen lauteten so offen, daß Meister sich wunderte, einen Hofmann sie in dieser Unbefangenheit geben zu hören. Er antwortete, daß er einen solchen Wunsch freilich nicht errathen haben würde, aber sich freue, wenn er als entschuldigender



Freund des Freiherrn nicht ungütig aufgenommen sey.

»Sie werden mich bald als einen Feind aller bloßen Complimente kennen lernen,« sagte der Hofmarschall. »In der That hatte ich die lebhafteste Sehnsucht, Sie zu sehen, und würde Sie ganz gewiß aufgesucht haben, wenn nicht meine Frau und Tochter darauf bestanden hätten, daß ich Sie vielmehr hierher zu mir einladen müßte. Sie wissen vielleicht noch nicht, wie sehr Sie durch Ihre trefflichen poetischen Arbeiten alle Damen der Residenz für sich gewonnen und auf Ihre persönliche Bekanntschaft neugierig gemacht haben. Die Meinigen wollten sich den kleinen Triumph nicht nehmen lassen, den unbekanntem Liebling der Musen zuerst den übrigen vorzuführen.«

Wilhelm Meister hatte an eine Möglichkeit dieser Ursache der Einladung so wenig gedacht, daß er in seiner Antwort eine merkliche Verlegenheit zeigte. Doch konnte

er nicht umhin, dem geschliffenen Manne geneigt zu werden, der seine reizbarste Seite Flug aufgefunden hatte.

»Jetzt muß ich Sie freilich meinen ungeduldigen Frauen übergeben,« fuhr der Hofmarschall nach den nächsten Zwischenreden fort. »Aber indem ich Sie diesen, wie billig, zunächst lasse, erlauben Sie mir voraus die Bitte, daß auch ich Sie zuweilen in Anspruch nehmen und Ihrer Unterhaltung genießen dürfe.«

Er führte seinen Gast hierauf an der Hand in das Cabinet seiner Frau und stellte ihn dieser und seiner Tochter Hildegard als den von ihnen sehnlichst erwarteten Dichter vor. Meister mußte sich zusammennehmen, um mit Ehre zu bestehen. Die Marschallin war eine Frau von etwa vierzig Jahren und durfte noch immer auf Schönheit Anspruch machen; doch schien sie, vielleicht wegen ihrer Tochter, mehr durch Geist als Schönheit glänzen zu wollen. Hildegard

war wirklich reizend. Die Züge des Gesichts waren regelmäßig und ausdrucksvoll und deuteten auf Geist; aber freilich auch auf die Reizbarkeit schwacher Nerven. Das Auge blickte Wohlwollen und Sicherheit im Benehmen, aber wenig Feuer. Die Farbe war leise geröthet, höchst anziehend, der Buchs überaus zierlich, alles, bis auf die melodische, doch leise Sprache, Merkmale der gewöhnlichen Schwäche von Frauenzimmern ihres Standes.

Mutter, wie Tochter lenkten das Gespräch mit geübter Leichtigkeit auf Gegenstände, die unserm Freunde nahe lagen, und dieses Entgegenkommen schien die Versicherungen des Marschalls zu bestätigen. Es wurde über die Residenz, die Winterlustbarkeiten derselben, die bevorstehenden Carnivalsbälle, die verschiedenen Theater, die beliebtesten neueren Stücke, und dann im leichten Übergange von den allgemeinen Forderungen der Zeit an die dramatische Dicht-

kunst gesprochen. Mit gefälligen Anspielungen deuteten beide Damen darauf hin, daß sie ihre Urtheile nur vorläufig abgaben, bis Meister sie durch das seinige berichtigen würde.

Man rief zur Mittagstafel, die der Hofsitte gemäß jetzt während der kürzesten Tage bei schon brennenden Kerzen angerichtet war, und setzte hier die angefangene Unterhaltung fort.

Der Marschall behauptete, daß den Theatern der Residenz nur ein wahrer Dichter fehle, um bei dem bedeutenden Aufwande, welchen sie kosteten, allen begründeten Forderungen zu genügen. »Und den,« sagte er, »wird man wohl vergeblich erwarten, wenn man nicht ihm ein besseres Verhältniß, als das gewöhnliche, sichert. Ein wirklicher Dichter möchte sich wohl nicht dazu verstehen, über das, was er für nothwendig und recht erkennt, mit dem Regisseur und den Launen der Schauspieler wie des Publikums sich in

Erörterungen einzulassen. Unser trefflicher Fürst hat schon lange an eine zweckmäßigere Anordnung gedacht. Er wünscht einen ausgezeichneten Dichter an seinen Hof zu ziehen, nicht um ihn zum Theaterdichter zu erniedrigen, sondern um die höchst bedeutenden Ausgaben, die dem Vergnügen und der Verschönerung seiner Residenz bestimmt sind, nicht ohne Plan zu verlieren. Wenn an einzelne Sängern die höchsten Besoldungen verwandt werden, so ist es gewiß zu billigen, daß man an einen ordnenden Geist denke, der mit schönem Sinn ein schönes Ganze zusammen zu bilden wisse; aber ein solcher bedarf nicht bloß eine seiner würdige Entschädigung, sondern auch Freiheit und Ehre.

Dieses wurde so scheinbar zufällig gesagt, und verflocht sich in das Gespräch so leicht, daß unser Freund nicht darauf fiel, eine weitere Absicht dabei zu vermuthen. Es freute ihn vielmehr innig, einen Hof-



mann mit solcher verständigen, und wenn auch gerechten, doch so seltenen Anerkennung über die Kunst reden zu hören, und er pries das Volk glücklich dessen Ausbildung der Sorge eines so edlen Fürsten anvertrauet sey. Die von dem Marschall dargelegten Ansichten billigte er mit einem Enthusiasmus, den wir an ihm bei solchen Anlässen kennen.

»Es freut mich,« sagte der Marschall, »daß meine Gedanken Ihren Beifall haben, und so wage ich gleich jetzt, mit der eigentlichen Hauptabsicht hervorzurücken, die meiner Einladung freilich auch zum Grunde lag. Ich gestehe Ihnen also, daß der Fürst mir seinen Wunsch in einer Art ausgesprochen, die einem bestimmten Auftrage gleich kommt. Ich würde darüber in Verlegenheit gewesen seyn, wenn ich durch meine Frauen nicht bereits auf Sie aufmerksam geworden wäre. Der Fürst selbst billigte es, als ich Sie nannte, und erzählte mir, daß er Sie bereits kenne. Sagen Sie mir denn

offen, würden Sie solche Verhältnisse, wie sie unser Fürst einem Dichter bieten kann und will, annehmlich finden? Oder wünschen Sie noch ein Mehreres? Ich gestehe, daß ich mir selbst kein Urtheil über einen so wichtigen Gegenstand zutraue, und darum hielt ich eine persönliche Beredung für das Beste.«

»D,« rief Wilhelm, »daß die großen Meister unsers Volkes bei Zeiten eine solche Aufmunterung gefunden hätten, so würden ihre Schicksale den Undank der Nation nicht so hart verklagen und die deutschen Höfe hätten ihren Glanz und ihre Sitte längst in sich selbst gefunden, ohne beide von Frankreich zu borgen! Was machte Ludwig den Vierzehnten zum Gesetzgeber der Mode für ein Jahrhundert, als diese einzige Klugheit, daß er die Dichter an seinem Hofe zu ehren wußte? Diese waren es, die der französischen Sprache einen solchen Sieg verschafften, der überdem die Siege, die sie nach

hundert Jahren erfochten, mehr als alles Andere vorbereitete.«

Die Marschallin lächelte und Hildegard hing fest an des feurigen Redners belebten Zügen. »Sie entzücken mich,« sagte der Marschall; »ich glaube in Ihren Worten Ihre Neigung zu erkennen.«

»Dazu werden Würdigere bereit seyn,« versetzte unser Held. »Wahrlich, ich habe es nie gebilligt, wenn den Anfängern die Gunst zugewendet wurde, welche den Meistern gebührt, und ich könnte mich nie entschließen, eine so große anzunehmen.«

»Ihre Bescheidenheit ist schön, aber übertrieben,« antwortete der Marschall; »ich freue mich nur, daß Ihre eigenen Werke es mir leicht machen werden, sie zu bekämpfen. Doch das wollen wir verschieben. Ich sehe es meiner Tochter an, daß sie nach dem Theater verlangt. Leider halten mich Geschäfte am Hofe für den Anfang zurück, und ich bedaure es doppelt, weil ein neues

Lustspiel von Raupach gegeben wird. Ihnen aber macht es wahrscheinlich Vergnügen, dasselbe zu sehen, und so darf ich Sie wohl einladen, meine Familie hinzubegleiten? Doch wie Sie wollen; ich vergesse, daß Sie vielleicht ermüdet sind, und für den Fall seyn Sie offen. Ich wünschte nur, daß Sie unser Hoftheater kennen lernten, damit wir auch darüber reden können.

Meister übernahm das ihm aufgetragene Geschäft mit dem verbindlichsten Danke. Es war ihm wie ein Traum, daß er den Zweck seiner Reise so ganz anders denken sollte; denn an der Aufrichtigkeit der gemachten Anträge wußte er bei ihrer Bestimmtheit nicht zu zweifeln.

Die Residenz hatte zwei verschiedene Theater, und unter diesen war das Hoftheater damals das vorzüglichste und besuchteste. Es war ein prachtvolles, in den besten Verhältnissen geordnetes Gebäude, wie unser nur in Provinzial- und Handelsstädten

bekanntes Freund so glänzend noch feines gesehen hatte. Die Loge des Marschalls war zunächst der fürstlichen, und Wilhelms Eintritt mit den beiden Damen schien die Aufmerksamkeit aller in den andern Logen ersten Ranges harrenden Zuschauer auf ihn hin zu lenken. Er bemerkte darunter seinen Freund Laertes mit dessen Frau und wurde von ihnen begrüßt. In einer andern befanden sich zwei Männer, die er für den Herrn von Ottwalt und den Professor Heidenstein erkannte, mit welchen er vor einem halben Jahre auf der Reise zusammengetroffen war. Die Zahl der Anwesenden war, wie Hildegard ihm bemerkte, heute besonders stark, weil das erste größere Lustspiel Raupach's die allgemeine Erwartung rege gemacht.

Es war unserm Freunde eigen ums Herz, daß er jetzt einen der ersten Plätze unter denen einnahm, um deren Beifall er einst selbst mit der höchsten Anstrengung



von der Bühne her warb. Der Anblick des Theaters sprach ihn so bekannt, und doch in seiner neuen Lage so wunderbarlich fremd ans Herz. Die Ouvertüre rauschte vorüber, ohne daß er sie beachtete, bis Hildegard ihn fragte, wie ihm die Musik des leider zu früh verstorbenen Weber und namentlich die Ouvertüre zum Oberon gefalle? »Vorzüglich,« sagte er in Verlegenheit. Zum Glück begann sie sogleich selbst über den Weberschen Styl zu sprechen und äußerte, daß sie Webern für einen Gefühlsverwandten Mozart's halte, auf den jedoch Beethoven merklich eingewirkt habe. »Doch,« sagte sie, »lassen sie uns Raupach's Werk mit Aufmerksamkeit betrachten; der Dichter ist uns im Lustspiel noch zu neu, um ein festes Urtheil über ihn zu haben.«

Kurz vor dem Beginn des zweiten Aufzuges erschien der Fürst in seiner Loge; mit ihm sein ältester Prinz, eine schöne Jünglingsgestalt mit einem geistreichen Antlitz

und feurigen Augen, und der Hofmarschall. Letzterer grüßte unsern Freund mit Auszeichnung, und der Fürst blickte diesen hierauf lächelnd an. Es war jener Fremde, mit dem er das Jägermahl verzehrt hatte. Ehe er aber Zeit gewann, sich zu sammeln, trat der Fürst durch eine Zwischenthür in die Loge des Marschalls herüber, begrüßte die Damen und sagte dann, zu Meistern gewendet: »Es freut mich, Sie wiederzusehen. Sie haben mir schon einmal eine angenehme Stunde gemacht und ich hoffe, Sie werden damit auch in Zukunft nicht geizen. Wenigstens, was in meiner Kraft steht, Sie zu halten, werde ich gewiß anbieten, und ich rechne darauf, daß Sie mir dabei selbst behülflich sind.«

»Meine kühnsten Wünsche sind erfüllt,« versetzte Meister ehrfurchtsvoll, »wenn Ew. Hoheit meine bisherige Unbekanntschaft mit Ihrer fürstlichen Milde, wie mit Ihrem Range vergessen wollen.«

»Tauschen Sie mich nicht,« sagte der Fürst; »ich habe eben auf Ihre Offenheit vorzüglich gerechnet. Doch wie gefällt Ihnen dieses Theater? Mich dünkt, es gehöre zu den schöneren in Deutschland. Ich habe es nach den Verhältnissen des Theaters San Carlo in Neapel bauen lassen.«

Er stellte sich mit Meistern an die vordere Brüstung und zeigte ihm die Verhältnisse des Baues. Dann fragte er ihn, ob er mit den Personen in den übrigen Logen vielleicht noch unbekannt sey, und nannte ihm die angesehenern darunter. »Sie werden sie, denke ich, bald Alle kennen lernen,« setzte er hinzu, »und ich will Ihnen die Bekanntschaft erleichtern. Sie kommen morgen Vormittags um elf Uhr zu mir. Jetzt will ich Sie in dem Genuße des Schauspiels nicht länger stören.« Mit diesen Worten grüßte er ihn, empfahl sich den Frauen und trat in seine Loge zurück.

Bei dem Beginn des vierten Aktes ver-

ließ der Fürst das Haus, und der Marschall, der auf seinen Wink zurückblieb, trat zu seiner Familie hinüber. »Der Fürst,« sagte er zu Meistern, »weiß, daß ich ein leidenschaftlicher Freund der Kunst, wenn auch nichts weniger, als ein Kenner bin, und hat mir deshalb erlaubt, hier zu bleiben. Wie gefällt Ihnen das Stück?«

»Ich möchte, wie Solon, auf das Ende harren, ehe ich es selig spreche,« sagte Meister, »und doch bin ich zu zerstreut, um genau genug aufzumerken.«

»Bermuthlich die Folge der Reise,« versetzte der Marschall, »auch hat der Fürst Sie gestört. Aber finden Sie, daß ich Ihnen zu viel von ihm gesagt habe? Er ist ein Pfleger und Beschützer aller Künste, und wenn er dieses Mal das Haus vor dem Schlusse des Stückes verließ, so veranlaßte ihn dazu eine Abspannung, die nach einem geschäftsvollen Tage sehr begreiflich ist.«

Meister erwiederte, daß die Güte des

Fürsten alle seine Erwartungen übertroffen habe, indem er ihm die zu große Freiheit, welche er sich in Unbekanntschaft mit seinem Stande früher erlaubt, in der gütigsten Weise verziehen.

»Sie werden mir den Vorfall erzählen,« sagte der Marschall; »ich liebe solche Züge aus dem Leben meines trefflichen Fürsten. Er selbst hat mir schon davon gesagt; aber aus Ihrem Munde höre ich es gewiß genauer.«

Sie sahen hierauf das Stück ruhig bis zu Ende und halfen dann das wirklich feine Spiel der Truppe beklatschen. »Lassen Sie uns jetzt eilen,« sagte der Marschall aufstehend, »damit wir ohne Aufenthalt zu unserm Wagen kommen. Bis zum Abendessen können wir uns noch einige Stündchen unterhalten, falls Sie es nicht vorziehen, daß ich Sie bei einigen unserer Minister noch heute einführe.«

Meister lehnte dieses für jetzt ab; denn



er verlangte nach Ruhe, und dem Marschall schien sein Wunsch ebenfalls der liebste zu seyn.

Indem sie die Loge verließen, traten schon Laertes und Ottwalt auf sie ein und nach den ersten Begrüßungen stellten sie vor, daß es zwischen ihnen streitig sey, bei wem die literarische Zusammenkunft morgen Statt finden müsse, nachdem sich die Geheimeräthin von N. aus der Residenz entfernt habe. Beide wünschten für dieses Mal den Vorzug, weil sie Beide das Vergnügen hätten, Meistern zu kennen. Und da sie es für unrecht hielten, freiwillig zurückzutreten, so waren sie übereingekommen, an das Urtheil der Baronesse Hildegard, als der Königin ihres Vereins, zu appelliren.

»Wenn das ist,« sagte diese, »so werde ich am besten thun, das Beispiel guter Richter nachzuahmen und mich auf Unkosten beider Parteien zu bereichern. Ich erkläre also, daß die Gesellschaft morgen bei mir Statt

finde, und daß dann das Loos entscheiden solle, wer von beiden Herren mir zunächst folgen werde.«

»Von Rechtswegen,« bestätigte der Marschall. »Sie sind also hiermit eingeladen, und wir wollen unter meines Gastes Vorsitz einmal über die ganze dramatische Litteratur Gericht halten. Es ist aber hier kalt; entschuldigen Sie, daß ich alter Mann etwas eile.«

Er empfahl sich, indem er Meisters Arm nahm, wie um sich von ihm die Treppe hinunter geleiten zu lassen. Die Frauenzimmer wurden von den beiden Freunden zum Wagen geleitet und man trennte sich mit den Worten: »Bis morgen.«

Ende des fünften Buches.

Neue, empfehlenswerthe Romane  
von  
der Verfasserin der „Erna,“ „Felicitas,“  
„Amadea,“ ic.  
welche

so eben in der Basse'schen Buchhandlung  
in Quedlinburg erschienen sind:

### R o s a m u n d e

und andere Erzählungen, aus dem Reiche der  
Wahrheit und Dichtung. Von der Verfasse-  
rin der »Erna,« »Felicitas,« »Clara,« ic. 8.

Preis 1 Thlr. 4 Gr.

### D e r B r a u t s e e

und andere Erzählungen. Von derselben  
Verfasserin. 8. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

### Bilder aus der großen Welt.

Von derselben Verfasserin. 8. Preis  
1 Thlr. 4 Gr.

### B u n t e B l ä t t e r

zur flüchtigen Unterhaltung aus dem Reiche  
der Wirklichkeit und der Phantasie. Von  
derselben Verfasserin. 8. Preis 1 Thlr.

---